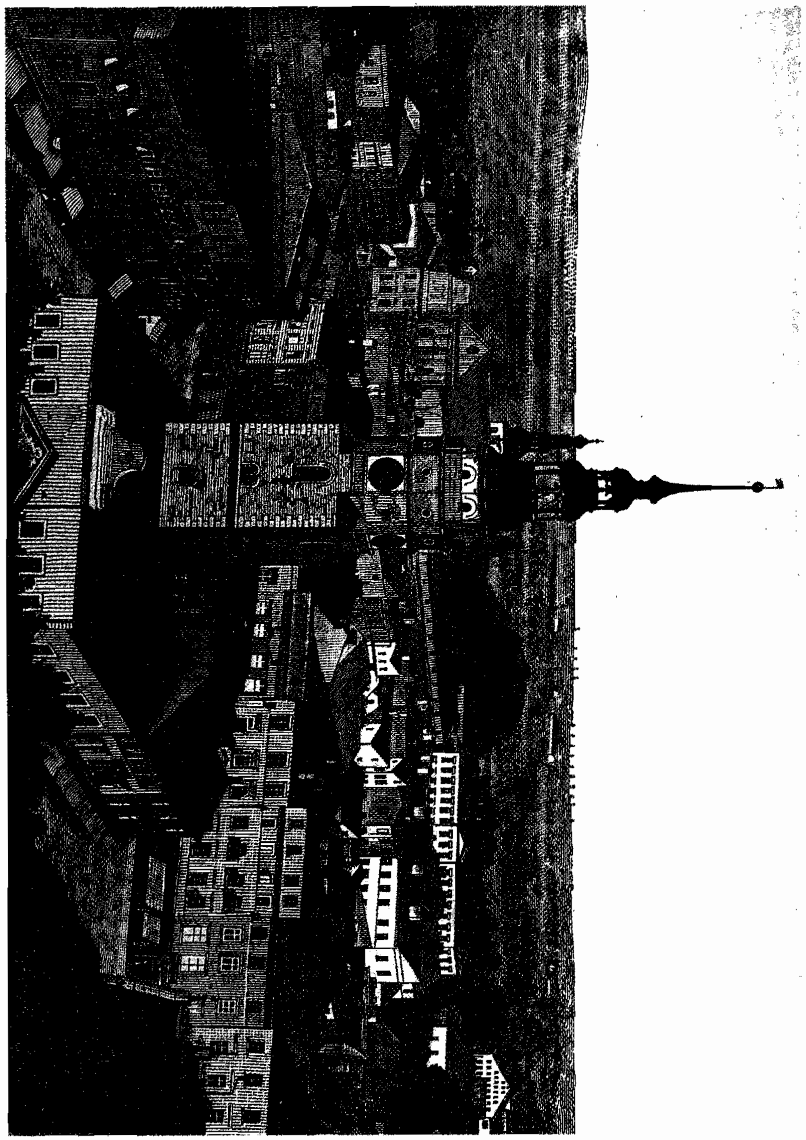


Ansicht von Troppau.

Das

Herzogthum Schlesien.

Geschildert

von

Anton Peter,



Mit zahlreichen Abbildungen und 1 Titelbilde in Tondruck.

Wien 1884.
Verlag von Karl Graeser.
I. Akademiestraße 2 b.

Viel grüne Höhn umkränzen
Das schöne Schlesierland,
Und goldne Saaten glänzen
An unsrer Flüsse Rand;

Viel Blumenauen decken
So zierlich Wald und Thal,
Und die Schalmeien wecken
Der Berge Widerhall.

Die Hirten fröhlich singen,
Die Glöcklein klingen hell,
Die Lämmchen lustig springen,
Es murmelt leis' der Quell.

Im Erdenschoß verborgen
Ruht köstlicher Gewinn;
Ihn hebt in Müh' und Sorgen
Des Bergmanns muth'ger Sinn.

Des Hammers kräft'ge Töne,
Des Rades fleiß'gen Gang
Des Thales wack're Söhne
Begleiten mit Gesang.

Viel bied're Herzen hüten
Des Friedens heilig Band,
Den Feinden Trotz sie bieten
Im Kampf fürs Vaterland.

Denn treuer Liebe Feuer
Des Schlesiers Herz durchglüht,
Auf dass dem Lande neuer
Und ewiger Ruhm erblüht.

Sch. D. Sobel.

Das Herzogthum Schlesien.

1. Abriss der Landesgeschichte.

(Urbevölkerung. — Funde. — Der Name Schlesien. — Einführung des Christenthums. — Bisthum Breslau. — Provinz Schlesien. — Colonisation. — Die heil. Hedwig. — Die Mongolen. — Das Herzogthum Oppeln. — Das Herzogthum Teschen. — Die Troppauer Provinz. — Oberlehensherrlichkeit der böhmischen Krone. — Hussitenkriege. — Die Reformation und der dreißigjährige Krieg. — Troppau in kaiserlicher Acht. — Aussterben der Přemysliden in Troppau und der Piasten in Teschen. — Die Liechtensteiner. — Die schlesischen Kriege. — Die Regierungszeit Kaiser Franz Josefs I.)

Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch uns'rer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt.

Schiller.

In grauer Vorzeit liegt der Beginn geschichtlichen Lebens in unserem Kronlande. Die einzigen Zeugen, welche uns an jene Zeit, auf die nur ein schwaches Dämmerlicht fällt, gemahnen, sind die an einzelnen Punkten des Landes aufgedeckten Grabesstätten verschollener Bewohner desselben. Allein alle die Funde, welche an Schmuck, Waffen und Hausgeräthen, die man den Todten mit ins Grab gab, gemacht wurden, reden eine sehr unbestimmte Sprache, die nur dann deutlicher würde, wenn ihnen Münzen u. dgl. beigesellt wären. Als örtliche Eigenthümlichkeit unseres Landes treten uns zunächst die Funde entgegen, die zum Theil mit den Schweizer Pfahlbautenresten übereinstimmen. Man fand solche beim Grundgraben eines Hauses in Troppau. Reiche Fundstätten für den Alterthumsforscher bieten das Dorf Kreuzendorf bei Troppau und die Gebiete um Jägerndorf und Lobenstein. Opfermesser aus Feuerstein, Äxte und Beile von Stein und Bein, Hämmer, Streitäxte, Meißel aus Serpentin

und Hornstein, Pfeilspitzen, Sicheln, Nadeln, Armringe aus Bronce und zahlreiche Gegenstände aus Eisen wurden hier mit großen und kleinen Grabesurnen und Aschenkrügen aus grauem oder gelbem Thon, theils roh, theils mit Graphit überzogen, in der verschiedensten Form und Größe ausgegraben. Aus allen diesen Funden können wir freilich nur den Schluſs ziehen, daſs diese Gegenden lange vor der Zeit, aus der uns die erste geschichtliche Nachricht über das Land erhalten ist, eine starke Bevölkerung besaßen. Sicher aber ist es, daſs schon vor dem Beginn der Völkerwanderung diese Gebiete der Sitz zahlreicher, oft sehr verschiedener Völkerschaften waren. Der Name eines solchen Volksstammes lebt in der Bezeichnung der Landschaft „Schlesien" fort. Er rührt höchst wahrscheinlich von den in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung um den Zobtenberg herumwohnenden lygischen Silingern her. Der Zobtenberg, welchen Bischof Dietmar von Merseburg augenscheinlich bezeichnet, hieß bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts der Berg „Zlenz" oder „Schlesierberg" und wurde selbst bis in die Hälfte des 15. Jahrh. noch häufig so genannt. Erst später wurde die alte Bezeichnung des Berges vergessen. Auch das Flüsschen Lohe, welches unterhalb Breslau in die Oder fließt, hieß im Anfang des 13. Jahrhunderts die Slenza. Der Schlesiergau begriff damals nur einen Strich in der Mitte dieses Landes um den Zobtenberg. Außer diesem wird noch ein Gau „Dedozesi" angeführt, auch werden die Bobraner, Anwohner der Bober, und die Opolini, die Bewohner des späteren Oppelnschen, erwähnt.

Wahrscheinlich waren die letzteren, gleich der Bevölkerung des Teschnischen, chorwatischen Ursprungs. Von dem ansehnlichsten Theile des Landes, von dem Breslauer Gebiete, dem eigentlichen Krystallisationspunkte dieser Landstriche, gieng der Name Schlesien auch auf die übrigen Landestheile über.

Auch die Römer mögen des Bernsteines und anderer Waren wegen schon seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. Reisen nach der Ostseeküste unternommen und einzelne Standquartiere mit Namen bezeichnet haben. Daſs die Handelsleute durch Schlesien gezogen sind, kann nicht wohl bezweifelt werden, sowie es auch nicht unwahrscheinlich ist, daſs die Bewohner dieser Gegenden mit den Römern in Handelsverkehr gestanden haben. Einzelne Chroniken unseres Landes wollen uns sogar den römischen Namen Troppaus und Jägerndorfs (Luca, Carnovia) überliefern. Allein alle diese Angaben sind der Phantasie jener zeitgemäßen Chronisten entsprungen, die aus der Wissenschaft ein Geschäft machten.

Zum erstenmale geschieht Schlesiens Erwähnung in einem dem 9. Jahrhunderte angehörigen geographischen Fragmente, worin die Sleenzane, die Schlesier, mit ihren 15 Städten angeführt werden.

Zur Zeit der Einführung des Christenthums unter den Slaven im 9. Jahrhundert gehörte das ganze Ländergebiet an der oberen Weichsel und Oder zum großmährischen Reiche. Nach der Zertrümmerung desselben im 10. Jahrhundert fiel es den verwandten Čechen als Beute zu. Der Zusammenhang mit Böhmen aber war von keiner langen Dauer.

Gegen Ende des 10. Jahrh. brach zwischen Böhmen und dem angrenzenden Polen ein Kampf aus, in dem der thatkräftige Polenfürst Boleslaw Chrobry einen großen Theil von Mähren an Polen brachte. Boleslaw, an Geist und Thatkraft ausgezeichnet, war es vorbehalten, die Nation, der er angehörte, nach außen von Sieg zu Sieg zu führen, ihr Reich zu erweitern und im Innern eine feste Staatsform zu gestalten. Auch das Krakauer Gebiet, mit Oberschlesien und dem Teschnischen, wuſste der staatskluge Fürst mit dem Reiche der Piasten zu verschmelzen. An seinen Namen knüpft sich auch ein Ereignis von weittragender Bedeutung. Als Kaiser Otto III. um das Jahr 1000 zum Grabe des heil. Adalbert pilgerte, eilte ihm der Herzog entgegen und verehrte ihm prachtvolle Geschenke. Bei dieser Gelegenheit stiftete er mit Genehmigung des Kaisers ein Erzbisthum in Gnesen, dem er die gleichzeitig errichteten Bisthümer Kolberg, Krakau und Breslau als Suffragansprengel unterordnete. Seit dieser Zeit hat das Christenthum in Schlesien Wurzel gefaſst, obgleich noch viele Jahre hindurch Heiden im Lande blieben.

Die spätere exempte Stellung des Breslauer Bisthums und die gänzliche Lostrennung vom Gnesener Metropolitanverbande entwickelte sich erst im Laufe der späteren Jahrhunderte.

Die von Boleslaw Chrobry auf ihren Höhepunkt gebrachte Machtstellung Polens sank unter seinen Nachfolgern Mesco II. und Kasimir immer tiefer und tiefer, und es schien die völlige Auflösung über das Land hereinbrechen zu wollen. Diese Lage der Dinge beutete der aufstrebende Čechenherzog Břetislaw zu seinem Vortheile aus. Schon im Jahre 1029 hatte er während der Regierung seines Vaters Mähren gewonnen und die Ostrawitza, sowie die Oppa zur Grenze im Norden gemacht. Die Troppauer Provinz war in dieser Zeit unmittelbar mit Mähren vereinigt und gieng in diesem völlig auf. Die teschnische Landschaft bildete bis zum Ausgang des 12. Jahrh. einen Theil des großen polnischen Reiches, von dem es durch folgende Vorgänge getrennt ward. Herzog Wladislaw II., dem nach dem Tode seines Vaters Krakau und Schlesien zugefallen war, suchte seine Brüder, welche andere polnische Gebiete erhalten hatten, zu bekämpfen, muſste aber in dem dadurch erregten Kriege vor den siegreichen Waffen der letzteren nach Deutschland fliehen, dessen Kaiser Konrad III. ihm verschwägert war. Erfolglos war der Feldzug, welchen dieser 1146 unternahm, um den vertriebenen Fürsten in sein Reich zurückzuführen, und auch durch den vom Kaiser Friedrich 1157 nach Polen unternommenen Zug ward für Wladislaw nichts erreicht, der bis an sein Lebensende in Deutschland der Verbannung bitteres Brot essen muſste. Erst seinen Söhnen wurde die Rückkehr nach Polen gestattet. Sie erhielten alles zum Breslauer Bisthumssprengel gehörige

Land, das sie mehrfach unter sich theilten, bis schließlich Herzog Boleslaw Mittel- und Niederschlesien, Mieczislaw ganz Oberschlesien besaß. Boleslaw muſste seinem Sohne Jaroslaw, dem späteren Bischofe von Breslau, das Ottmachauische abtreten. Von unserem österreichischen Schlesien gehörte der westlich von dem, wie erwähnt, mährischen Oppalande gelegene hochgebirgige Theil zu den Ländern Boleslaws. Ratibor und Teschen erhielt Mesco der jüngere Wladislaide.

Für diese zuletzt genannten Territorien, welche früher Bestandtheile des Krakauischen gewesen, muſste, nachdem sie einen eigenen Herrscher erhalten hatten, auch ein eigener Name geschaffen werden.

Sie bildeten, da Mesco nach dem Hauptorte seines Gebietes sich Herzog von Ratibor geschrieben haben wird, das Herzogthum Ratibor. Nach dem Ableben des Bischofs Jaroslaw von Breslau im Jahre 1201 fiel auch Oppeln an Mesco, welcher sich seitdem Herzog von Oppeln nannte. Das nunmehrige Herzogthum Oppeln umfaſste die Gebiete: Oppeln, Ratibor, Teschen, Beuthen und Auschwitz und blieb ungetheilt und unangefochten in den Händen der Descendenten Mescos I.

Wie aber war das Land beschaffen, welches 1163 mit seinen eigenen Fürsten seine eigene Geschichte beginnt? Ein großer Theil desselben war noch nicht von menschlicher Hand angebaut, sondern von dichtem Urwald bedeckt. Der größte Theil der Bevölkerung war unfrei und baute in Leibeigenschaft oder in einem milderen Abhängigkeitsverhältnisse den Acker des Landesherrn, des Adels, der Geistlichkeit. Was sie an Naturalabgaben, an Spann-, Hand-, Wacht- und anderen Diensten ihren Herren zu leisten hatten, war außerordentlich. Der Landbau war das einzige Volksgewerbe des Landes; denn Städte mit einem eigenen Handels- und Handwerkerstande gab es nicht.

Um die weiten, noch nicht bebauten Länderstrecken zu bevölkern, sahen sich die Fürsten des Landes genöthigt, Colonisten ins Land zu rufen, welche allerdings in ganz anderer rechtlicher und materieller Lage, als die eingeborenen Unterthanen durch intensive Bewirtschaftung des Bodens eine höhere Grundrente zu erzielen und davon auch höhere Abgaben zu stellen imstande waren. Bei dem ersten Anblick hat es für den denkenden Beobachter etwas Auffallendes, daſs polnische Fürsten fremde, besonders deutsche Colonisten in ihr Land ziehen und ihnen große Begünstigungen vor ihren eingeborenen polnischen Unterthanen gewähren, ja die Deutschen am Hofe und überall dermaßen begünstigen, daſs ihre gesammten Länder und deren Einrichtungen fast durchaus deutsch waren. Man fragt natürlich: Welche Ursachen hatten die schlesischen Fürsten, Barone und Geistlichen, fremde und vorzüglich deutsche Ansiedler zur Anlegung von Dörfern und Städten in das Land zu rufen, sie den Eingebornen vorzuziehen, ihnen große Privilegien zu geben und Gunstbezeugungen zu gewähren? Und was veranlaſste diese deutschen Ansiedler, ihre Heimat zu verlassen und in ein ihnen fremdes, von Polen bewohntes Land zu gehen, wo sie von den Eingebornen sicher sehr ungern gesehen wurden? Die Antwort darauf ist: Es gab mehrere, und zwar sehr verschiedene Ursachen und Veranlassungen, welche die Colonisierung Schlesiens durch Deutsche bewirkten; die Hauptursache aber, warum die schlesischen Fürsten, Geistlichen und Barone Colonisten zur Gründung deutscher Dörfer und Städte nach Schlesien zogen, und warum diese nach Schlesien kamen, bestand, wie schon angedeutet, in ihrem beiderseitigen Vortheile. Das ist der eigentliche Kern des Ganzen und der Hauptgesichtspunkt, von dem aus man diesen wichtigen Gegenstand betrachten muſs, wenn man zu einer richtigen Ansicht und Beurtheilung desselben gelangen will.

Die vielen Verheerungen des Landes in den deutschen, böhmischen und polnischen Kriegen hatten die ohnehin nicht allzu zahlreiche Bevölkerung noch mehr vermindert. Die ungeheuren Wälder, welche einen großen Theil der Provinz bedeckten, ohne den Besitzern viel einzutragen, boten hinlänglichen Raum für Bewohner, an denen es fehlte. Die Colonisten ihrerseits kamen unstreitig nach Schlesien, um ihre Lage zu verbessern. Was hätte sie sonst bewegen können, ihr Vaterland zu verlassen, um es mit einem fremden Lande, mit ihnen völlig fremden Einwohnern zu vertauschen? Es war daher gleich anfangs kein bestimmter Plan, nach dem man verfuhr, sondern es bildeten sich diese Verhältnisse nach und nach heraus. Der an einigen Orten in die Augen springende Vortheil der neuen Einrichtungen für beide Theile veranlaſste immer häufigere Colonisationen.

Deutsche Dörfer und Städte nannte man diejenigen Dörfer und Städte, welche deutsches Recht erhalten hatten oder zu deutschem Rechte ausgesetzt worden waren, weshalb sie jedoch nicht nothwendig nur von deutschen Colonisten bewohnt sein muſsten. Man verstand unter deutschem Rechte die nach deutscher Art gebildeten Verhältnisse, in welche mit Verleihung desselben die Bewohner der Städte und Dörfer zueinander, zu ihrer Grund-, Gerichts- und Landesherrschaft traten. Es wurden dadurch in Dörfern und Städten freie und geschlossene Gemeinden gebildet. Diese waren von dem sogenannten polnischen Rechte, d. h. den Lasten, Diensten und Leistungen der polnischen Eingebornen, größtentheils befreit. Sie hatten festen Zins, Theilnahme an der Verwaltung ihres Gemeinwesens und an den Gerichten als Schöffen unter ihren Schulzen und Vögten in Fällen der niederen, unter dem Fürsten und dessen Stellvertreter in Fällen der höheren Gerichtsbarkeit. Endlich waren sie durch „Willküren" und Beibehaltung alter guter Gewohnheiten Urheber neuer Rechtsverhältnisse.

Als ein erhebendes Lichtbild in der Geschichte Schlesiens begegnet uns in dieser Zeit eine Herzogin, deren Tugend und fromm ergebener Sinn sie zur Landespatronin von Schlesien machte. Eine Tochter des mächtigen Herzogs Berthold v. Meran, war sie mit Heinrich I. von Breslau vermählt, der vom Jahre 1201 bis 1258 regierte. Hedwig zeigte schon als Kind

einen sehr frommen und ernsten Sinn. Ihre ersten Jugendjahre verlebte sie im Benedictinerkloster in Kitzingen, wo sie sorgfältig erzogen wurde. Herzogin von Schlesien geworden, war sie eine wahre Beglückerin des Landes. Sie sorgte mit ihrem Gemahl reichlich für Kirchen, Klöster und Schulen, beförderte die Cultur des Landes und verbreitete mildere Sitten unter ihren Unterthanen, so dass sie mit Recht den Namen einer Mutter des Landes sich erwarb.

Die Städte wurden blühend, Handel, Gewerbe, Wissenschaften und Künste verbreiteten sich immer mehr und mehr. Ihre Zeit bildet auf dem Felde der Cultur und Gesittung unseres Ländergebietes eine durchgreifende Epoche. Die Heilige selbst war eben nicht bloß eine Heilige, sondern auch eine deutsche Fürstin, die auf der Höhe des zeitgenössischen deutschen Lebens stand.

Hedwig gab das schönste Beispiel eines tugendhaften und frommen Wandels und eines glücklichen ehelichen Lebens, der thätigsten Menschenliebe und eifrigsten Wohlthätigkeit. Wohin sie kam, verbreitete sie Wohlthaten und linderte sie durch Hilfe und Tröstung die Leiden der Unglücklichen. Ihr Hofstaat bestand aus Leuten, die sich durch Frömmigkeit und Tugend auszeichneten; daher war sie dem ganzen Lande ein Muster guter Sitten. Mit unerschütterlichem Gottvertrauen und stiller Ergebung in den Willen Gottes ertrug Hedwig die vielfachen Schicksalsschläge, die ihr beschieden waren.

Ihre Schwester Gertrud, Königin von Ungarn, ward 1213 in Abwesenheit ihres Gatten Andreas II. ermordet. Konrad und Heinrich, ihre Söhne, führten einen Bruderkrieg gegeneinander und ließen Bürgerblut fließen. Ihren Gemahl sah Hedwig in harte Gefangenschaft gerathen. Ihre eigene Sicherheit wagend, begab sie sich zum Herzog Konrad von Masovien, den sie zur Lösung der schweren Ketten ihres Mannes bewog. Sie schloss diesem die Augen zum ewigen Schlaf, und sie, die mit seinem Tode den härtesten Schlag erhielt, fand Seelenstärke genug, die über den Tod ihres mächtigen Beschützers untröstlichen Klosterfrauen zu Trebnitz dadurch zu trösten, dass es Christenpflicht sei, alles zu tragen, was Gott immer senden möge. Ebenso gefasst zeigte sich Hedwig beim Tode ihres geliebten Sohnes Heinrich II., der in jener heißen Tatarenschlacht bei Wahlstadt im wackeren Kampfe gefallen war. Tiefgebeugt tröstete sie ihre Umgebung mit den Worten: „Es ist Gottes Wille, dem wir uns fügen sollen,“ und die Augen zum Himmel erhebend, dankte sie ihrem Schöpfer, dass er ihr einen solchen Sohn gegeben habe. Eine solche Ergebung in den Willen Gottes, eine solche Seelenstärke und Standhaftigkeit konnte nur die Frucht des unerschütterlichsten Gottvertrauens sein.

Die Zeit, in der sie lebte, war eine ungemein aufgeregte und kriegerische. Mit blutigen Lettern sind die Tage in den Annalen unserer Heimat verzeichnet, da die herumziehenden Heere der Mongolen ganz Europa in Schrecken setzten.

Die Tata, welche als Ausgeburten des Tartarus, der Hölle, von den Abendländern Tartaren genannt wurden, waren eine zahlreiche Völkerschaft, welche jahrhundertelang im nordöstlichen Asien, im Norden von China herumziehend, ihre Herden weidete. Kleine gedrungene Gestalten, die Gesichter mit tiefliegenden Augen, stark hervorspringenden Backenknochen und kleinen Nasen, überaus hässlich, kaum Menschen ähnlich, sagt man. Von Jugend auf zum Reiten und Bogenschießen auf Jagden und Raubzügen gewöhnt, fochten sie auch nur zu Pferde, indem sie ihre Pfeile abschossen, doch in der Nähe das längere Schwert brauchten. Erbarmen gegen Feinde kannten sie nicht. Aus einem ihrer vorzüglichsten Stämme, den Mongolen, entsprang der gewaltige Temudschin, der seit 1209 als Tschingis Chan, Chan der Chane, oder König der Könige, die Herrschaft über alle Tata errang, welche von dem nun vorherrschenden Stamme häufig insgesammt Mongolen genannt wurden. TschingisChan hatte von der Nordgrenze Chinas bis zum Indus und dem Dnjepr alle Staaten erobert und größtentheils verheert, die großen blühenden Städte verbrannt und zerstört, die zahlreichen Einwohner erbarmungslos niedergehauen, oder in die Sclaverei mit sich fortgeschleppt und überall Schrecken, ja Entsetzen verbreitet. Unter seinem Sohne und Nachfolger, dem Groß-Chane Oktai, überschwemmten die Mongolen, befehligt von dessen Neffen Batu, mit unzählbaren Reiterscharen vom Aralsee her Russland, verwüsteten, verbrannten und mordeten ohne Schonung und zogen über die rauchenden Trümmer von Riäsan, Moskau und Kiew gegen Polen und Ungarn. Während Batu mit der Hauptmacht in Ungarn eindrang, eroberte ein Haufen unter seinem Feldherrn Peta Sendomir, drang über Krakau vor, schlug bei Oppeln die Herzoge von Sendomir und von Oppeln, verheerte das südliche Polen und verbrannte Breslau, dessen Burg sich jedoch mit Erfolg vertheidigte.



Přemysl Ottokar II.

Heinrich II. von Breslau hatte ein kleines Heer gesammelt. Er vermochte das furchtbare Unglück seines Landes nicht länger anzusehen. Ohne seinen mit einem Heere anrückenden Schwager, den König von Böhmen, zu erwarten, griff er am 9. April 1241 die Mongolen bei Wahlstadt an, und wurde — wir können nicht zweifeln — nach tapferer Gegenwehr mit vielen der Seinigen erschlagen. Aber auch die Mongolen erlitten so große Verluste, dafs sie es nicht wagten, weiter vorzudringen. Sie wandten sich nach Mähren. Der Schaden, den sie angerichtet, war unermefslich. Jahrzehnte waren erforderlich, um die zerstörten und verwüsteten Stätten wieder aufzubauen und zu bevölkern.

Einen bedeutenden Wendepunkt in Schlesiens Geschichte brachte die Neige des 13. Jahrhundertes. Nach dem Tode des Piasten Wladislaw von Oppeln im Jahre 1282 theilten sich seine 4 Söhne in das väterliche Erbe. Aus diesem entstanden die vier Herzogthümer Teschen, Oppeln, Beuthen und Ratibor. Der gemeinsame Titel des Stammlandes Oppeln wurde aufgegeben und die aus der Theilung hervorgegangenen vier Herzogthümer nach den Hauptstätten in denselben genannt. Ganz anders die Beherrscher des eigentlichen Schlesiens. Obgleich das Herzogthum Schlesien noch früher als das Oppelner Land thatsächlich aufgelöst worden war, so wurde doch die Erinnerung an die ursprüngliche Zusammengehörigkeit der selbständig gewordenen Gebiete von Breslau, Glogau, Liegnitz, Fürstenberg u. s. w. gerade in jener gemeinschaftlichen Titulatur aufrecht erhalten. Es blieben also die neu entstandenen Territorien Theile des neuen Schlesiens, des großen Ducatus Slesiae (Herzogthum Schlesien), der eigentlich trotz seiner Auftheilung nie zu existieren aufhörte. Unerklärlich wäre es, warum die Oppelner Herzoge in allen ihren Urkunden den Titel Herzoge von Schlesien so consequent meiden, wenn ihre Ländergebiete bereits im 12. und 13. Jahrhunderte als Bestandtheile des eigentlichen Schlesiens angesehen worden wären. Es ist das ein sicherer Beweis, dafs das spätere Oberschlesien staatsrechtlich nicht unter dem Namen Schlesien mit inbegriffen wurde, sondern dafs derselbe erst in einer verhältnismäßig sehr späten Zeit auf jenes ausgedehnt wurde.

Das Neisser Land war zwar schon vom Herzog Jaroslaw an das Bisthum Breslau geschenkt worden, die landesherrlichen Rechte aber über dasselbe übten die Bischöfe erst seit dem großen Privilegium, welches Herzog Heinrich IV. für das Bisthum am 23. Juni 1290 erließ. Über das mährische Oppaland herrschte ein Nebenzweig der Přemysliden. Herzog Nikolaus I., ein Sohn Ottokars II., eröffnete die Reihe der Troppauer Herzoge. Doch erscheint er in unserem Gebiete mehr apanagiert, als belehnt. Seinem Sohne Nikolaus II. wurde das Troppauer Land vom Könige Johann von Luxemburg im Jahre 1318 als Lehen übertragen. Troppau war nun aus dem Verbande der Markgrafschaft Mähren losgelöst und als besonderes Herzogthum unter die unmittelbare Oberhoheit der Krone Böhmens

gestellt. Alle diese kleinen schlesischen Ländergebiete hatten ihre selbständige souveräne Stellung, die sich jedoch, wie aus der Natur der Sache erklärlich, nicht zu halten vermochte. Die Herzoge von Teschen, von Oppeln und von Beuthen nahmen ihre Länder schon 1291 von den Přemysliden zu Lehen, so dafs diese schon Lehensherren des gesammten späteren Oberschlesiens waren. Zwar gerieth die Oberhoheit der böhmischen Krone in Vergessenheit, Johann von Luxemburg frischte sie jedoch wieder auf. Er fand bald Gelegenheit,



Kaiser Karl IV.

der Unabhängigkeit der schlesischen Fürsten ein Ende zu machen. Nach dem Aussterben des alten Königshauses in Polen hatte Wladislaw Lokietek die Herrschaft an sich gerissen. Der immer kriegsbereite König Johann, der ritterlichste Krieger und kriegerischste Ritter, der je auf einem Throne saß, war nicht geneigt, die böhmische Herrschaft über Polen aufzugeben. Er rüstete zum Kriege, und dieser mufste nothwendiger Weise auch Schlesien treffen. Es war ganz natürlich, dafs die zwischen den mächtigen Reichen

Polen und Böhmen wohnenden ohnmächtigen schlesischen Fürsten sich entweder dem einen oder dem anderen Reiche unterwarfen. Schon während der Rüstungen Johanns erschienen am 18. und 19. Februar 1327 in Troppau die Herzoge Bolko von Falkenberg und Wladislaw von Kosel und wenige Tage darauf in Beuthen die Herzoge Kasimir von Teschen, Johann von Auschwitz und Lesco von Ratibor und ohne Zweifel auch die meisten übrigen Herzoge von Oberschlesien und nahmen ihre Länder vom Könige Johann zu Lehen. Der Verlust der Selbständigkeit gereichte dem Lande nicht zum Nachtheile, nur im engen Anschlusse an einen mächtigeren Staat vermochte die Cultur des Landes und seiner Bewohner noch ferner zu gedeihen. Es war das eifrigste Bestreben der böhmischen Könige, für ihre neuen Eroberungen einen Rechtstitel den Ansprüchen Polens gegenüber sich zu verschaffen, und in der That gelang es ihnen, in den folgenden Verträgen und Friedensschlüssen die Verzichtleistung Polens auf Schlesien herbeizuführen.

Der seinem Vater in der Regierung nachfolgende Karl IV. vereinigte aus kaiserl. Gewalt am 9. Oct. 1355 in Prag 14 namentlich angeführte Vasallenherzogthümer als untrennbare Lehen durch eine feierliche Urkunde mit der Krone Böhmens. Alle Kurfürsten des Reiches gaben dazu ihre förmliche Zustimmung. Obwohl Lehensmänner Böhmens, übten die schlesischen Fürsten in ihrem eigenen Lande Hoheitsrechte aus.

Auch jetzt war das unselige Princip der Theilung noch nicht aufgegeben, das ziemlich umfangreiche Troppauer Gebiet wurde im Jahre 1377 in zwei Theile gespalten, und auf dem Boden des alten Oppalandes erwuchsen so neu die beiden Herzogthümer Troppau und Jägerndorf.

Das erstere umfasst den Südosten des alten Fürstenthums Troppau, schiebt sich aber, die Oppa aufwärts, über Troppau hinaus in den Jägerndorfer Theil hinein, welcher den ganzen Nordwesten umfasste.

Schwere Zeiten brachen für unser Land herein, mit jenen Wirren, die zu den Hussitenkriegen führten. Die Schwärme der Hussiten waren 1427 zum erstenmale in Schlesien eingefallen. Ein Theil des Hussitenheeres, das den Nordwesten Ungarns verwüstet hatte, kam auf seinem Rückzuge nach Mähren in das Troppauische. Von da wandten sich die Unholde nach Glogau und Neisse. Plünderung, Mord und Brand kennzeichneten ihren Rückzug, Städte und Dörfer sanken hinter ihnen in Trümmer, so Zuckmantel, Weidenau, Jauernig. Auch in den folgenden Jahren blieb das Land nicht verschont. Im Jahre 1431 belagerte ein Hussitenheer Troppau; weshalb sich Herzog Přemko zur Annahme eines zweijährigen Waffenstillstandes bequemen musste, seit welcher Zeit Ruhe wieder eingekehrt zu sein scheint. Neuen Wirren gieng unser Land entgegen, als nach dem Tode des jungen Ladislaus Posthumus in Böhmen Georg von Podiebrad zum Könige gewählt worden war. Die Schlesier anerkannten ihn nach anfänglichem Widerstreben. Es gelang ihm, im Troppauischen festen Fuß zu fassen.



Matthias Corvinus.

Die Geldnoth der Herzoge hatte hier zu vielfachen Theilungen und Verpfändungen geführt, die dem Böhmenkönige die Handhabe zur Erwerbung des Herzogthums boten.

Herzog Ernst hatte um 1455 den südöstlichen Landschaftstheil an Boleslaw von Oppeln um die Summe von 28.000 fl. veräußert. Nach dessen Tode gelang es Georg, seine Pläne bezüglich des Troppauischen zu verwirklichen. Nach dem Jahre 1460 erscheint er als unmittelbarer Herr desselben. Der Ratiborer Linie der Přemysliden gehörte vom Oppalande nur noch Jägerndorf und Freudenthal, Leobschütz und ein Theil des Troppauischen blieb dem letzten Troppauer Přemysliden, dem Herzog Johann III., der den unhaltbar gewordenen Besitz schon 1466 an Georg veräußerte. Schon 1465 belehnte dieser seine Söhne mit dem Herzogthume. Da starb Georg, und der polnische Prinz Wladislaw bestieg den Thron Böhmens, während König Matthias Corvinus von Ungarn sich in Mähren und Schlesien behauptete.

Matthias bestellte in Oberschlesien in Johann Bielik von Kornitz einen eigenen Landeshauptmann. Die Oberlehensherrlichkeit Böhmens über sämmtliche Bruchstücke der beiden großen Complexe des ehemaligen Oppelner und des eigentlichen schlesischen Landes hatte auch die politische Verschmelzung derselben angebahnt, und so war auch in der officiellen Sprache der Name Schlesien auf das Oppelnsche ausgedehnt worden. Urkundlich ist der Name Oberschlesien kaum vor der Mitte des 15. Jahrhundertes, vielleicht erst während der Regierung des Königs Matthias, zu treffen. Nach Matthias' Tode übertrug dessen Sohn Johann, schon seit 1485 Herr des Troppauischen, das Land an Wladislaw, der es seinem jüngeren Bruder Siegmund einräumte. Als dieser 1506 den polnischen Thron bestieg, war Troppau abermals erledigt. Siegmund, des Geldes sehr bedürftig, wollte das Herzogthum an Nikolaus Treczka von Lipa verpfänden. Die Nachricht hievon hatte die allgemeine Unzufriedenheit der Stände zur Folge. Hatten sie doch bis jetzt Herzogen gehuldigt, welche königlichen Stammes waren, und nun sollten sie einem Herrn gehorchen, der dem Utraquismus zugethan war und einem einfachen Rittergeschlechte entspross, während so manche des Herrenstandes im Troppauischen alten und erlauchten Geschlechtern angehörten. Die Stände erklärten sich daher gegen die Verpfändung des Landes an Treczka. Die Schritte, welche dieselben gemeinsam mit der Bürgerschaft Troppaus zu diesem Zwecke veranlassten, waren diesmal von Erfolg gekrönt. Nach langen Verhandlungen wurde der König von Böhmen und Ungarn, Wladislaw, der unmittelbare Herzog von Troppau. Das Jägerndorfsche war nach dem im J. 1490 erfolgten Aussterben der dortigen Přemyslidenlinie von Wladislaw an dessen Kanzler Johann von Schellenberg übertragen worden, von dessen Nachkommen es 1523 an Georg, Markgrafen von Brandenburg, übergieng.

Im Teschnischen war Herzog Kasimir II., ein treuer Anhänger Wladislaws, zu Macht und Ansehen gelangt. Der König hatte ihn zum obersten Landeshauptmann von Ober- und Niederschlesien ernannt, und er repräsentierte als solcher den Stellvertreter des Königs in Schlesien. Seit jener Zeit führte er den gekrönten einköpfigen Adler im Schilde, der auch von seinen Nachfolgern beibehalten wurde. Er hatte auch die Hauptmannschaft im Troppauischen erhalten. In Wirklichkeit besaß er das Herzogthum zu Lehen, oder war doch dessen Nutznießer. Kasimir beschloss deshalb seinen Sitz von Teschen nach Troppau zu verlegen. Schon hatte er grobes Geschütz und viele Wägen mit Waffen und Hausgeräthe dahin abgehen lassen, als ein plötzlicher Tod ihn hinwegraffte.

Einige Jahre vorher war Wladislaws Nachfolger, Ludwig, 1526 bei Mohacs gefallen. Schlesien gieng nun kraft früherer Erbverträge an das Haus Habsburg über.

Als in den letzten Tagen des alternden Kaisers Max Luther zu den tiefgehenden Bewegungen des Reformationszeitalters den ersten Anstoß gab, fanden die religiösen Neuerungen auch in Schlesien Eingang. Einer der ersten Fürsten Deutschlands überhaupt, welche den neuen Lehren zustimmten, war der Herzog von Jägerndorf, der Brandenburger. So unterstützt und gefördert, machte die neue Lehre in Schlesien rasche Fortschritte. Hoch giengen damals die Wogen der politischen Erregung, insbesondere zu der Zeit, da die sogenannte Gegenreformation in Angriff genommen wurde, die, wenn auch anfänglich von geringen Erfolgen begleitet, schließlich dennoch das Land zum Katholicismus zurückzuführen vermochte. Die Bürgerschaft unserer heutigen Landeshauptstadt war fast ausschließlich der evangelischen Kirche zugethan. 1580 zählte man nur noch 18 Katholiken, und 1596 war der katholische Cultus aus der Pfarrkirche völlig verdrängt worden. Auch in den übrigen Städten und Dörfern des Fürstenthums hatte der Protestantismus tiefe Wurzeln geschlagen, vornehmlich dort, wo die Grundherrschaft der neuen Lehre zugethan war. Neben der Predigt und der Schule wurde vorzüglich durch die Verbreitung lutherischer Flugschriften, Postillen und Bibelübersetzungen der neuen Lehre Vorschub geleistet. In Dirschkowitz, einem Dorfe bei Troppau, errichtete Georg Baumann aus Breslau eine Buchdruckerei, in welcher 3—4 Gehilfen arbeiteten. Die aus seiner Werkstätte hervorgegangenen Postillen fanden großen Abgang und wurden eifrig gelesen. Zu gewaltigen Gährungen kam es, als die Pfarrkirche in Troppau auf kaiserlichen Befehl dem protestantischen Gottesdienste verschlossen werden sollte. Als die von fremder Hand geleitete Bürgerschaft sich nicht fügte, wurde Troppau in die Acht erklärt. Doch war die Ausführung der Acht nicht so bald zu befürchten, da die politischen Wirren alle leitenden Kreise vollauf beschäftigten. Das angedrohte Übel schien seine Verwirklichung erfahren zu sollen, als 1607 das Regiment des Obersten Geißberg den

Befehl erhielt, nach Troppau zu marschieren. Panischer Schrecken ergriff die Bewohner der Stadt. In der richtigen Voraussetzung, dass man mit seiner Hilfe das kaiserliche Strafurtheil vollziehen wolle, fassten sie den Gedanken, dem Regimente die Stadt nicht zu öffnen. Geißberg rückte mit seinen Truppen heran und belagerte die in aller Eile befestigte Stadt.

Da die Stadt auf sich selbst angewiesen war und die Noth sich täglich steigerte, mussten auch die Widerspenstigsten sich mit dem Gedanken an die Übergabe der Stadt vertraut machen. Am 22. September 1607 rückte Geißberg nach einer 43tägigen Belagerung mit 3 Fähnlein in die Stadt ein. Ein strenges Gericht erfolgte. So wurde z. B. Michael Pruske, der während eines Ausfalls einen feindlichen Fähnrich niedergemacht hatte, enthauptet; sein Kopf wurde auf eine Stange gesteckt, eine Woche darauf herabgenommen und in einen eisernen, auf dem Thurme angebrachten Käfig gesteckt. Alle Unbilden einer zügellosen Soldateska brachen über die Stadt herein, Handel und Gewerbe waren vernichtet, der städtische Haushalt zerrüttet. Nach achtmonatlicher, schwerer Einquartierung verließen die Truppen endlich die Stadt. Kaiser Rudolfs II. Nachfolger Matthias befreite die Stadt von der auf ihr lastenden Acht. An Matthias' Hofe lebte damals ein junger Adeliger, der, obwohl noch jung an Jahren, in Mähren hohe Landesämter bekleidete. Von regster Ehrliebe beseelt, gelang es ihm bald, im Rathe des Kaisers durch seine Gewandtheit, Geschäftskenntnis und hohe Geburt eine einflussreiche Stellung sich zu verschaffen. Dieser Mann war Karl von Liechtenstein, der in der Folge eine hervorragende Stellung in der Landesgeschichte einnehmen sollte. Liechtenstein hatte Anspruch auf die böhmische Herrschaft Pardubitz, für deren Auflassung ihm ein schlesisches Herzogthum eingeräumt werden sollte. Das Herzogthum Troppau schien das geeignetste zu sein, es war nicht weit von seinen mährischen Gütern gelegen, auch hoffte man die Städte und Stände des Ländchens leicht gewinnen zu können, dass sie ihn als ihren Fürsten anerkennen würden, und so belehnte der Kaiser am 28. December 1613 den Fürsten für seine Dienste mit dem Herzogthume Troppau. Liechtenstein blieb während aller folgenden politischen Wirren gleich einem unerschütterlichen Felsen im tobenden Meeressturme mannhaft den Drängern gegenüber, welche ihm zugemuthet, zur Fahne des Winterkönigs Friedrich von der Pfalz zu schwören. Nachdem er dem Huldigungsacte der Fürsten und der Stände Schlesiens bei des Pfalzgrafen Anwesenheit in Breslau nicht beigewohnt hatte, wurde er von den Abtrünnigen aller seiner Güter für verlustig erklärt. Da folgten die großen Erfolge der kaiserlichen Waffen. In Anerkennung der treuen Dienste des Liechtensteiners belehnte ihn der Kaiser mit dem Lande des geächteten Jägerndorfer Herzogs (1623). Auch im Herzogthume Troppau wurde er zum Vollgenusse landesherrlicher Rechte auserseheu. Des Fürsten Tod und die Minderjährigkeit seines Erben Karl Eusebius fallen mit den Greueln

des 30jährigen Krieges zusammen, welche unser Land schwer heimsuchten. Es fällt in diese Zeit der Einfall Mansfelds nach Schlesien, dem der Herzog von Weimar mit seinen Truppen folgte. Im Juni 1626 marschiert



Kaiser Rudolf II.

Wallenstein heran. Leobschütz und Jägerndorf müssen capitulieren, der größte Theil der Besatzung geht zu ihm über. Grätz wird genommen. Plötzlich steht Wallenstein vor den Thoren Troppaus. Auf die Weigerung,

die Thore zu öffnen, beginnt er am 22. Juli die Beschießung der Stadt, in die Pechkränze und Granaten geschleudert werden. Nach vierzehn Tagen wurden die Festungswerke zerstört und 35 Häuser in Schutt verwandelt. Wallenstein zieht in die Stadt ein. Das Land, als in die Sache Mansfelds und seiner Partei verflochten, verfällt der Strafe der Rebellion. Im Teschnischen, wo die Mansfelder der Übermacht der heranrückenden Wallensteinischen Truppen ebenfalls gewichen waren, ist die Bürgerschaft der Stadt Teschen bereits 1629 zum katholischen Glauben zurückgekehrt, und von Troppau und Jägerndorf lesen wir zum Jahre 1630 das Gleiche.

Auch im weiteren Verlaufe des 30jährigen Krieges blieb Schlesien von dessen unsäglichen Drangsalen nicht verschont. Die das Land durchziehenden Truppen, aus allerlei Volk zusammengewürfelt, hausten hier in empfindlicher Weise. Wiederholt waren viele Städte unseres Landes Plünderungen preisgegeben, wiederholt mussten sie ganze Regimenter verpflegen, Geldrequisitionen leisten 2c. Endlich fanden in der letzten Periode des entsetzlichen Krieges auch die Schweden den Weg in unser Land, die nach ihren großen Erfolgen sämmtliche österreichische Gebiete von der Donau bis über die Oder hinaus überschwemmten.

Schon im Verlaufe des Krieges war im November 1625 der letzte männliche Sprosse aus dem Hause der Piasten Teschens, Friedrich Wilhelm, ins Grab gesunken. Seine Schwester Elisabeth Lucretia folgte ihm in der Regierung und stand in den so drangvollen Zeiten des 30jährigen Krieges unserem Herzogthume vor. Sie fühlte schmerzlich das Elend ihres Herzogthums, ohne es ändern zu können. Am 19. März 1653 verschied auch sie, und mit ihr erlischt der Stamm der Teschner Piasten.

Im Territorialbestande des Fürstenthums hatte sich inzwischen manches geändert; Friedek, Freistadt, Bielitz, Skotschau, die nach dem Tode Herzog Friedrich Kasimirs verkauft, vom Herzogthume gelöst, mindere Standesherrschaften wurden, waren für die Teschner Herzoge verloren gegangen. Als erledigtes Lehen fiel Teschen an Ferdinand III.

Neuen Drangsalen gieng unser Land unter Leopolds I. kriegsreicher Regierungszeit entgegen. Seitdem Graf Tököly die unzufriedenen Ungarn führte, machten sie bedeutende Fortschritte; sie bemächtigten sich Oberungarns und überfielen den 4. October 1682 Bielitz. Die Stadt wurde geplündert, die Bürgersleute misshandelt. Um die aufständischen Ungarn zu unterstützen, rückte 1683 der Großvezier Kara Mustapha mit einem bedeutenden Heere in Ungarn ein; er marschierte gegen das Centrum der österreichischen Welt. Wien wurde belagert. Nach der entscheidenden Niederlage der Türken eilen die kaiserlichen Heere von Sieg zu Sieg. Die ruhmgekrönten Erfolge eines Eugen von Savoyen, Karl von Lothringen, Ludwig von Baden befreien unser Land für immer von jeder Türkengefahr. Mit Josef I. brachen

besonders für die protestantischen Schlesier bessere Tage an. Durch die Altranstädter Convention vom 22. August 1707 wurden die Bestimmungen des westphälischen Friedens in Bezug auf die evangelischen Schlesier erneuert,



Kaiser Leopold I.

und durch den darauf folgenden Executions-Recess vom 8. Februar 1709 wurde den evangelischen Ständen des Herzogthums Teschen eine von den sechs bewilligten Gnadenkirchen zu erbauen gestattet.

Tiefgehenden Veränderungen gieng Schlesien unter der Regierung der ruhmreichen Kaiserin Maria Theresia entgegen. Einem Flammenheere gleich erhoben sich bei ihrem Regierungsantritte die Nachbarstaaten, vor allen Preußen, gegen die junge Herrscherin, die, wie wir das so oft in der Geschichte Habsburgs bestätigt finden, gestützt auf ihr gutes Recht, in der Treue und Liebe ihres Volkes die stärkste Wehr gegen ihren Gegner suchte und fand.

Unter allen ihren Gegnern war der gefährlichste König Friedrich II. von Preußen, welcher alte Erbansprüche auf etliche Herzogthümer Schlesiens und Anrechte seines Hauses auf Jägerndorf vorschützte, um seinen Eroberungsgelüsten den Schein des Rechtes zu verleihen.

Schon am 23. Jänner 1741 rückten die Preußen in Troppau ein und waren bald Herren von ganz Schlesien mit Ausnahme einiger festen Plätze. Im Frühlinge 1741 kam es zur Schlacht bei Mollwitz, in welcher die Preußen siegten. Als die von dem Prinzen Karl von Lothringen dem Preußenkönige gelieferte Schlacht mit einer neuen Niederlage für den ersteren endigte, zeigte sich Maria Theresia dem Frieden geneigt, der zu Breslau 1742 abgeschlossen wurde, und welcher den ersten schlesischen Krieg endigte. Friedrich erzwang sich in diesem die Abtretung Schlesiens, auf welches Maria Theresia mit Ausnahme des Herzogthums Teschen, des gebirgigen Theiles des Fürstenthums Neisse und des am rechten Oppaufer liegenden Troppau-Jägerndorfischen Landes, mit den daselbst liegenden Enclaven, verzichtete.

Zwar erneuerte sich der Kampf um Schlesien, als die ruhmvollen Erfolge der Waffen Maria Theresias im Verlaufe des österreichischen Erbfolgestreites den Preußenkönig für seine neuen Eroberungen besorgt machten, schon zwei Jahre später und noch einmal im 7jährigen Kriege. In diesem Kampfe fand die Welt Gelegenheit, das strategische Genie, die unerschütterliche Treue jener österreichischen Heerführer zu bewundern, die ihr Schwert für ihre Kaiserin zogen und mit Glück für ihre gerechte Sache kämpften. Der vorsichtige und zaudernde Daun und der kühne Laudon feierten ihre Ehrentage bei Kolin und Roßbach, die für immerdar in der Geschichte unserer ruhmreichen Armee glänzen werden.

Allein die darauffolgenden Friedensschlüsse von Dresden und Hubertsburg änderten im wesentlichen nichts an dem Besitzstande, der im Frieden zu Breslau ausgesprochen war. Das Herzogthum Teschen, die im Süden der Oppa gelegenen Theile der Herzogthümer Troppau und Jägerndorf und der südliche Theil des Fürstenthums Neisse blieben bei Österreich. So bestand, seit die Kaiserin 1754 den Fürsten Sulkowsky zum Herzog von Bielitz erhoben hatte, unser Schlesien aus 5 Herzogthümern und 11 von der herzoglichen Gewalt eximierten Minderstandesherrschaften.

Von den französischen Kriegen unter Kaiser Franz I. blieb Schlesien nicht unberührt. Der patriotische Eifer, der damals in Stadt und Land

herrschte, war ganz außerordentlich. Und als Erzherzog Karl, der später als Herzog von Teschen in nähere Beziehung zu unserem Lande trat, eine böhmisch-mährisch-schlesische Legion ins Leben rief, drängte sich alles,



Kaiser Josef I.

was Waffen tragen konnte, heran, seine Arme dem Dienste des Vaterlandes zu weihen. Es ist begreiflich, dass bei allen Kriegsereignissen jener Zeit, während welcher sich russische Heeresmassen gegen das Herz Europas in

Bewegung setzten, über Schlesien die von der Natur gezeichnete Marschlinie führte.

In der stürmischen Zeit des Jahres 1848 gehörte Schlesien mit Mähren zu den wenigen Ländern, welche von gewaltigeren Bewegungen verschont blieben. Kaiser Ferdinand entsagte der Krone, und nach Verzichtleistung seines Bruders bestieg dessen Sohn, Se. Majestät Kaiser Franz Josef I., den Thron. Große Reformen folgten in der Justiz, der Administration und im Unterrichte. Die von Seiner Majestät ertheilte Reichsverfassung sicherte allen Völkerstämmen der Monarchie Gleichberechtigung und den einzelnen Kronländern ihre Selbständigkeit innerhalb jener Beschränkungen, welche die Reichsverfassung feststellte. Auf Grund dieser Bestimmungen wurde am 30. December 1849 die Landesverfassung für das Herzogthum Ober- und Niederschlesien erlassen. Als die Verfassungsurkunde im Jahre 1851 außer Kraft gesetzt wurde, traten auch die Landesverfassungen, mithin auch die des Herzogthums Schlesien, nicht ins Leben. Auch die politische Verwaltung Schlesiens wurde geändert. Das Herzogthum, in die Reihe der Kronländer einverleibt, wurde von Mähren getrennt und erhielt einen eigenen Statthalter. Die Statthalterei wurde 1853 in eine Landesregierung unter dem Vorsitze eines Landespräsidenten umgeändert.

Der erste Statthalter von Schlesien war Josef Ritter v. Kalchberg, als dessen Nachfolger 1853 Anton Halbhuber Frhr. v. Festwill die Reihe der schlesischen Landespräsidenten eröffnete. Dieser wurde 1860 zur Leitung der Statthalterei in Wien berufen, während die schlesische Landesregierung außer Wirksamkeit gesetzt und unser Ländchen der Statthalterei von Brünn administrativ untergeordnet wurde. Doch schon im folgenden Jahre wurde die Errichtung einer selbständigen Landesbehörde für unser Herzogthum mit dem Amtssitze in Troppau durch kaiserliches Handschreiben wieder anbefohlen. *)

Richard Graf Belcredi wurde zum Landeschef in Schlesien ernannt, dem 1863 Hermann Freiherr von Pillersdorf folgte.

Vom Jahre 1866—1868 wirkte als Landeschef Hofrath August Ritter v. Merkl und von diesem Jahre ab bis zum Jahre 1870 abermals Baron Hermann von Pillersdorf. Am 4. October 1870 wurde der Statthaltereirath Alexander Freiherr von Summer zum Landeschef ernannt und stand im Amte bis zu seinem im Jahre 1882 erfolgten Tode. Seither waltet als Landespräsident an der Spitze des Landes Olivier Marquis de Bacquehem.

In die Reichsvertretung, in das Abgeordnetenhaus des Reichsrathes entsendet Schlesien 10 Abgeordnete. Von diesen wird in die Delegationen, welche über die gemeinsamen Angelegenheiten berathen, ein Vertreter gewählt.

*) Der Landesregierung unterstehen die 7 Bezirkshauptmannschaften und die 3 Städte mit eigenem Statut: Troppau, Bielitz und Friedek. Die Bezirkshauptmannschaften haben ihren Sitz zu Bielitz, Freistadt, Freudenthal, Freiwaldau, Jägerndorf, Teschen und Troppau.

Der Delegierte von Schlesien ist seit dem Beginne dieser Institution Dr. Johann Demel Ritter von Elswehr, der mit Umsicht und Thatkraft



Kaiserin Maria Theresia.

die Interessen unseres Landes auch im Abgeordnetenhause und in der Landstube bestens vertritt. Zu der Vertretung der speciellen Landesinteressen ist der

Landtag berufen, der durch den Landesausschufs die Landesangelegenheiten verwaltet und an dessen Spitze der würdige Landeshauptmann Amand Graf Kuenburg seit Jahren steht.

Der Haushalt des Landes ist geregelt und geordnet; seine Bewohner bestreiten nicht nur die Kosten der eigenen Verwaltung, sondern nehmen auch an der Bedeckung der Bedürfnisse des Reiches verhältnismäßig bedeutenden Antheil. Friedliches Einvernehmen herrscht unter den Anhängern der verschiedenen Culte, wie nicht minder auch die deutschen und slavischen Volksstämme allenthalben in Schlesien miteinander in Frieden leben. Die gesammte Bevölkerung unseres Landes weiß sich innig verbunden durch die Liebe zu der erhabenen Person des Trägers der österreichischen Kaiserkrone, durch die treue Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus, durch Achtung vor dem Gesetze und die patriotische Begeisterung für ein großes, starkes und einiges Österreich.

---

2. Land und Leute.

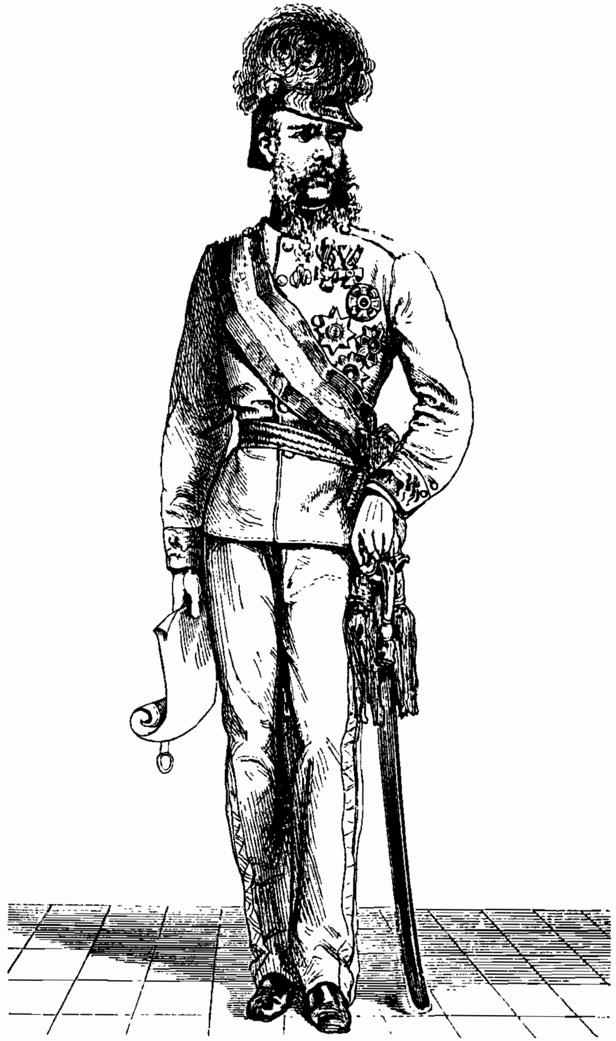
(Lage und Gestalt. — Orographische und hydrographische Verhältnisse. — Klima, Ackerbau und Viehzucht. — Pflanzen- und Thierwelt. — Bergbau. — Industrie. — Bevölkerung und Volksleben.)

„Die Flur durchjauchzt — des Segens freudiger Deuter —
Ein Volk, von Glück geküsst, an Tugend reich,
Gleich den Gestirnen, ernst zugleich und heiter."

Anastasius Grün.

Inmitten der Nordgrenze der österreichisch-ungarischen Monarchie liegt zwischen 49° 28′ und 50° 27′ nördlicher Breite und 34° 32′ und 36° 45′ östlicher Länge ein Land, das nach seinem Flächeninhalte das kleinste Kronland des Reiches ist, in Hinsicht seiner Bodenergiebigkeit, seiner Industrie und dem Bildungsstande seiner Bewohner aber als eine der höchst entwickelten Provinzen, als eine der schönsten Perlen in des Reiches Krone angesehen werden kann. Dasselbe bildet keine zusammenhängende Landmasse, sondern wird durch eine keilförmig eindringende Spitze von Mähren zwischen der Oder und Ostrawitza in zwei Theile getheilt: Den westlichen, ehemaligen Troppauer, und den östlichen, ehemaligen Teschner Kreis. Gegen Norden liegt das Land in beiden Theilen gegen Preußen offen. Von Weißwasser bis Olbersdorf ist keine Naturgrenze zu verzeichnen; von da aus bilden die

Oppa, später die Oder, endlich die Olsa und die Weichsel streckenweise eine natürliche Grenzlinie. Das östliche Schlesien stellt sich als ein ziemlich



Kaiser Franz Josef I.

regelmäßiges Viereck dar und hat im Osten gegen Galizien den Bialaflufs und weiter den Zug der Barania zur Naturgrenze, während im Süden

der Hauptrücken der Beskiden als ein mächtiger Gebirgsdamm gegen Ungarn und Mähren sich erhebt, und gegen Westen die Ostrawitza die Grenze gegen Mähren zieht. Der westliche, nach Nordwest sich vorschiebende Theil des Landes grenzt in seinem nördlichen Theile westlich an den Glatzer Gebirgskessel, weiter im Süd-West und Süd-Ost an Mähren.

Dem Boden unseres Landes fehlt es nicht an landschaftlicher Pracht, wenn es ihm auch an schroffen Zinken und jähen Hängen, an tosenden Wasserfällen und in der Abendsonne erglühenden Feldern ewigen Eises, an der Romantik der Tatra wie der Alpen gebricht.

Die Oberfläche unseres Landes ist unendlich mannigfaltig gestaltet. Ebenes Flachland wechselt mit wellenförmigem Gebirge. Schlesien participiert an den Mittelgebirgen Centraleuropas, und zwar an den Sudeten und Karpaten. Von den Sudeten gehört der südöstliche Theil, der östliche Kamm des Glatzer Gebirgskessels und das schlesische Gesenke unserem Kronlande, und zwar Westschlesien, das sie in der Richtung von Nordwest nach Südost durchziehen, an. Ostschlesien liegt im Gebiete der Karpaten.

Die Sudeten zeigen uns einen doppelten Charakter. Theils sind es wellenförmige, verflachte Plateaulandschaften, theils scharf ausgeprägte Bergrücken in großartigen, pittoresken Formen; Mächtigkeit ihrer Rücken, Mannigfaltigkeit der Erhebung in Ketten, Gruppen, in isolierten Kegeln und Kuppen zeichnet ihren plastischen Bau aus. Die Karpaten sind in deutlichen Haupt- und Querketten gruppiert, mit, wenn auch steiler, so doch gleichmäßiger Erhebung. Die fast abgerundete, hie und da in Massen gruppierte Form der Bergkuppen, die bald durch Gebirgsrücken, bald durch Einsattelungen abwechseln, ist für dieses Gebirge charakteristisch.

Die Sudeten durchziehen das westliche Schlesien. Unter dem Namen Reichensteiner Gebirge und Fichtlich-Kamm treten sie im äußersten Nordwest bei Weißwasser in unser Ländchen ein und durchziehen es in einer Längenausdehnung von vier Meilen bis zum Ramsauer-Sattel hin. Die Kammhöhe steigt von 630 m bis 790 m.

Vom Hauptkamme laufen in nordöstlicher Richtung mehrere kurze, parallele Rücken, die allmählich gegen die Neisse-Niederung hinabfallen.

Im Südosten des Reichensteiner Gebirges läuft vom Fichtlich (1109 *m*), an der schlesisch-mährisch-glatzischen Grenze, ein langer Querrücken in nordöstlicher Richtung aus, der im Südosten zur Biele, dem Freiwaldauer Kessel, abfallend, zu beträchtlicher Höhe aufsteigt und in seinen Ausläufern noch preußisches Gebiet berührt. Er beginnt mit der Löwenkuppe (1040 *m*), Nesselkuppe (824 *m*), setzt sich jenseits der Straße von Freiwaldau nach Friedeberg nördlich von Freiwaldau—Gräfenberg im Hirschbadkamme (992 *m*) und Falkenberge (Nesselkuppe 964 *m*) fort bis in die Ziegenhalser Gegend. Vom Ramsauer-Sattel, über den die Straße von Goldenstein nach Freiwaldau führt, streift in wenig eingeschnittenen Zügen in einer Höhe von bis fast

1265 *m* das hohe Gesenke gegen Südosten, bis es gegen die Straße, die von Olmütz nach Freudenthal—Jägerndorf hinzieht, rasch abbricht.

Wir unterscheiden hier zwei, durch Straßenzüge deutlich geschiedene Hauptgruppen: die erste von der Spornhau—Ramsauer Straße bis zur Straße von Schönberg nach Freiwaldau über den Rothenberg mit dem Hochschar (1351 *m*), dem Köpernik (1424 *m*) und dem Rothenberg (Bründlheide, 1333 *m*).

Die zweite Höhengruppe bildet der Altvaterstock. Von der Ramsau bis zum Altvater und der hohen Heide läuft die Landesgrenze fortwährend über die höchsten Kämme in einer durchschnittlichen Höhe von 1000 *m*; südlicher läuft die mährisch-schlesische Grenze mehr über die nördliche Abdachung des Gesenkes.

Vom Altvater zweigt sich gegen Nordosten der Querrücken des hohen Urlich und des Querberges ab, aus welchem Zuge der hohe Urlich oder die Urlichgruppe (1205 *m*) und mehrere Berge bis über 1200 *m* aufsteigen; dieser mächtigste Querzug endet erst in der Zuckmantler Gegend. Östlich von dieser Stadt dominiert noch die Bischofskoppe mit 890 *m*. Während sich im hohen Gesenke mächtige Rücken von 1000 bis 1400 *m* aufthürmen, gehören im niederen östlichen Gesenke Erhebungen von 630 bis 790 *m* zu hervortretenden Formationen. Das breite, zerschnittene Plateau des niederen Gesenkes reicht von Freudenthal bis zur Weißkirchner Wasserscheide.

Das niedere Gesenke gliedert sich in das Plateau von Bennisch und das von Wiegstadtl—Hrabin; ersteres zwischen der schwarzen Oppa und der Mohra, letzteres von der Mohra, Oppa und Oder umschlossen. Dem ersteren gehört der Kessel von Freudenthal an.

Von dem Hohnberg, nordwestlich von Bennisch, zieht ein breiter Rücken östlich über Seifersdorf bis an den Burgberg bei Jägerndorf. Im Südwesten von Bennisch gehen zwei Erhebungsrichtungen gegen Südosten, von denen die eine, die nördliche, sehr flaches Bergland, bis an den Schlakauer Berg (302 *m*) zieht und gegen Troppau hinabsteigt, während die andere Richtung, südlich von der Mohra, in einem breiten Rücken über den 503 *m* hohen Hurkaberg sich gegen die Oppamündung wendet; zwischen dem Bennischer und Hrabiner Plateau an der Oppa und der Mohra liegt die breite Niederung von Troppau (260 *m*). Das zweite Plateau, das Wiegstadtl—Hrabiner, zieht sich in einer mittleren Höhe von 380 bis 500 *m* zwischen der Mohra und der Oder in der Richtung von Westen nach Osten bis an die Oppa zwischen Hrabin und Střebowitz. Seine bedeutendsten Erhebungen sind der Tschirmberg (547 *m*) und der Hurkyberg (531 *m*).

Die Karpaten treten in das Teschner Herzogthum als ein vielverzweigtes Mittelgebirge ein, dessen Hauptrücken an der Südgrenze des

Landes in der Richtung von Westen nach Osten unter dem Namen der Beskiden streicht. Die mittlere Kammhöhe desselben beträgt 790 *m* Seehöhe; doch ragen viele Gipfel bedeutend über das Höhenmaß bis 1325 *m* auf.

Der Zug des Gebirges im Süden des Landes ist nur das Rückgrat, von dem nach Norden in beinahe auf den Hauptrücken senkrechter Richtung langgestreckte Äste auslaufen. Zwischen der Ostrawitza und der Olsa breitet sich die Gruppe der Lyssahora, des Trawny und des Jaworowy aus, die sich in einen westlichen Flügel zwischen der Ostrawitza und der Morawka, der seine höchste Erhebung in der Lyssahora und in dem Trawnyberge erreicht, und einen östlichen Flügel zwischen der Morawka und der Olsa mit dem Jaworowy (1032 *m*) und der tief in das Thal der Olsa hineinreichenden Kozubowa (976 *m*) gliedert.

In dem Theile des südlichen Hauptrückens, der zu dieser Gruppe gehört, erheben sich in der Folge von Westen nach Osten der Sulow (943 *m*), der kleine und der große Pohlom (1058—1067 *m*). Zwischen diesem und der östlichen Girowa (839 *m*) durchbricht der bekannte Jablunkauer Pass (850 *m*) das Gebirge.

Er verbindet das schlesische Olsathal mit einem Nebenthale der Waag und wurde daher zur Anlage einer in commercieller und strategischer Beziehung wichtigen Straße benützt. Zwischen der Olsa und der Weichsel ist die Gruppe des Wielki Stożek (975 *m*), nordöstlich von Jablunkau, und der großen Czantory (995 *m*), südlich von Ustroń, zugleich die Wasserscheide zwischen der Olsa und der Weichsel. Während dieser Gebirgszug gegen Westen und Osten steil abfällt, lagern sich gegen Norden ziemlich bedeutende Vorberge vor, von denen wir den Tul (621 *m*) und den Helm (450 *m*) erwähnen. Am rechten Ufer der Weichsel erhebt sich die Gruppe der Rownitza und der Barania und des Klimczok (1119 *m*), welcher Gebirgszweig durch die Thalscheide der Brennitza und der Lobnitz in mehrere Bergrücken gegliedert erscheint. In diesem Zuge, der mit der Barania (1214 *m*) und dem Magórka-Berge vom Hauptrücken abzweigt, liegen außer den oben genannten der Malinow (1095 *m*), der Stolow (1035 *m*) u. a.

Die Flüsse Schlesiens gehören dem Meeresgebiete der Ostsee an. Die bedeutendsten derselben sind die Oder und die Weichsel, von denen die erstere den größten, die letztere nur einen kleinen Theil der Gewässer Schlesiens aufnimmt. Nur der südöstliche Landeswinkel schickt einige Bäche, wie den Czadeczka-Bach, zur Kisuča, also durch die Waag zur Donau.

Die Oder entspringt nördlich von Kozlau im Leipniker Kreise in Mähren am Ostabhange des Lieselberges. Sie begrenzt den Süden und Südosten unseres Ländchens, welches sie bei Střebowitz verläſst.

Von den Bächen, die unmittelbar in die Oderfurche fließen, sind die vom Ostabhange des Hrabiner Plateaus kommende Wag, der Selinabach und die Poruba zu erwähnen. Der Oder strömen sodann durch die

Vermittelung der Glatzer Neisse alle Gewässer zu, welche westlich von dem Hohen Urlichzuge entspringen und nach Norden laufen. Außerhalb der Landes- und Reichsgrenze münden sie in die Neisse; ihr fließen unter anderen auch die Weide und die Biele zu, die als bedeutendsten Zufluſs bei Freiwaldau den Staritzbach aufnimmt, welcher sich oberhalb Ober-Lindewiese in zwei gefällsreiche Thäler verästet.

Dem Fluſsgebiete der Oder gehört auch der Grenzsaum von der Bischofskoppe bis zum Rothkogel und Rautenberg, der seine Gewässer durch die Ossa (Hotzenplotz) in die Oder sendet, an.

Der Hauptfluſs des nordwestlichen Schlesiens ist die Oppa, welche aus der Vereinigung der schwarzen, der Mittel- und der kleinen Oppa oberhalb Würbenthal entsteht. Der stärkste und längste dieser drei Arme, die schwarze Oppa, hat ihren Ursprung in den dichten Waldungen, welche den nördlichen Flügel des Urlichzuges überdecken, am Hundorfer Rücken oberhalb Reihwiesen. Aus einer Seehöhe von ungefähr 800 *m* fließen die Quellen strahlenförmig in den Mosebruch zusammen und bilden beim Austritte aus demselben einen Bach, der, durch Zuflüsse vom Ostabhange des Urlichberges verstärkt, am Christianhammer vorbei durch das Dorf Einsiedel seiner Vereinigung mit den übrigen Armen bei Würbenthal entgegeneilt.

Die Mitteloppa hat ihre Quellen am Ostabhange des eigentlichen Hochgesenkes. Der Leiterberg und der schwarze Berg, der Falkenstein und der Leierberg schließen das tiefe, einsame Thal, die Gabel, ein und senden in dasselbe ihre Gewässer hinab, welche, von steilen, waldbedeckten Ufern eingeengt, über Buchbergsthal in die schwarze Oppa eilen. Der dritte Quellfluſs, die weiße Oppa, hat ihr Mutterhaus an dem südöstlichen Abhange des Altvaters. Sie eilt durch Karlsbrunn (779 *m*) und vereinigt sich oberhalb Würbenthal mit der Mitteloppa und bald darauf auch mit der schwarzen Oppa. Von Würbenthal fließt die vereinigte Oppa über Breitenau und Neuerbersdorf in vielfachen Krümmungen nach Südosten, wendet sich hierauf nach Nordosten und nimmt bei Jägerndorf die von Hermannstadt kommende Goldoppa auf. Von Jägerndorf fließt die Oppa der österreichisch-preußischen Grenze entlang, nimmt eine Viertelmeile unterhalb Troppau die Mohra auf und ergießt sich bei Střebowitz in die Oder. Die Mohra tritt in Schlesien bei Kreuzberg ein. Sie durchströmt in nordöstlicher Richtung ein enges Thal und mündet bei Komorau in die Oppa.

Vom rechten Ufer sind die bedeutendsten Nebenflüsse der Oder die Ostrawitza und die Olsa. Der eigentliche Hauptfluſs des östlichen Schlesiens ist die Weichsel. Ihre Zuflüsse sind rechts: die Malinka, die Brennitza, die Ilownitza mit der durch das Heinzendorfer Wasser verstärkten Lobnitz, und die Biala, welche die Grenze gegen Galizien bildet. Bei Dziedzitz ergießt sie sich in die Weichsel, welche hier das schlesische Gebiet verläſst.

Entsprechend der großen Mannigfaltigkeit der Bodenformation, sind auch Klima, Flora und Fauna sehr mannigfaltig; doch sind die Temperaturschwankungen nicht bedeutend und austrocknende Winde vermöge der Lage des Landes undenkbar. Den größten Einfluss auf die Windesrichtung üben die nahen Gebirgszüge. Wie gewaltige Wetterbarrièren halten sie die Winde auf und bestimmen dadurch den Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre in denjenigen Landschaften, die sie voneinander trennen. In Schlesien wehen die Winde meist aus West und Nordwest. Gewitter erscheinen durchschnittlich 23 im Jahre.

Den lebendigen Ausdruck des Klimas finden wir jedoch in der Gestaltung des Thier- und Pflanzenlebens und in seinen Entwicklungsstadien. Einige wenige Notizen hierüber mögen unser Bild vervollständigen. Schon im März blüht selbst im östlichen Schlesien der Haselnussstrauch, Wildgänse und Schnepfen ziehen, Eidechsen werden sichtbar; der Boden ist bereits erwärmt. Schon Mitte April werden die ersten Schwalben sichtbar, und gegen Ende des Monats blüht der Stachelbeerstrauch. Gebüsche und Bäume ergrünen anfangs Mai. Mitte dieses Monats schießt das Getreide in die Halme, das Korn blüht. Gegen den 15. Juni fällt die Heumahd, und um den 18. desselben Monats blüht der Weizen. Am 19. Juli beiläufig nimmt der Landwirt den Raps- und Kornschnitt vor, am 30. den Weizen- und Gerstenschnitt; auch der Raps wird angebaut. Mitte August ist der Haferschnitt, um Mitte September die Korn- und Weizensaat. Einen Monat später trifft die Kartoffel- und Rübenernte. Im Verein mit den klimatischen Verhältnissen bedingt die Anbaufähigkeit des Bodens den Ertrag der Landwirtschaft.

Von der Bodenfläche Schlesiens entfallen 237.672 Hektar auf Äcker, 5076 auf Gärten, 33.147 auf Wiesen, 54.309 auf Weiden und 165.296 auf Waldungen. Gänzlich unproductiven Boden hat das Land wenig; nur an den Ufern der Flüsse könnte die Arbeit und der Fleiß der Bewohner noch einiges Terrain dem neptunischen Elemente abgewinnen, wenn die Flüsse des Landes einer allgemeinen Regulierung unterzogen würden. Die inmitten der Wälder und der Berge gelegenen Gebirgswiesen, insbesondere die der Beskiden, bieten Weideland für größere Herden, vornehmlich für die Schafe. Jedenfalls ist es für das von der Natur inbezug auf den Ackerbau wenig begünstigte Land fast eine Unmöglichkeit, eine Bevölkerung zu ernähren, von der über 100 auf 1 km^2 kommen. Fast alle Bezirke, insbesondere die gebirgigen und waldbedeckten, producieren nicht hinreichend Brotfrüchte und Kartoffeln. Kommen Missernten, dann gibt es Hunger und Elend. Trotzdem wird der Ackerbau mit Emsigkeit und Ausdauer auf dem zumeist schweren Boden betrieben.

Einige Zahlen werden das Bild des Standes der Landwirtschaft in Schlesien vervollkommnen. Schlesien erntet jährlich durchschnittlich Kornfrüchte: Weizen 157.508, Roggen 637.785, Gerste 299.905, Hafer 1,049.646 Hektoliter; ferner an Hülsenfrüchten: 42.247 Hektoliter, darunter 19.000 Hektoliter Wicke. Die Kartoffelernte erreicht 2,147.483 Hektoliter. An Kraut werden beiläufig 7,234.700 Stück geerntet. Das Erträgnis an Zuckerrüben beträgt 437.807, das an Futterrüben 108.692 metrische Centner, an Raps und Rübsen 14.871 Hektoliter, Grasheu 698.778, Kleeheu und Grummet 1,069.390 metr. Centner. Der Wert der Erträgnisse des Ackerbaues wird auf $30^1/_2$ Millionen Gulden geschätzt.

Viehzüchter ist der Schlesier kein besonders tüchtiger. Doch hat die Rindviehzucht einen bedeutenden Aufschwung genommen. Man hatte ursprünglich einen kleinen mageren Schlag. Jetzt finden wir diese kleinen, mageren Kühe nur noch in dem Gebirge in armen Bauernhütten. Weil diese Kühe bei ihren genügsamen Anforderungen an die Krippe dennoch eine reichliche und gute Milch geben, so trachtete man diese Rasse auf größeren Wirtschaften nicht zu verdrängen, sondern zu veredeln. Dies geschieht durch den weitbekannten Kuhländer Mittelschlag. Die Großgrundbesitzer haben größtentheils holländische und Schweizer Stiere; doch bleiben einige auch bei der veredelten heimischen Rasse. Unsere Pferde sind größtentheils veredelt. Ein guter Mittelschlag, 15—16 Faust hoch, sind sie zum Reiten und Fahren geeignet. Die Schafzucht, vor kurzem noch sehr bedeutend und weit berühmt, ist heute nur für einige Herrschaften noch von Bedeutung. Sie ist in jüngerer Zeit infolge der die Preise drückenden Einfuhr der Schafwolle aus Südamerika und Australien bedeutend gesunken. Von Schafen, deren Zahl über 30.000 beträgt, kommt das zweischurige Land-, das Merino- und das Mestizschaf vor. Die Gebirgsherden in den Bezirken Friedek, Jablunkau, Teschen, in den Beskiden überhaupt, sind grob- und langwollig und geben meist nur Wolle für den Guniastoff der Goralen. Allgemein wird die Schweinezucht betrieben. Auch in der kleinsten Landwirtschaft findet man dieses verhältnismäßig erträgnisreichste Hausthier vor. Die Pflanzen- und Thierwelt des Landes bietet nichts Besonderes. Doch findet die Flora alle Bedingungen zu einer reichen Entwicklung. Schon der Boden in seiner vielgestaltigen Erhebung, in der Verschiedenheit der geologischen Formationen, bietet einer großen Zahl von Pflanzenfamilien günstige Lebensbedingungen. Aus demselben Grunde gedeihen in den Niederungen und auf den Abdachungen der Hügel fast alle mitteleuropäischen Culturpflanzen, von dem allerdings ziemlich sauren Wein bis zur Weide, von dem edelsten Obste bis zur sauren Holzfrucht, während die Gebirge mit einem dichten Waldungsmantel sich umhüllen. In den Wäldern der Ebene ist die Kiefer, die Buche und die Eiche vorherrschend; in der Region des Mittelgebirges, die von 540 *m* bis etwa 950—1140 *m* Seehöhe sich erstreckt, erscheinen als vorherrschende Waldbäume die Fichte und die Tanne, häufig sind auch Birken, Weiß- und Rothbuchen, Bergahorn und Lärche; die Region des Hochgebirges erhebt sich von der

vorigen bis zu den höchsten Punkten der Gebirge. Charakteristisch für diese oberste Region sind die Zwergformen der Laubbäume, wie der Rothbuche, der Eberesche oder Vogelbeere, und die nur einige Zoll hohe krautartige Weide und der Zwergwachholder. Von Obstbäumen kommen vorwiegend Pflaumen-, Äpfel- und Birnbäume vor. Insbesondere reich an diesen Obstbäumen ist das nordwestliche Schlesien, das allein 105 Äpfel- und 87 Birnensorten hat. Auch der Nussbaum ist in jenem Landestheile nicht selten. Unter den Vögeln sind fast alle die lieblichen Sänger unserer Wälder Wandervögel, die uns nur zur Sommerszeit besuchen.

Auf den hohen Bergen unserer Sudeten und Karpaten haust eine große Anzahl von Raubvögeln. So findet sich, freilich nur selten, in den Sudeten der Stein- und Kaiseradler und der weißköpfige Geier. Von den Hühnern findet sich in den höher gelegenen Waldungen der Auerhahn und das Haselhuhn, seltener das Birkhuhn.

Hie und da zeigt sich in den Karpaten noch das Wildschwein, der Wolf und die wilde Katze, in den Bächen und Flüssen des Gebirgslandes bisweilen die Fischotter. Die meisten Flüsse sind fischreich. Von den Knorpelfischen verdienen hervorgehoben zu werden zwei Arten von Neunaugen, welche in der Oppa und in der Oder vorkommen. Von den Grätenfischen nennen wir den gemeinen Aal, welcher ebenfalls, wenn auch selten, in der Oppa und in der Oder sich aufhält. Am zahlreichsten vertreten sind die Bauchflosser. Der Lachs lebt im Flussgebiete der Weichsel, die gemeine Forelle fast in allen Gebirgsbächen Schlesiens. Die Alpenforelle wurde bisher nur in dem Gebirgsbache Grün der Lyssahora gefunden. Der Hecht findet sich, und zwar oft von bedeutender Größe, in allen Flüssen und Teichen Schlesiens. Die zahlreichsten Vertreter liefern die Cyprinoiden. Wir finden den gemeinen Karpfen, die Flussbarbe, den Gründling, die Schleihe, den Brachsen.

Reich ist unser Schlesien an Insecten. Von Käfern kennt man über 2000 Arten, von denen aber nur wenige für das Gebiet charakteristisch sind. Auch die Fliegenarten sind sehr zahlreich.

Im schattigen Waldgrunde, oder auf sandigem Boden findet sich die flinke Eidechse, die Ringelnatter, die Blindschleiche, die Viper, die Kreuzotter und der Alpenmolch. Vorzüglich wurde für den Menschen die Menge des nutzbaren Wildes wichtig. Die Niederungen sind von Thieren der niederen Jagd reichlich bevölkert. Eines der wichtigsten Geschenke, welche die Natur Schlesien gab, ist der Reichthum an nutzbaren Mineralien. Die Sudetenkette enthält Goldadern, die einst zu bedeutenden Goldbergwerken Anlass gaben. Heute sind sie verlassen. Dagegen steht der Eisen- und Steinkohlenbergbau im lebhaften Betriebe. Von den 5305 *ha* Grubenmaßen werden 886 *ha* auf Eisenstein, 4261 auf Mineralkohle betrieben. Die Bergbauproduction ergab im Jahre 1880 über 75.000 metrische Centner Eisenerz, beinahe

3000 metr. Centner Schwefelerz, über 16,000.000 metr. Centner Steinkohle und 4000 metrische Centner Braunkohle. Der Geldwert der Bergbauproduction macht am Erzeugungsorte über fünf Millionen Gulden aus und beschäftigt über 12.000 Arbeiter. Die Hüttenwerkproduction ist weniger bedeutend. Der Geldwert derselben beträgt 950.000 Gulden; sie beschäftigt 760 Arbeiter. In Schlesien stehen 6 Hochöfen im und zwei außer Betriebe. Das erzeugte Frisch-, Roh- und Gusseisen erreicht die Menge von über 200.000 m Centner. Die Eisenindustrie hat in letzter Zeit einen großartigen Aufschwung genommen. Die bedeutendsten Etablissements gehören Sr. kais. Hoheit, dem Erzherzog Albrecht, die sämmtlich bedeutend vergrößert wurden und ihren Mittelpunkt in Trzynietz bei Teschen haben. Die Production im Troppauischen ist weniger hervorragend. Hier sind eine Reihe von Drahtseil-, Drahtstift-Nägel-, &c. Fabriken; so in Branka, Klein-Mohrau, Ober-Wildgrub, Würbenthal. Drahtgeräthe und Geflechte erzeugt Katharein und Olbersdorf. In letzterem Orte befinden sind auch Kupferblechwalz- und Hammerwerke.

In diesem Zusammenhange sei noch erwähnt, dass die Fabrication von Maschinen, Werkzeugen, Transportmitteln und Instrumenten eine ganz bedeutende ist; die in Troppau, Jägerndorf, Messendorf, Endersdorf, Ustron und Bielitz erzeugten Dampfmaschinen, Nähmaschinen, Eisenbahnbrücken finden Absatz in Schlesien, in den übrigen Provinzen des Reiches, in Russland, auch in Brasilien. Die landwirtschaftlichen Maschinen finden ihren Absatz im Inlande. Die Jägerndorfer Orgelfabrication hat namentlich durch die Wiener Weltausstellung ihren vorzüglichen Ruf begründet. Die künstlerische Leistung des Jägerndorfer Etablissements hat sich glänzend bewährt, und es ist demselben gelungen, seine Werke selbst in den hohen Norden, z. B. Christiania, mit durchschlagendem Erfolge einzuführen. Wir kommen zu den Erzeugnissen aus nicht metallischen Mineralien und erwähnen da zunächst die Thonwarenfabrication, die ihre Sitze in Hruschau und Polnisch-Leuten hat.

Im steten Rückgange begriffen ist die Glasfabrication, deren Productionswert in vier Etablissements über 90.000 Gulden ausmacht. Höchst bedeutend ist die Marmor- und Granitwaren-Erzeugung im Freiwaldauischen und die Verarbeitung des Sandsteines in Polnisch-Ostrau, Grudek, Weichsel, Raase, Troppau. Der Gesammtproductionswert dieser Industrie macht über 800.000 Gulden aus. Chemikalienfabrication betreibt Würbenthal, Hruschau, Petrowitz, Pottasche-Fabrication Troppau, Jaktar, Stibrowitz; zwei Seifen- und Parfumeriefabriken sind in Troppau und Bielitz, Ölfabriken in Barzdorf und Mosty. Zündwarenfabriken hat Schlesien drei, Mineralfarben erzeugt Peterswald, organische Farben Freudenthal. Die Rübenzuckerindustrie wird in 8 Fabriken betrieben, die 68 Dampfmaschinen mit 573 Pferdekräften im Gang erhalten. Von diesen verarbeiteten im J. 1880 sieben über 100.000 metr. Centner Rüben. Der erzeugte Zucker wird im

In- und Auslande, namentlich in Italien und in den Donaufürstenthümern abgesetzt. Bierbrauereien zählt das Land 50, darunter erzeugen 6 jährlich über je 10.000 *hl* Bier. Brantweinbrennereien bestehen 105.

Die bedeutendste Industrie in unserem Lande ist die Schafwoll- und die Leinenindustrie und die mit ihr verwandten und zusammenhängenden Zweige derselben. Die Producte derselben sind ihrer ausgezeichneten Qualität wegen gesucht und werden in ferne Lande exportiert. In 207 Etablissements, darunter 48 Tuch- und Wollwarenfabriken, 152 kleinere Unternehmungen und 7 Lohnspinnereien, wird nach den letzten Berichten der schlesischen Handelskammer Streichgarn und Leistengarn im Gesammtwerte von über 10 Millionen Gulden jährlich erzeugt, das mit geringen Ausnahmen auf Tuche und Modestoffe verarbeitet wird. Diese letztere Industrie hat ihr Hauptcentrum in Bielitz, Biala und Umgegend, wo allein 33 Tuch- und Wollwarenfabriken arbeiten. In ganz Schlesien sind 423 Etablissements in Thätigkeit, darunter 50 Fabriken mit 45 Dampfmaschinen von 842 Pferdekräften, 2 Turbinen von 30 Pferdekräften und 35 gewöhnliche Wasserräder von 487 Pferdekräften. Die erzeugten glatten Tuche und Modestoffe werden hauptsächlich nach Wien, Ungarn und Galizien, in die Donaufürstenthümer und den Orient abgesetzt. Die erzeugten Militärtuche werden an die österr. Landwehr geliefert. Nicht weniger bedeutend sind die erzeugten Garne und Gewebe aus Flachs und Hanf. Die Maschin-, Flachs- und Hanfgarnspinnerei hat 5 Etablissements in Lichtewerden, Würbenthal, Freiwaldau, Teschen und Bielitz und erzeugt Waren im Gesammtwerte von beinahe 3 Millionen Gulden.

Die Leinzwirnfabrication hat ihre Sitze in Heinzendorf, Hillersdorf, Röwersdorf, Pochmühle, Engelsberg und Würbenthal. Die Leinenproduction hat den Namen unseres Landes in ferne Erdtheile getragen. Es arbeiten in ganz Schlesien 117 Etablissements, darunter 11 Fabriken. Die erzeugten Leinwand- und Zwillichwaren erreichen einen Gesammtwert von über zwei Millionen Gulden und finden ihren Absatz in Österreich selbst, dann in Italien, Russland, den Donaufürstenthümern, in der Türkei, in England und in Amerika. Zu der nachgewiesenen Leinenwaren-Production kommt noch die Erzeugung der Hausindustrie hinzu.

In den Ortsgemeinden Wagstadt, Heinzendorf, Kuttelberg, Olbersdorf, Johannesthal, Raase, Karlsthal und Jauernig werden auf ca. 126 Webstühlen Leinenwaren verarbeitet, die auf den benachbarten Märkten zum Verkaufe gelangen. In der Gebirgsgegend um Teschen wird auf beiläufig 150 Webstühlen gearbeitet, und die erzeugten Leinen werden nach Ungarn und nach Galizien abgesetzt. Zur Zeit des Anbaues und der Ernte ruht diese Industrie etwas, weil die Erzeuger bei der Landwirtschaft beschäftigt sind. Es ist übrigens nicht zu verkennen, dass die Leinenwarenproduction einen bedeutenden Rückgang erlitten hat. Dagegen hat die

Baumwollproduction bedeutend zugenommen. Die erzeugte Ware findet ihren Absatz in den angrenzenden Ländern der Monarchie und in Amerika. Halbseidenen Atlas und Hutplüsch, halbseidene Sammtbänder und Kaffeetücher erzeugen Odrau, Wagstadt, Königsberg und Freudenthal; Halbleinenwaren werden im Gesammtwerte von über 700.000 Gulden erzeugt. Zum Schlusse erwähnen wir noch, dass das in Schlesien zu Grätz, Wigstadtl, Jägerndorf, Mohrau, Bielitz erzeugte Papier selbst bis nach Kopenhagen und London versendet wird; dass die in Teschen mit den dazu gehörigen 5 Zweigniederlassungen und die in Schibitz erzeugten Möbel aus massiv gebogenem Holze in ganz Europa, in Asien, in Amerika und in Australien ihren Absatz finden; und dass die Hofbuchdruckerei und Hofverlagsbuchhandlung Prochaska in Teschen einen über Österreich und Deutschland hinausgehenden Ruf hat, für viele in- und ausländische Firmen arbeitet und mit ihrem Verlage mit den ersten Firmen concurrieren kann.

Das ist ungefähr ein Bild unserer schlesischen Industrie-Verhältnisse. Man wird einem Volke, das auf so kleinem Raume so vielseitig und mit solchem Erfolge thätig ist, die Anerkennung gewiss nicht versagen können, dass es eine seltene Rührigkeit auf allen Gebieten entfaltet. Zu diesen günstigen Verhältnissen gesellen sich noch jene Einflüsse, welche das Klima, die Eigenthümlichkeiten der Niederung, wie des Gebirges auf die Menschen ausüben. Der harte Kampf um das Dasein macht den Menschen auf den Bergen kräftig und entschlossen, flößt ihm religiösen Sinn und Liebe zur Freiheit ein, erzeugt aber auch zähen Conservatismus und Aberglauben. Die Niederung dagegen bietet alles, um ihre Bewohner zur Wohlhabenheit, zum frohen Lebensgenusse in der dadurch erzeugten freien Regsamkeit des Geistes zu führen.

Die Gesammtbevölkerung Schlesiens, das einen Flächenraum von 5147 km^2 hat, beträgt 565.475. Was die relative Bevölkerung anbelangt, nimmt Schlesien unter den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern den zweiten Rang ein. Es entfallen von der Gesammtbevölkerung auf 1 km^2 etwa 110 Einwohner. An Wohnorten gibt es 492 Gemeinden und 721 Ortschaften mit zusammen 70.832 Häusern. Auf ein bewohntes Haus kommen durchschnittlich 8 Personen, auf eine Wohnpartei 4·4 Personen. Ortsgemeinden mit mehr als 5000 Personen hat Schlesien 9, u. zw.: Troppau—20.562, Bielitz—13.482, Teschen—13.004, Jägerndorf—11.792, Polnisch-Ostrau—9049, Freudenthal—7595, Friedek—5912, Freiwaldau—5859, Karwin—5488.

Der Nationalität nach ist die Bevölkerung deutsch und slavisch. Die kleinere Hälfte, 48·91% der Bevölkerung, sind deutschen Stammes; sie wohnen in dem Theile westlich von Troppau, am dichtesten in der Olbersdorf—Hotzenplotzer Gegend, dann am ganzen Südrande des niedrigen Gesenkes, bis in die Gegend Wagstadt—Königsberg. Ferner haben alle Städte

des Kronlandes eine zumeist deutsch redende Bevölkerung. Die slavischen Einwohner sind theils dem polnischen (28·13%), theils dem čechischen Stamme (22·95%) zuzuzählen. Der mährische Dialect wird, mit geringen Abweichungen, ungefähr von dem Morawkathale an bis in die Troppauer Gegend gesprochen. Zwischen der Olsa und der Biala vermitteln Dialecte, die sich der polnischen Sprache nähern, den Übergang. Die Goralen (Gebirgler) gegen die ungarische Grenze haben manche Anklänge an das Slovakische. Die Gebirgler werden im östlichen Schlesien auch Walachen genannt. In der Gegend von Cameral-Ellgoth, Smilowitz ꝛc. wenigstens versteht man noch jetzt unter „Wałaszczok“ einen Bergbewohner und Schafhirten; die Tracht der Hirten in jener Gegend wird „Wałaski stroj“ und ein eigenartig geformtes Messer der dortigen Gebirgler „Wałaszek“ genannt. Bei diesen ethnographischen Verhältnissen ist das Deutsche das gewöhnliche Verkehrsmittel. Was den Charakter der Schlesier im allgemeinen betrifft, so ist ihnen ein gemeinschaftlicher Grundzug eigen, und zwar Gemüthlichkeit, ein für fremde Leiden offenes Herz, ein guter Humor, gesunder Witz und die tief im Herzen liegende Frömmigkeit. Die Schilderung, welche Grillparzer von dem Österreicher entwirft, gilt vorzüglich von dem Schlesier:

„S' ist möglich, dass in Sachsen und beim Rhein
Es Leute gibt, die mehr in Büchern lesen;
Allein, was Noth thut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der off'ne, richtige Sinn,
Da tritt der Österreicher hin vor jeden,
Denkt sich sein Theil und läßt die andern reden!“

Wie sehr der Schlesier von der Nothwendigkeit einer tüchtigen, geistigen Durchbildung überzeugt ist, davon geben unsere 500 Volksschulen und unsere Mittelschulen den besten Beweis. Der Zustand der Schulgebäude ist im allgemeinen recht befriedigend, an manchen Orten hat die Schule wohl auch ein prachtvolles und kostspieliges Heim gefunden. Von den 90.376 schulpflichtigen Kindern besuchen nur 2·5% die Schule nicht.

Die Eigennatur unseres Bodens hat auch ein charakteristisches Volksleben, das sich in eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen kundgibt, hervorgebracht, die freilich der alles zerstörende Nivellierungsprocess unserer Zeit allmählich verdrängt. Für brave Kinder stellt sich auch bei uns der heilige Nikolaus mit dem Teufel und den Äpfelsäcken ein. Zu Weihnachten findet sich auch in der kleinsten Hütte der grüne Baum mit seinen vielen Lichtern. Mit geweihtem Räucherwerk und mit Weihbrunnkessel schreitet in dieser Zeit der Hausvater durch Haus und Stall, um sich vor Unglück zu schützen. Selbst seines Viehes gedenkt der Landmann, er gibt den Rindern Äpfel und Honigkuchen und reibt ihnen die Augenlider mit Honig ein, damit sie das ganze Jahr vor Krankheiten, namentlich vor dem „Hauch,“ einem besonders gefährlichen Augenübel, bewahrt bleiben. Auch wirft er ein Stückchen Honig

in den Brunnen, um das Wasser vor Fäulnis zu schützen. In einzelne Häuser kommt am heiligen Abend das Christkindlein. Maria nämlich mit dem hl. Josef, ein oder mehrere Engel und zwei oder drei Hirten, bisweilen auch der Teufel in Ketten (Bennisch), oder der Knecht Ruprecht (Troppau), oder der Nickel (Jauernig, Zuckmantel), oder der Schimmelreiter (Jägerndorf) erscheinen und führen die bekannten Weihnachtsspiele auf, oder singen wenigstens Christkindellieder. Der hl. Josef, welcher unter dem Arme eine kleine Wiege trägt, tritt in schlesischer Bauerntracht auf. Maria und die Engel sind weiß gekleidet. Gewöhnlich ziehen sie über ihre sonstigen Kleider ein Leinenhemd an, welches um die Lenden durch ein rothes Band zusammengehalten wird. Auf dem Kopfe trägt Maria einen Kranz aus rothen und weißen Blumen, die Engel eine Krone aus Gold- und Silberpapier. Diese sind in graue Mäntel gehüllt, welche mit einem Ledergurte oder Strohseile fest gebunden sind. In den Händen tragen sie Hirtenstäbe, an denen mitunter Glöcklein hängen. Mit diesen Stäben stoßen sie beim Eintritte und auch später nach einem bestimmten Takte auf den Boden. Im Wiegstadtler Bezirke führen dieselben auch einen eigenthümlichen Tanz auf. Folgsame Kinder erhalten zum Schlusse gedörrtes Obst und andere Geschenke. Am Dreikönigstage ziehen die hl. drei Könige von Haus zu Haus. Der Hausvater schreibt an diesem Tage an seine Hausthür die Buchstaben C + M + B.

Wenn die Ostern herannahen, knüpfen sich an diese unzählige Gebräuche. Geweihte Palmzweige werden überall im Hause als Schutz vor Blitz und vor Hexen aufbewahrt. Wenn man drei solche „Palmen“ verschluckt, ist man gegen Fieber und Halsschmerzen gesichert. Am dritten Sonntage vor Ostern, am sogenannten todten Sonntage, wird in einigen Ortschaften Schlesiens folgender Brauch geübt: Die gesammte der Schule entwachsene Jugend versammelt sich auf einem größeren freien Platze inmitten des Dorfes. Die Knaben bekleiden eine Strohschütte mit einem Beinkleid, einer Leinwandjacke und einem alten Hute. Diesen Popanz trägt einer der kräftigsten Bursche auf einer Stange durchs Dorf. Die übrige Schar folgt nach und singt vor den Fenstern der einzelnen Häuser: Mařaku, Mařaku, daj do fajky tabaku! (Mařak, Mařak, gib in die Pfeife Tabak!) Schließlich wird die Puppe bis an die Grenze der Ortschaft getragen, dort misshandelt, mit Steinen beschwert und mit Vorliebe von einer Anhöhe herab ins Wasser geworfen. In gleicher Weise putzen die Mädchen eine Strohpuppe mit einem Frauengewand, bunten Bändern und Schleifen heraus, tragen dieselbe auf einer Stange durchs Dorf und versenken sie an der Grenze desselben ins Wasser. Während des Umzuges singen sie: O Mařeno krasna, kaj si husi pasla? Pod kopečkem s drobeničkem tam sem juch napasla. (O schöne Mařena, wo hast du die Gänse geweidet? Unter dem Hügel habe ich sie mit einer Wenigkeit geweidet.) Nach heidnischen Todesgottheiten heißt die

Strohpuppe der Knaben Mařak, auch wohl Smrtik oder Smrt, die der Mädchen Mařena, hin und wieder auch Smrtnica. Auch wird die ganze Ceremonie kurz „Mařak und Mařena" genannt. Sie entspricht dem „Todaustragen" in den deutschen Bezirken des Landes und ist als ein Rest des Frühlingsfestes der Alten, der Feier des Sieges, den der Sommer über den Winter erringt, zu deuten.

In anderen Orten wird diese anfänglich verehrte Gestalt, nachdem sie entkleidet ist, beschimpft, und unter Verwünschungen in das Wasser oder in eine Pfütze geworfen. Darauf wird eine mit Bändern, gefärbten Eierschalen und Tuchfleckchen von verschiedener Farbe geschmückte Tanne frohlockend durch die Straßen getragen und dabei gesungen:

„Den Tod haben wir hinausgetragen,
Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Mai (Blumenstrauß),
Der Blümelein allerlei."

Doch wird dieses Fest, vor kurzem noch so allgemein, jetzt nur in wenigen Orten abgehalten.

Allgemeiner wird an eben diesem Tage das „Maienfest" gefeiert. Kleine Mädchen ziehen von Haus zu Haus mit Wipfeln junger Fichten und Tannen, welche sie mit vergoldeten Nüssen, Eierschalen, bunten Bändern und gefärbten Papierstreifen geschmückt haben, und singen dabei Frühlingslieder und Glückwünsche für die Familienglieder, in der Hoffnung, eine Gabe zu erhalten.

Am Ostermontage selbst beginnt frühzeitig das „Schmeckostern," wobei die männliche Bevölkerung die weibliche mit Gerten, aus Riemen oder aus Süßholzwurzeln und Weidenruthen geflochten, mehr oder weniger schlägt. Am anderen Tage geschieht dasselbe den Burschen von Seite der Mädchen. Die geschmeckosterte Person muss sich durch ein Stück Gelbbrot, durch ein gemaltes Ei, einen Kuchen u. s. w. loskaufen. Dabei werden verschiedene Sprüche recitiert. In Lichten schmeckosterte ehedem an diesem Tage auch der Hirt seine Schafe, damit sie das ganze Jahr gut folgen.

Am Pfingstmontage reiten die angesehensten Dorfbewohner und alle jene Gemeindemitglieder, welche glauben, sich ihres Pferdes nicht schämen zu dürfen, von einem bestimmten Sammelplatze aus in das Feld, umkreisen im gesetzten Schritt ihre Äcker und singen fromme Lieder. Sie hoffen so den Segen des Himmels über ihre jungen Saaten zu erflehen und die Wetterschäden abzuwenden. Ein sicherer Gewinn, als den sie beabsichtigen, ist der, dass sie sich einer schönen Pferdezucht und guten Bestellung ihrer Felder befleißen, damit sie bei dieser Feierlichkeit von ihren Mitwohnern nicht Schande oder gar Verachtung sich zuziehen.

Der höchste kirchliche Feiertag, der von jung und alt mit Freuden erwartet wird, ist der Frohnleichnamstag. Das Sonnenwendefest hat noch

immer ein Stück seines heidnischen Charakters bewahrt. Am Abende vor Johannis (24. Juni) werden auf den Bergen die sogenannten Johannisfeuer angezündet. Sie sind von beträchtlicher Größe, oft mehrere nebeneinander, und werden einige Stunden unterhalten. Herangewachsene Bursche bilden einen Kreis um das auflodernde Feuer, zünden in diesem ihre mit Wagenschmiere und Pech getränkten Besen an, welche sie das ganze Jahr über mit Sorgfalt gesammelt haben, und schwingen dieselben unter wildem Tanzen und Schreien, oder sie werfen sie über sich in die Luft und fangen sie beim Herabfallen wieder mit der Hand auf. Des andern Morgens sieht man jede Thür mit Birkenstämmchen und Blumen geschmückt.

Die tief im Herzen des Volkes wurzelnde Frömmigkeit sucht und findet ihren Ausdruck im Liede. Vom Advent an bis zum Dreikönigstage werden die Weihnachts- und Hirtenlieder, als Überreste der „Weihnachtsspiele," gesungen. Gegenwärtig freilich sind sie im Lande fast gänzlich verschwunden. Sie wurden ganz in der Art der während des Mittelalters in ganz Deutschland gebräuchlichen geistlichen dramatischen Spiele abgehalten. In derselben Weise wurde am Palmsonntage das Passionsspiel noch im Anfange unseres Jahrhundertes gespielt.

Dass eine so lebhafte Phantasie auch in Sagen und Märchen sich äußert, ist selbstverständlich. In welcher vollen Kraft hier das deutsche Märchen blüht, und wie zahlreiche Reste die heidnische Religion in Sagen und Bräuchen zurückgelassen, davon gibt die reiche und große Zahl derselben Beweis, die der Verfasser dieses Werkchens in seinem „Volksthümlichen aus Österreich.-Schlesien" gesammelt hat.

Der wilde Mann jagt durch unsere Berge, graue und weiße Frauen, Husaren ohne Köpfe spuken, Venusleute, Kobolde, Wassermänner, Feuermänner ꝛc. treiben sich auch bei uns herum. Auch Gestalten der späteren deutschen Sage haben sich ungeschwächt im Andenken unseres Volkes erhalten. So die Sage vom Doctor Theophrastus, dem Besitzer des Lebenstrankes, vom schwänkereichen Twardowsky, in dem wir unschwer den deutschen Faust erkennen, vom Teufelsbader im Burgberge und vom Moosebruchhirten, die wie der ewige Jude bis an der Tage Ende umherzuirren verflucht sind. Sehr interessant sind die Sagen, welche offenbar geologischen Processen und Erderschütterungen ihren Ursprung verdanken, oder durch ein eigenthümliches Steingebilde hervorgerufen wurden. So hört man in Dobischwald von Drachen erzählen, auf dem Gigerberge bei Gurschdorf haust der Lindwurm, welches Ungethüm einst die ganze Gegend verwüstete — offenbar Erinnerungen an Bergstürze, welche die Gegend einst zerstörten.

Vor ungefähr einem Menschenalter wurde im Jauerniger und Weidenauer Bezirke viel von Basilisken gefabelt. Es wurden solche in jedem Walde, in jedem Verstecke gewittert. Gieng jemand mit noch nüchternem Magen aus und begegnete er einem solchen Ungeheuer, so starb er unfehlbar

noch an demselben Tage, wenn es ihn früher sah, als er dasselbe erblickte. War es umgekehrt der Fall, so musste das Ungeheuer zugrunde gehen. Gewöhnlich wird die Vernichtung oder Zerstörung einer Stadt, oder eines Landstriches als eine Folge des Übermuthes der Menschen oder ihrer Hartherzigkeit bezeichnet. Sehr häufig geben groteske Felsblöcke Anlass zu Teufelssagen, in denen der Teufel meistens durch eine heilige Handlung, einen frommen Spruch oder durch einen Hahnenschrei an der Vollendung eines Baues gehindert wird und diesen wild durcheinanderwirft. Solches erzählt sich das Volk von dem noch in den Sechziger-Jahren auf dem Marktplatze in Weidenau unter dem Namen „Butterstein" gelegenen, späterhin beim Baue des Rathhauses in Verwendung genommenen Basaltsteine und von den Ottendorfer Basaltblöcken bei Troppau. Auch sieht das Volk den Fuß des Teufels in irgendeinem Steine ausgedrückt oder in einem sonderbar gestalteten Block einen ruchlosen Hirten versteinert. Im Fuhrmannsstein nächst dem Heidebründl erkennt die Sage einen Fuhrmann, der zur Strafe einer Gotteslästerung sammt Pferd und Wagen, wie anderswo Frau Hütt, in einen Steinblock verwandelt wurde. Aus dem wehmüthigen Klange der Johannesberger Schlossglocke hört das Volk den Jammerton des einstigen Schlosshauptmannes Thümbling heraus, der sich in verzweifelter Stimmung dem Teufel verschrieben, der ihn auch nach abgelaufener Frist holte und an der Schlossmauer zerschmetterte. Auch die Teschner Herzogin Katharina Sidonia, die schwarze Fürstin, ist Gegenstand einer Teufelssage geworden.

So denkt, singt und sagt der Schlesier, den vielleicht nichts besser charakterisiert, als eines seiner eigenen Lieder, in dem er sich seine himmlischen Freuden in seiner genügsamen Art ausmalt:

Wänn w·r wann aia Himm·l kumma,
Hoót d· Ploogh a Änd g·numma.
Do hoots kä Fiid·l ån kä Klause,
Jeed·r woond aim gold·na Hause.
Do iis kä Akziis an kä Schtai·r,
All·s wolf·l, nischte tai·r.
Fo Roobot werd do nischt g·schprocha,
Do keem änn·r åå g·schtocha.
Ai dam Himmil iis a Laava,
Esst ma nischt wie Zock·rbaawa;
Hoonigschaiwa, dåss s'·kläcka,
Dass ma muuss d. Feng·r läcka;
Kliisla, Flääsch ån Bernatonke,
Gnuda Schmeeta åå zum Tronke,
Tääghe Berna, walsche Nesse
Håå w·r tääglich of·m Tesche.
Do waaw·r ålle Rosinka assa
An dås Gäld ai Fertan massa.
S'Gold waa w·r nooch·m Fonde wiigha,

Naie Zepp·lpälze waa w·r kriigha.
Aå d·r Kerm·s werd g·bloosa,
Kriigh w·r naie, gaale Hoosa.
An d·r Faif·r watt ääs macha,
Dåss ma sich werd picklich lacha.
Wänn d·r Duud·lsaak watt brumma
An d· grunsse Bärw·r summa,
Do war w·r ålle juxa, senga
An wi jonge Bäckla schprenga.
Fätte Schwaine waan g·broota,
Grunsse Hächte bloog·soota.
Laut·r gunde Zweck·rfesche
Håå w·r imm·r of·m Tesche.
Zock·rfalms hoots fir a Maagha,
Runsawass·r fiir d· Aagha.
Wain dan waa w·r wi Wass·r schäppa,
Trenka aus dan gold'na Täppa.
Ich free mich aawa of dan Himm·l,
Wii ofs Futt·r ens·r Schimm·l.
Jis dås nii a hibsch·s Laawa,
Wänns åch Goot wällt baale gaawa.
Herr, loos ens d· G·boote haala,
Dås w·r's Tiirla nii f·rfaala!

Diese schlesische Genügsamkeit ist übrigens nicht nur den deutschen Oppaländlern eigen, in deren Dialect wir gesprochen, auch der Bielitzer Colonist hat gleiche „himmlische Frajda," und der Gorale auf den Beskiden ist bekanntlich auch kein Lebemann.

---

5. Troppau und Umgebung.

(Lage. — Geschichtliches und Topographisches. — Ein Rundgang durch die Stadt. — Sehenswürdigkeiten. — Hervorragende Troppauer. — Umgebung.)

Unter den vornembsten Städten in Schlesien ist Troppau mit nichten die geringste, sondern gewisslich ein solcher Ort, daran der durchreisende Mann seine Lust und Freude siehet.

Chronist des 17. Jahrhunderts.

Dort, wo sich das Gesenke in seinen letzten nordöstlichen Ausläufern der Oder nähert, wo sich das Thal der Oppa zu einer mit üppigen Wiesen und fruchtbaren Feldern bedeckten Ebene erweitert, breitet sich in einer Höhe von 260 *m* an dem rechten Ufer des Oppaflusses Troppau aus, die Hauptstadt des Landes. Sie bildet in jeder Beziehung den Mittelpunkt des

culturellen Lebens Schlesiens und ist der Sitz der höchsten Behörden des Landes, der k. k. Landesregierung, der Landesvertretung, des Landesgerichtes, der Handels- und Gewerbekammer, der k. k. Finanzdirection, des k. k. Hauptzollamtes, mehrerer Unterrichts- und Humanitätsanstalten u. s. w. Unter den industriellen Unternehmungen sind hervorzuheben: die Zuckerraffinerie, die Quittner'sche Tuchfabrik, das Dampfbräuhaus und die Cichorienfabrik. Auch die Erzeugung von Ziegeln, Zündwaren und Maschinen bildet ein ausgiebiges Feld industrieller Thätigkeit.

An der Stelle, an der unsere Stadt heute steht, übersetzte schon im 11. Jahrhunderte eine von Mähren nach Polen führende Straße die Oppa; sie gieng von Olmütz aus in östlicher Richtung bis Weißkirchen, zog sich von hier nach Norden bei Grätz vorüber und setzte bei Troppau über die Oppa. Dort befand sich frühzeitig eine Zollstätte, und aus dieser entwickelte sich wahrscheinlich ein Dorf und daraus die Stadt. Damit stimmt freilich nicht überein, was wir in einer Chronik aus dem 17. Jahrhunderte lesen. Dort wird erzählt, dass ein römischer Kriegsobrist, namens Luca, im vierten Jahrhunderte hier einen Marktflecken erbaut und nach seinem Namen benannt habe, und dass der Marktflecken im 10. Jahrhunderte von Heinrich dem Finkler zum Andenken an einen bei diesem Orte erfochtenen Sieg über die Ungarn zur Stadt erhoben worden sei, die den 27. Mai 936 mit einem stattlichen kaiserlichen Privilegium bedacht wurde. Diese Erzählung entbehrt jeder historischen Wahrheit. Der speculative Verfasser unserer Chronik, der berühmte Lügenschreiber Abraham Hosemann, schmiedete nämlich gewerbsmäßig aus fälschlich angegebenen Quellen Städtechroniken zusammen und verkaufte sie für theures Geld an die Stadtmagistrate. Vielleicht bedeutet auch die Sage von dem römischen Kriegsobersten Luca nichts weiter, als dass ursprünglich an der Stelle Troppaus ein Götterhain „Lucus" in seinem dunkeln Schoße die Mysterien der heidnischen Priester geborgen habe. Der Strom der Völkerwanderung führte die Slaven ins Oppaland.

Urkundlich wird Troppau, böhmisch Opawa, 1195 das erstemal genannt. Dass es seinen Namen vom Flusse Oppa hat, dürfte unbestritten sein. Es mag aus der Zusammenziehung der Worte „In der Oppau" entstanden sein. Nach der Ansicht eines der gewiegtesten schlesischen Geschichtsforscher, des Universitätsprofessors Dr. Colmar Grünhagen in Breslau, hätte man sich in dem Tr (trh = Markt) eine slavische Vorsetzung zu denken, welche die Deutschen oft mit den eigentlichen Ortsnamen so verknüpften, dass sie beide für untrennbar hielten. Im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts hatte Troppau schon die Verfassung deutscher Städte, wie das aus einem Briefe Ottokars I. von 1224 hervorgeht, welcher festsetzt, dass von den Gräben dieser Stadt an innerhalb einer Meile alle Krüge mit Ausnahme der auf kirchlichem Grunde befindlichen abgeschafft werden sollen. Und wenn in demselben Briefe den Bürgern Troppaus gestattet wird,

ihr Eigenthum frei ohne Hindernis an jedermann verkaufen zu dürfen, so setzt diese dingliche Freiheit ebenso wie jenes Meilenrecht deutsches Recht voraus. Schon damals war Troppau mit starken Wällen und Mauern umgeben, innerhalb derer die Bürgerschaft die Stadt oft glücklich vertheidigte. So stürmten die Mongolen, wie es scheint vergeblich, die Stadt, und ebenso wurden die Angriffe des mit König Bela IV. von Ungarn, welcher Ansprüche auf das babenbergische Erbe erhob, im engen Bunde stehenden Fürsten Daniel von Halicz (1253) auf das kräftigste zurückgewiesen. Bei der Belagerung Troppaus durch Daniel wird schon der drei Stadtthore gedacht; aus dem einen machte ein gewisser Andreas einen Ausfall und schlug die Angreifer zurück; unter dem zweiten stand Benesch, mit der Fahne die Seinigen zum Kampfe ermunternd, und aus dem dritten wurden die eingedrungenen Russen von den Bürgern zurückgeworfen. Der gewaltige Ottokar II. hielt sich wiederholt in Troppau auf, so 1273, wo er mit dem Herzog Boleslaw von Krakau zusammenkommt, so noch 1277, wo ihn der Burggraf von Nürnberg findet.

Bald darauf wird Troppau der Mittelpunkt des vom Mährerlande losgelösten Herzogthums.

Zu allen Zeiten war der Ort von größter Bedeutung für die Landesgeschichte. Die Religionswirren schlugen der Stadt und dem Lande tiefe Wunden, zumal die Troppauer zu dem utraquistischen Könige Poděbrad hielten. Später zog sich das Kampfgewitter der Reformation über Troppau zusammen und erzeugte daselbst große Bedrängnisse; die Stadt, ein Schauplatz offener Kämpfe zwischen Katholiken und Protestanten, verfiel unter Kaiser Rudolf II. sogar in Reichsacht und Reichsexecution. Im Jahre 1613 erhob der Kaiser Matthias den Regenten des Hauses Liechtenstein, Karl, in den Reichsfürstenstand und belehnte ihn mit dem Herzogthume Troppau. Derselbe empfieng die Huldigung der Stände und ließ in Troppau Münzen, „Liechtenstein-Thaler," prägen. Als der 30jährige Krieg ausbrach und Troppau dem böhmischen Winterkönige huldigte, verweigerte ihm der Herzog Karl den Lehenseid, wurde des Landes verwiesen und seiner Güter verlustig erklärt. Nach dem Siege der kaiserlichen Waffen empfieng er den Ehrendank der Treue von dem Kaiser Ferdinand II., der ihn mit Gunstbezeigungen überhäufte. Herzog Karls Titel giengen auf seine Nachkommen aus der von ihm gegründeten Karolinischen Linie und nach dem Erlöschen derselben (1712) auf die Nachkommen seines Bruders Gundacker, auf die Gundackersche Linie, über, welcher auch der jetzt regierende Fürst Johann II. angehört. Die Liechtensteiner zeichneten sich als Herzoge von Troppau und Jägerndorf und als Gubernatoren Schlesiens jederzeit durch unerschütterliche Anhänglichkeit zum angestammten Kaiserhause, durch eifrige Glaubenstreue, edlen Geschmack, Liebe zu den Wissenschaften und geläuterten Kunstsinn aus. Sieggekrönte Helden, berühmte Staatsmänner

und erleuchtete Kirchenfürsten giengen aus diesem erlauchten Geschlechte hervor. In späterer Zeit aber übten die Herzoge von Troppau aus dem Hause Liechtenstein immer weniger politischen Einfluss auf das Land aus, das bis zu dem ersten schlesischen Kriege durch das Breslauer Oberamt verwaltet wurde. Dieser Krieg begann (1741) mit dem Einfalle des Königs Friedrich II. in Schlesien und endete mit dem Breslauer Frieden (11. Juni 1742), wodurch Schlesien zerstückt und die Auflösung des einheitlichen Landescharakters dies- und jenseits der Oppa besiegelt wurde. Im ersten, sowie im zweiten schlesischen Kriege (vom August 1744 bis zum Dresdner Frieden am 28. December 1745), im siebenjährigen Kriege (vom August 1756 bis zum Hubertsburger Frieden am 15. Februar 1763), endlich im bayerischen Erbfolgekriege (vom Hochsommer 1778 bis zum Teschner Frieden am 9. Mai 1779) erlitt Troppau als volkreicher und wohlhabender Ort an der Hauptheeresstraße, allerlei Drangsale, wurde abwechselnd von Freund und Feind besetzt und musste beiden Geld und Proviant liefern. Es kamen blutige Scharmützel dicht vor den Mauern der Stadt und in den Vorstädten zwischen Preußen und Österreichern vor, wie überhaupt das Oppaland der Schauplatz des kleinen Krieges war. Am Schlusse der Kriegsepoche schlugen die Preußen ihr Armeelager im Angesichte der schwer heimgesuchten Stadt auf, in deren Nähe vom Könige von Preußen eben eine große Entscheidungsschlacht engagiert wurde, als der Teschner Friede den langen blutigen Kriegsfaden abschnitt.

Ein Ereignis, wodurch der Name der Stadt welthistorisch wurde, ist der hier gehaltene Monarchencongress im Jahre 1820. Im October dieses Jahres erschienen in der Stadt der Kaiser von Österreich, der Kaiser von Russland, der Kronprinz von Preußen als Vertreter seines erst später ankommenden Vaters, und die ausgezeichnetsten Diplomaten jener Zeit: Metternich für Österreich, Nesselrode und Capo d'Istria für Russland, Hardenberg und Bernstorff für Preußen, der Prinz von Caraman und den Graf de la Ferronays für Frankreich, Charles Stuart für England. Über 300 Edelleute fanden sich hier mit zahllosem Tross ein. Um auch der Schaulust der Menge etwas zu bieten, wurden Triumphbogen gebaut, Illuminationen veranstaltet &c.

Auf die Geschichte der Stadt mehr detailliert einzugehen, gestattet der beschränkte Rahmen unseres Bildes nicht. Heute sind die Mauern, die als steinerner Gürtel die Stadt damals umgaben, gefallen; an ihre Stelle ist ein Kranz reizender Anlagen getreten, die alle Fremden entzücken, welche die Stadt betreten. Kein beengendes Thor, keine geschlossene Pforte tritt uns hindernd in den Weg. Stadt und Vorstädte, einst durch sumpfige Gräben voneinander getrennt, bilden ein vereinigtes Ganzes und überall, wohin das Auge blickt, hat der mächtig aufwärts strebende Geist der Zeit

der Stadt seine Signatur aufgedrückt. Die Ratiborer, Jaktarer, Grätzer Vorstadt und das Dorf Kathrein umschlingen die eigentliche Stadt.

Wenn wir vom Franz-Josefs-Platz, der bis zum Jahre 1877 den prosaischen Namen „Heumarkt" führte, im Nordwesten der Stadt ausgehen, kommen wir zum Oberring, in dessen Mitte sich die Hauptwache mit einer Bogenhalle befindet.

Über diese steigt der alte, 72 Meter hohe Stadthausthurm empor, der in dem verhängnisvollen Jahre, in welchem der dreißigjährige Krieg ausbrach, vollendet wurde. Der Hauptwache gegenüber erhebt sich an der Stelle der um die Mitte des 18. Jahrhundertes abgebrannten Michaelskirche ein eleganter Neubau, das Stadttheater, und in dessen Nähe das neue Rathhaus. Etwas seitwärts auf der Nordseite des Pechringes beherrscht die Stadtpfarrkirche den höchsten Theil der Stadt. Diese ist eine gothische Hallenkirche im Ziegelrohbau mit Schiffen, welche durch je drei kolossale viereckige, auf quadratischen hohen Sockeln ruhende Pfeiler getrennt sind, mit Kapellen und Sacristeianbauten und einem im Dreiseit geschlossenen Chor. Das Schiff hat dreimal vier Gewölbviertel, nur dass in den beiden Westecken zwei große viereckige in die Kirche hineingezogene Thürme aufsteigen, welche erst weit über Firsthöhe ins Achteck übergehen. Das niedrige, dem Mittelschiff entsprechende Chor hat vier Gewölbe und in jeder Schildwand zwei Leuchter. Die Einfassungen an Fenstern und Portalen sind von Stein und zeigen die ausgebildeten Formen des 14. Jahrhunderts. Namentlich reich im Herzprofil gegliedert ist die Wandung des Hauptportals im Westen. Auch die hohen Sockel sind gothisch profiliert. Im übrigen ist alles auf das reichste und geschmackvollste im Anfange des 17. Jahrhundertes ornamentiert worden. Der freistehende, weithereinragende Hochaltar erinnert in seiner kronenartigen, säulengetragenen Überdachung an die Altäre der Peterskirche in Rom und den Invalidendom in Paris. Außen ist noch sehr merkwürdig ein kolossaler Strebebogen, welcher in dem oberen Theile eines Strebepfeilers des Chorhauptes schräg bis auf den Kirchplatz herabgeführt ist. Die Unterlage ist ein weitgeschweifter Bogen, die Oberseite abgeglichen. Die Kirche enthält ein Marmordenkmal des erwähnten Fürsten Karl, ersten Herzogs von Troppau aus dem fürstlichen Hause Liechtenstein, und spielte als Zankapfel der streitenden Glaubensparteien während der Reformationszeit in der Geschichte der Stadt eine merkwürdige Rolle. Zwei Olmützer Bischöfe Wilhelm Prusinowsky (1565) und Cardinal Dietrichstein (1603), geriethen in Lebensgefahr, als sie im kaiserlichen Auftrage nach Troppau reisten, um die katholische Seelsorge bei dieser Kirche zu restaurieren.

Eine andere Merkwürdigkeit des Pechringes ist die Kapelle und die Commenderie des deutschen Ordens, letztere mit den nöthigen Localitäten für ein theologisches Hausstudium des deutschen Ordens, den Appartements des Erzherzogs Wilhelm, Hoch- und Deutschmeisters, welcher in der Kloster-

gasse das Kloster der deutschen Ordensschwestern erhält. Die frommen Schwestern widmen sich einerseits der Krankenpflege in dem an Stelle des alten Malzdörrhauses im Vorjahre prächtig aufgebauten „deutschen Ritter-Ordens-Spital," andererseits dem Volksschulunterrichte für Mädchen.

Jenseits parallel der Hauptwache mündet in den Oberring die Bäckergasse, in der sich die nunmehr als Militärmagazin benützte ehemalige Dominicanerkirche zu St. Wenzel befindet. Der Dominicanerorden bestand in Troppau von 1291 bis 1781, und seine Kirche war unter den einstmaligen siebzehn Gotteshäusern der Stadt eines der schönsten und größten. Das Klostergebäude selbst, in der Salzgasse gelegen, beherbergt dermalen die k. k. Lehrerbildungsanstalt.

Wir wenden uns dem „Graben" Troppaus zu. Es ist dies die linke Häuserfront auf der breiten Gasse, welche den Oberring und Niederring verbindet und den Namen „Zwischenmärkten" führt. Hier, wo auch die elegantesten Kaufläden sich befinden, ist das eigentliche Rendezvous der promenierenden fashionablen Welt. Auf dem Niederring fällt uns insbesondere die große Gebäudegruppe auf, welche die Ostseite desselben bildet. Diese umfasst die St. Georgs- oder Jesuitenkirche, das Landhaus und das sogenannte alte Gymnasium. Die Jesuitenkirche ist ein glänzender Bau aus dem Jahre 1676. Sie bestand ursprünglich aus einer Kapelle des deutschen Ordens und erhielt durch die Jesuiten an dem kühngespannten Gewölbe die bemerkenswerten Fresken, welche im Jahre 1731 von dem Jesuitenfrater Xaver Steiner gemalt wurden.

Das Landhaus, das ehemalige Jesuitencollegium, ist gegenwärtig der Sitz des Landeshauptmanns von Schlesien und des Landes-Ausschusses mit den verschiedenen Hilfsämtern, sowie der schlesischen Bodencreditanstalt. Im zweiten Stockwerke befindet sich der Landtagssaal mit den Bildnissen der Kaiser Franz I., Franz II. und Franz Josef I., sowie der Kaiserinnen Maria Theresia, Karolina Augusta und Elisabeth. Zur Zeit des Troppauer Congresses residierte hier Kaiser Franz I.

An die Jesuitenkirche schließt sich das alte Gymnasialgebäude an, in welchem der Jesuitenorden, welcher 1623 von dem Landesgubernator Karl Fürsten von Liechtenstein nach Troppau berufen wurde, bis zur Aufhebung, im Jahre 1773, die lateinischen Schulen unterhielt. Das Gebäude dient noch immer Unterrichtszwecken, indem sich darin, seit Verlegung des Gymnasiums in das demselben zu Anfang der Siebziger Jahre errichtete neue Heim, die k. k. Lehrerinnen-Bildungsanstalt befindet.

Besondere Erwähnung verdient das Gymnasialmuseum, welches in diesem Gebäude mehrere Räume in Anspruch nimmt. Es wurde gegründet von dem k. k. Gymnasialprofessor Faustin Ens, von dem k. k. Hauptmanne und Vicedirector des Gymnasiums, Franz Ritter von Mikusch, und von dem Bürgermeister von Troppau, Josef Schößler, und ist nach dem Willen der

Stifter zur Benützung beim Gymnasialunterrichte gewidmet. Die Museumsbibliothek, welche seit einigen Jahren in den Localitäten des Minoritenklosters untergebracht ist, besteht gegenwärtig aus 35.309 Bänden, 351 Heften, zwei Photographien und einer umfassenden Sammlung von Kupferstichen, Lithographien, Holzschnitten 2c. Die Sammlung der Alterthümer, ethnographischer Gegenstände und Modelle zählt 408 Stücke, 3021 Münzen, 286 Gipsabdrücke von römischen Cameen und Gemmen; die zoologische Sammlung enthält 108 Säugethiere, 735 Vögel, Eier von 140 Vogelarten, Nester von 60 Vogelarten, 38 Fische, 41 Reptilien und Amphibien, 42 Crustaceen, 5800 Species Insecten, 814 Species Conchylien, 66 Species Korallen. Die botanische Sammlung zählt 7200 Pflanzenspecies, außerdem 82 Arten von in Porzellan nachgebildeten Schwämmen. Die Mineralien und Petrefactensammlung weist 2315 Species und Varietäten aus.

Wenn wir unsere Schritte in die Landhausgasse lenken, so begegnet dem Auge links eine freundliche, öffentliche Anlage, der Josefs-Park. In diesem wohlgepflegten Miniaturparke soll ein Monument des unvergesslichen Kaisers Josef II. erstehen.

Wir gelangen auf diesem Wege weiter zum Fürst Liechtensteinischen Schlosse, einem unansehnlichen Gebäudevierecke. Obwohl sich das Jahr der Erbauung nicht nachweisen läßt, so kann man auf das hohe Alter desselben aus dem Umstande schließen, dass es schon im Jahre 1604 als ein altes Gebäude genannt wird.

Früher bewohnten die Troppauer Herzoge das Schloss, welches der alten Kriegskunst gemäß zu einem befestigten Platze eingerichtet und mit tiefen Gräben umgeben war, die heute freilich in Gärten umgewandelt sind. Gegenwärtig sind in demselben verschiedene kaiserliche Ämter, das Gebührenbemessungsamt, das Telegraphen- und das Hauptsteueramt untergebracht.

Wir kehren von hier aus in die Herrengasse zurück. Dort erhebt sich gegen die Kioskanlage hin eine merkwürdige Häusergruppe. Es ist dies das Minoritenkloster, wovon die Ordensbrüder, welche den Gottesdienst in der anstoßenden, und, von späteren Renovationen abgesehen, in ihrer jetzigen Gestalt gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hergestellten Pfarrkirche versehen, nur einen Theil bewohnen, während den anderen Theil das Landesgericht und die Staatsanwaltschaft einnimmt. — Das Kloster selbst wurde zwischen 1291 und 1305 erbaut, sodann nach mehrmaligen Bränden im Jahre 1741 in seiner dermaligen Gestalt vollendet. Nach den Sturmtagen der Reformation, wo die Ordensbrüder, von Kirche und Kloster vertrieben, ihr Leben im Verborgenen durch Handwerksarbeiten fristeten, bis sie von Kaiser Ferdinand II. wieder in Besitz und Würden eingesetzt wurden, diente der große Saal, in dem jetzt, wie schon erwähnt, die Museumsbibliothek untergebracht ist, bis zur neuesten Organisierung Österreichs zu den Landrechtssitzungen. Das Schwert des Blutgerichtes bildete eine grauen-

hafte Decoration desselben. Da stand in früherer Zeit der Verleser des Todesurtheils auf einem runden Steine, der die Inschrift trug: „Wir urtheilen nach Recht." Einen heiteren Gegensatz zu diesen düsteren Erinnerungen bildet das Andenken an den glänzenden Ball, den Kaiser Josef II. in diesen Räumen (1781) dem Großfürsten Paul von Russland und dessen Gemahlin gab. Die Minoritenkirche hängt jenseits mit dem ehemaligen Kloster der Clarissinnen zusammen, welche in seelsorglicher und ökonomischer Hinsicht mit den Minoriten in Verbindung standen.

Jetzt ist in diesem, in den letzten Jahren gründlich restaurierten Gebäude die k. k. Landesregierung untergebracht.

In der benachbarten Johannesgasse ist bemerkenswert die St. Johanniskirche, ein freundliches Gotteshaus aus dem 17. Jahrhundert, daneben die Johanniter-Commende, mit den Wohnungen des Ordens-Commandeurs und des Comthureiverwalters, und das Johanniterspital, dessen Bewohner durch blaue Mäntel mit weißen Kreuzen auffallen.

Durch die heil. Geist-Gasse, den Minoriten gegenüber, kommen wir in die Sperrgasse, an deren Ende das Heidrich'sche allgemeine Krankenhaus in einem aufgehobenen Franciscanerkloster von dem gelehrten Menschenfreunde Dr. Heidrich 1805 errichtet worden ist. Es dient gegenwärtig als öffentliche Krankenanstalt, und werden darin arme Kranke unentgeltlich aufgenommen und auf das beste verpflegt. Von sonstigen Baulichkeiten und Instituten der Stadt seien erwähnt:

Das Waisenhaus, die Kleinkinderbewahranstalt, das Siechenhaus, die große Militärkaserne, das Baron Friedenthal'sche Privatarmenhaus, die Marienanstalt für verwaiste Kinder und für Dienstboten.

Rings um die Stadt dehnen sich die prachtvollen Kioskanlagen aus, für deren Verschönerung besonders in den letzten Jahren Bedeutendes geschah.

Wer Troppau vor fünfundzwanzig Jahren gesehen, den wird es überraschen, wenn er dort, wo einst feuchte Wallgräben die Stadt einschlossen, heute prachtvolle Promenaden erblickt, wo unter dem Laubdach schattiger Bäume alt und jung während des Tages lustwandelt. Längs dieser Anlagen, die um die Stadt herumführen, sind im Laufe der letzten Decennien hervorragende Neubauten, ja ganze Straßen und Gassen entstanden, so die Elisabethstraße, die Turnergasse, die Berggasse. Unter den Gebäuden sind hervorzuheben die evangelische Schule mit einer Kapelle für den evangelischen Gottesdienst, die städtischen Volksschulen, die k. k. Oberrealschule.

In der Verlängerung der Elisabethstraße ist der Bau des k. k. Gerichts-Gefangenhauses mit dem beiläufigen Kostenvoranschlage von 400.000 fl. im Angriffe.

An der Realschule vorbeischreitend gelangen wir zur „Teufelsbrücke" und zum „Vogelberge." In dem Rondeau des letzteren, einem beliebten Spielplatz der Jugend, sprudelt eine Fontaine, die zugleich den zahlreich vorhandenen Vögeln, welche die Dickichte des „Vogelberges" bewohnen, zur Tränke dient.

Wir betreten den Schillerpark, den besuchtesten Theil unserer Anlagen. Derselbe erhielt seinen Namen von dem Denkmale, welches Freiherr von Klein (1872) „dem Sänger des Volkes" dort errichtete und der Stadt ins Eigenthum übergab. Es besteht aus der von dem Director der kaiserl. Eisengießereien Röhlich in Erz gegossenen, über lebensgroßen Statue Schillers, die auf einem Postamente von schlesischem Marmor ruht.

In der den Schillerpark berührenden Gymnasialgasse fällt uns das neue Gymnasialgebäude auf, ein Prachtbau, welcher 1869/70 auf einem theilweise zum Schlosse, theilweise zur Johanniter-Commende gehörigen Grunde erbaut wurde, nachdem das alte Gymnasium am Ratiborer Thore zu klein geworden war. Eine Seitenfront des neuen Gymnasiums ist den Anlagen zugekehrt, die sich hinter dem Fürst Liechtenstein'schen Schlosse ausdehnen.

Hier wurde ein großes Bassin errichtet, welches durch einen in mächtigem Strahle aufsteigenden Springbrunnen aus der neuen Wasserleitung gespeist wird.

Aus der Kioskanlage führt ein sehr besuchter Spaziergang über die „Teufelsbrücke" auf einem sanft bergan steigenden Fußwege auf die Gilschwitzer Anhöhe zwischen üppigen Getreidefeldern zu einer schönen Aussicht.

Im Nordwesten der Stadt dehnt sich der Park aus. Derselbe wurde 1798 auf Anregung des Bürgermeisters Schösler auf einer Hutweide angelegt. Mit seinen hochgewölbten schattigen Baumgängen, die sich mannigfaltig durchkreuzen, mit seinen freundlichen Ruheplätzen und viel verschlungenen Nebenwegen, ist der Park eine äußerst angenehme Anlage. Am Eingange desselben befindet sich die Schießstätte der Troppauer Schützengesellschaft. Zur Seite der Schießgebäude erhebt sich die Dreifaltigkeitskirche, welche, aus einer Einsiedelei entstanden, im Jahre 1463 erbaut und in späterer Zeit restauriert wurde, ein trauliches Bild frommen Friedens und beschaulicher Ruhe mitten in der lieblichen Idylle der Natur. In der Mitte eines kleinen Teiches ist zu Ehren des Gründers des Parkes eine Sandsteinstatue errichtet worden mit der Aufschrift „Dem Gründer Johann Josef Schösler." Vom Parke aus gelangen wir jenseits der Oppa zu einem vielbesuchten Platze mit dem sogenannten „Gipsbründel" oder den „Kaiser Josef-Quellen."

Diese entspringen aus dem Südabhange der nördlich von der Oppa liegenden Diluvialschichten und sind in ihrer Fassung in letzter Zeit vollständig „restauriert" worden. Den Namen Gipsbründel haben die Quellen nicht ihrem Gehalte an schwefelsaurem Kalke zu verdanken, sondern dem Umstande, dass sich in der Nähe Lager von Gips befinden.

Die Gegend, die wir vor uns haben, ist geologisch höchst interessant. Insbesondere sind es die „Schottergruben," die unsere Aufmerksamkeit vollauf

in Anspruch nehmen. Es finden sich hier zusammenhängende Ablagerungen von nordischem Lehm, Sand und Gerölle. Zur Zeit des Diluvialmeeres, welches einst bis an die Sudeten seine Wogen trieb, wurden diese Geschiebe auf schwimmenden Eisbergen von den Gletschern Nord-Europas herab bis zu uns getragen.

Ähnliche Lager findet man auf der Südseite unserer Stadt. Das südliche Vorkommen dieser Sand- und Lehmgebilde in unserer Nähe befindet sich an den nördlichen Abhängen des Windmühlenberges bei Ottendorf. Hier ist eine Stelle des südlichen Ufers des Meeres der Diluvialzeit. Die Grauwacke, die gleich unterhalb des genannten Hügels an der Hosnitz in der sogenannten Schlucht entsteht, bezeichnet den felsigen Rand des Südufers jenes überaus weit ausgedehnten Meeres der Vorzeit. Mehr interessant ist die große Menge übereinanderliegender, oft unter 20—30° geneigter, sich häufig auskeilender Lagen von abwechselnd feinem und gröberem Sande zu beiden Seiten der den Berg hinaufführenden Straße.

Auch in dem Hohlwege an der Straße nach Gilschwitz kann man, so wie an anderen Plätzen, ähnliche unregelmäßig gelagerte und geneigte, sich auskeilende Sand- und Geröllmassen beobachten. Sie scheinen darauf hinzudeuten, dass bedeutende Strömungen, Wirbel und Änderungen in der Bewegung der Fluten des Diluvialmeeres wenigstens hier an dieser Küste stattfanden. Vereinzelte krystallinische Findlingsblöcke kommen ebenfalls in der Nähe von Troppau, z. B. bei dem schon genannten Ottendorf und auf dem Hurkaberge bei Stremplowitz vor.

Überblicken wir das Vorkommen skandinavischer Geschiebe in der Umgebung von Troppau, so sehen wir uns in Schlesiens Hauptstadt von nordischen Fremdlingen rings umgeben. Wenn sie reden könnten, diese Fremdlinge aus dem Norden! Sie könnten uns gar viel erzählen von den langen Winternächten ihrer Heimat, die der zauberische Glanz des Nordlichtes erhellt, von der Sonne um Mitternacht, die im Sommer auf sie herabschaute, und von tausend anderen Wundern der Polarwelt. Und doch auch ohne Zunge sprechen sie beredt zu dem, der ihre Geheimnisse versteht und zu deuten weiß, zu dem Naturforscher, dem sie von großartigen Revolutionen der Erde erzählen und Aufschluss geben über eine Jahrtausende hinter uns liegende Vergangenheit.

An die „Basaltblöcke," die „Teufelssteine" bei Ottendorf, knüpft sich folgende Sage:

Vor langen, langen Zeiten wohnte in der Nähe von Ottendorf eine reiche Müllerin. Sie war kinderlos und hatte deshalb ihre junge schöne Nichte an Kindesstatt zu sich genommen. Freier aus nah und fern fanden sich bald zahlreich ein. Die Müllerin aber erklärte, dass nur ein vornehmer Mann, welcher in einem goldenen, mit sechs Rappen bespannten Wagen angefahren komme, ihre Nichte zur Frau erhalte. Und wirklich fand in

kurzer Zeit ein Brautwerber sich ein, der den Anforderungen der Alten entsprach; sie gab darum auch gerne ihre Einwilligung zu der Forderung, dass nach wenigen Tagen schon die Hochzeit begangen werde. Der Bräutigam machte sich unverzüglich daran, ein prächtiges Schloss aufzubauen, das er nach der Hochzeitsfeier mit seiner Frau bewohnen wollte. Nach Verlauf von drei Tagen, während welcher Zeit die ganze Gegend in dichte Finsternis gehüllt war, stand der Bau vollendet da. Zu derselben Zeit diente in der Mühle ein frommer Knecht, der täglich zu dem Kreuze beten gieng, das jetzt noch wenige Schritte von den Teufelssteinen zu sehen ist. Diesem Knechte erschien gerade an dem Tage, an dem die Hochzeit vorsichgehen sollte, ein Engel und gab ihm ein Kreuzlein, mit dem Bedeuten, er möge dasselbe dem fremden Bräutigam kurz vor der Trauung entgegenhalten. Er that, wie ihm geheißen worden. Sofort brach das neu aufgeführte Gebäude unter furchtbarem Krachen zusammen. Von den Trümmern desselben sah man am anderen Tage nichts, als die obenerwähnten Steinblöcke. Der Teufel, das war nämlich der Brautwerber, hatte sich lärmend und tobend entfernt, indem er die Alte mit sich führte. Die schöne Muhme aber ließ sich von dem Knechte zum Traualtare führen.

Wir können die Geschichte der Stadt nicht schließen, ohne einige der hervorragendsten ihrer Söhne zu nennen. Vor allen sei erwähnt der Dominicaner Martin Strepus, auch Polonus genannt, der Erzbischof (1278) von Gnesen, dessen Chronik der Päpste und Kaiser, die zu Rom in der Vaticansbibliothek und zu Wien in der k. k. Hofbibliothek unter den Codices als eine Seltenheit aufbewahrt wird, eine Verbreitung, wie kein zweites Geschichtswerk im Mittelalter, erlangte. Sodann der Mediciner Franz Emerich (1560), der die Methode nach Galenus in die Wiener Schule einführte, und der Geschichtsforscher Faustin Ens († 1858), der zwar nicht in Troppau geboren, aber hier den größten Theil seines Lebens zubrachte und mit der ganzen Kraft seines Lebens für Schlesien arbeitete. Ein Denkmal seines Fleißes ist das „Oppaland," welches in vier Bänden den westlichen Theil von Schlesien zum erstenmale eingehend nach allen Richtungen hin behandelte. In seinem Geiste war auch Franz Tiller († 1856) thätig, der ein kolossales urkundliches Material über Schlesien sammelte, um später dessen Geschichte zu schreiben. Leider ereilte ihn, der auch poetisch thätig war, vor Ausführung seines Werkes der Tod. Seinen bedeutenden Nachlass an Manuscripten und Urkunden brachte das Land an sich. Was Tiller begonnen und vorbereitet, hat Gottlieb Biermann vollendet mit seinen beiden grundlegenden Monographien, „Geschichte des Herzogthums Troppau und Jägerndorf," und „Geschichte des Herzogthums Teschen." In Troppau erblickte auch das Licht der Welt der k. k. Feldmarschall-Lieutenant Gabriel Freiherr Buday de Bator. Geboren 1802, begann er als Cadet mit 18 Jahren die militärische Laufbahn; 1844 als Hauptmann zur Marine-

Infanterie übersetzt, wurde er Major und Commandant, nachdem er die Expedition nach Syrien mitgemacht. Im Jahre 1848 zeichnete er sich im Arsenale zu Venedig durch eine glänzende Waffenthat aus, die seine unerschütterliche Treue und seinen heldenmüthigen Widerstand gegen eine bedeutende Übermacht darthut. Es möge die Heldenthat im Nachstehenden umständlich erzählt werden:

Es war der 22. März des Jahres 1848. An diesem Tage fiel ohne Schwertstreich die Dogenstadt mit allen ihren Forts und Schiffen, und die tapferen Truppen, die lorbeerbekrönten Kämpfer an der Piave, bei Custozza und Novara wurden mit gebundenen Händen einer Schar Rebellen überliefert. Der Oberst Marinovich wurde als Opfer seiner Pflicht von der rasenden Rotte hingeschlachtet; das Seearsenal kam in die Hände der Meuterer. Viceadmiral Ritter von Martini wurde von einem Marine-Officier in das Arsenal gelockt und gefangen genommen, und Graziani zum Obercommandanten ausgerufen. Da erschien der Commandant der Marine-Infanterie, Baron Buday, mit dem disponiblen Reste seines Bataillons, das kaum aus 200 Mann bestand. Nachdem er diese bei ihrem Eide aufgefordert hatte, treu und tapfer die Rechte ihres Kaisers und Herrn zu verfechten, für welche Buday zu siegen oder zu sterben schwur, führte er seine Leute zum Angriffe des Arsenals. Vor diesem angelangt, wurden sie von dem zuströmenden Volke mit den Rufen: Viva l'Italia (Es lebe Italien)! Viva la marina (Es lebe die Marine)! empfangen, und ein Officier der letzteren erklärte den Soldaten, dass sie der provisorischen Regierung von Venedig zu gehorchen hätten. Umsonst forderte Buday seine Leute auf, ihrer Pflicht treu zu bleiben. Mehrere Officiere versorgten ihre Degen. Als die Mannschaft dies sah, war sie keinen Schritt mehr vorwärts zu bewegen und widersetzte sich den Befehlen, auf die Rebellen zu feuern. Der Commandant der Nationalgarde forderte Buday seinen Degen ab, mehrere seiner Leute, die ihm treu geblieben waren, umarmten und beschworen ihn, jeden fruchtlosen Widerstand aufzugeben und sein Leben zu schonen. „Es gab zwei Wege," sagte Buday später selbst, „die mich aus dieser Lage befreien konnten — entweder feige meinen Degen abzugeben oder mit Ehren zu fallen. Ich war gottlob keinen Augenblick über die Wahl zweifelhaft." Mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser! Soldaten, vertheidigt euren Commandanten!" stürzte Buday sich unter die Nationalgarden und bewaffneten Rebellen. Er sank, von acht Bajonnetstichen und drei Säbelhieben getroffen, zu Boden. Buday wurde als Gefangener in das Arsenal geschleppt, dort erst konnte man ihm den in der Hand krampfhaft festgehaltenen Degen mit Gewalt entreißen. Bewusstlos ließ man ihn stundenlang liegen, bis ein auf der Wache sich befindlicher Chirurg der Nationalgarde so menschlich war, ihn zu verbinden. Erst nach Monaten erhielt Buday die Gewissheit, dass sein Körper trotz der erhaltenen Wunden nicht dem

Siechthum unterliege. Hätte Buday treue Truppen gehabt, oder hätte nur ein kleiner Theil der in den Kasernen consignierten steirischen oder croatischen Truppen ihm zu Hilfe kommen können, so wäre Venedig gerettet worden. Kaiser Ferdinand belohnte ihn mit dem Ritterkreuze des Leopoldordens. Feldmarschall-Lieutenant Ritter von Martini nannte ihn „eine Perle seines Kaisers." — 1849 avancierte derselbe zum Obersten, ward später General-Major und Brigadier im Banate und lebt gegenwärtig als pensionierter Feldmarschall-Lieutenant in Triest.

Ein Sohn Troppaus ist ferner der gegenwärtige Landespräsident Olivier Marquis de Bacquehem; seiner warmen Liebe für sein Heimatland, seinem Gerechtigkeitssinne und seiner Energie ist es zu verdanken, dass unser Kronland unter den politischen Bewegungen unserer Tage nach wie vor einer stetigen Entwicklung sich erfreut.

Zu kleinen Ausflügen und Excursionen bietet die Umgebung der Stadt lohnende Punkte genug. Solche sind: Karlsau, Jaktar, Stibrowitz, Schlackau, Gilschwitz, Ottendorf und Komorau. Etwas weiter liegt in südöstlicher Richtung von Troppau Hrabin. Hier hat der Erzherzog Wilhelm, Hoch- und Deutschmeister, ein schönes Schloss, welches wohlgepflegte Anlagen umgeben, von denen schöne, jene hochgelegene Gegend zierende Alleen auslaufen. An die waldreiche Lehne jenes Sudetenvorgebirges, welches die Wasserscheide zwischen der Mohra und der Oppa bildet, liegt das Gut Radun, welches der Gräfin Blücher von Wahlstatt gehört. Oberhalb des Dorfes Radun herrscht auf freundlicher Höhe in einem, auf englische Art angelegten Parke, der sich in ein romantisches Thal einschließt, das aus zwei Stockwerken bestehende Schloss Radun. Man genießt von demselben eine reiche Fernsicht auf die fruchtbare Ebene der Mohra, sowie auf die Vor- und Hochgebirge des Gesenkes.

---

4. Das Mohrathal und das Oderland.

(Burgruine Wiegstein. — Meltsch und Johannesbrunn. — Schloss Grätz. — Das Kuhländchen. — Odrau. — Wagstadt. — Königsberg.)

> Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
> Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
> Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
> Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei.
>
> Schiller.

Zwischen der hohen Heide und dem mährischen Mayberge findet sich auf dem flachen Rücken des Gebirges am östlichen Abfalle desselben eine Stelle, wo starre Felswände einen plötzlichen Absturz bilden, welcher unter dem

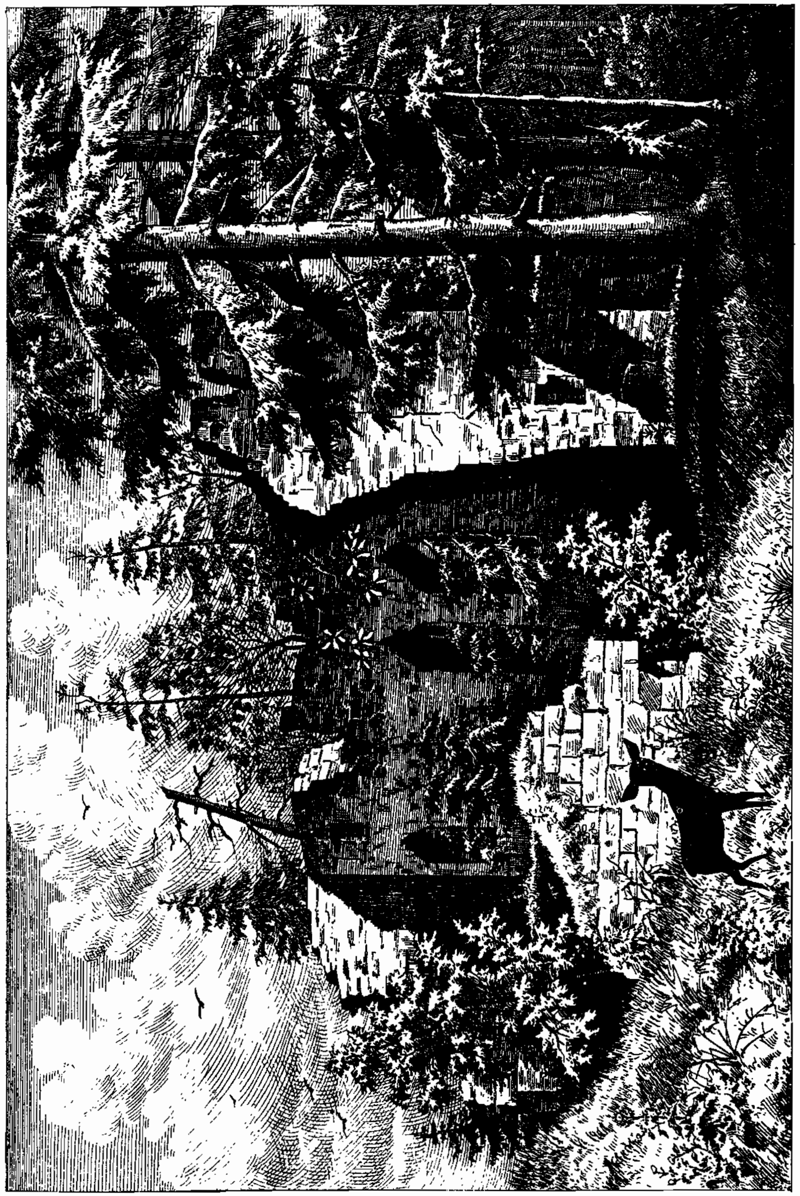
Namen „der Kessel“ wegen seiner seltenen und vielen Pflanzen bekannt ist. Es finden sich hier bei 150 Arten von Blütenpflanzen und mindestens ebensoviele Kryptogamen. Hier sammeln sich die Quellen der Mohra. Schäumend stürzt sie in großen Absätzen in tief eingeschnittener wilder Bergschlucht über eine Reihe von Felswänden nach Karlsdorf hinab. Nun fließt dieselbe in einem 200 — 300 *m* breiten Thale gegen den Ort Friedland, durchzieht in südöstlicher Richtung die Ausläufer der schlesischen Sudeten und windet sich in vielen Krümmungen, immer dieselbe südöstliche Richtung einhaltend, durch anmuthige, aber mehr beengte Thäler, in welche die steilen Abhänge des niederen Gesenkes hineinragen. Wo aber dieses Gerinne in einem Knie mehr gegen Norden abbiegt, die umschließenden Gehänge immer flacher werden, dort liegt in der Nähe der jugendlich dahinplätschernden Oder eine der bedeutendsten Burgruinen Mährens und Schlesiens — Wiegstein. Wenn häufig die pittoresken Baureste mittelalterlichen Lebens uns poetisch stimmen, so finden diese Gefühle bei unserer Burg mit umso tieferer Lebhaftigkeit Gestalt, Wort und Ausdruck:

„Wie ist's so schön in deinen Hallen,
Verfall'ne Burg im Sonnenschein!
O Tannenduft, o Blätterrauschen!
Zeitlebens denk' ich sehnend dein.
Aus fernem Osten kam die Kunde,
Dass Gott das Menschenpaar verstieß,
Und nach dem ersten Sündenfalle
Sein Eden als entweiht zerriss.
In alle Welt streut er den Garten,
Den für die Engel er erkor,
Damit der Mensch noch nachempfinde,
Was durch die Sünde er verlor.
So ward dies Thal mit seinen Auen,
Mit seiner Burg und Waldespracht;
Der Wandrer selbst fühlt Himmelsnähe
Und ahnt des Herren hohe Macht.
Nur manchmal schweben dunkle Wolken
Um Burg und Wald und Burgverlies.
Dann ist's, als trau're selbst der Himmel
Um sein verlor'nes Paradies.“

Zimmermann.

Und es erscheint das Thal umso reizender, als die drohend aufragenden Trümmer der in ihrem Verfall noch ehrwürdigen Feste den Zauber mittelalterlicher Romantik über die ohnehin mannigfaltig abwechselnde Gegend verbreitet und das Ganze zu einem stimmungsvollen Bilde ergänzt.

Wenden wir uns der Gegenwart und der Vergangenheit des interessanten Punktes zu. Die erhaltenen Mauern der Feste, an manchen Stellen noch über 10—12 *m* hoch, lassen erkennen, dass das Schloss, einst Stockwerke hoch erbaut, von einer noch wohl erhaltenen Ringmauer umgeben war, vor welcher ein doppelter Wallgraben mit einem grünen Werder in der Mitte



Burgruine Wiegstein.

sich befand. Die Burg hatte, wie das Volk erzählt, zwölf Keller. Trotz eifrigen Nachgrabens konnten bisher nicht alle ermittelt werden. Der Sage nach liegen in dem größten derselben, vom Teufel bewacht, die Schätze der einstigen Herren verborgen. Bei Nachgrabungen fand man zwar keine Schätze, doch manchen anderen Gegenstand, welcher an die Zeiten mittelalterlichen Wesens und Treibens und alter Werkthätigkeit, wie sie auf diesem Punkte sich vereinigen konnte und musste, erinnert, wie Sporen von beträchtlicher Größe, Überreste von Pferdegeschirren, Schwerter, Pfeile und Lanzenspitzen, einen eisernen Meißel, alte Thürschlösser, Nägel, eine Art Gewicht aus Stein mit Eisenreifen, einen Amboß und andere Geräthschaften einer ehemaligen Schmiedewerkstätte.

Wann und von wem die Burg ihre erste Anlage erhalten, ist, wie so oft, nicht zu ermitteln. Doch mag sie als Landesburg Entstehung und erste Schicksale mit dem Lobenstein gemein gehabt haben und zur Zeit der Mongoleneinfälle zerstört und verwüstet worden sein. Nach dem Jahre 1241 soll sie Witko von Krawař, der tapfere Burggraf der Feste Grätz, wieder aufgerichtet und nach seinem Namen Witkowstein, Witkenstein, Wittenstein, Wiegstein benannt haben.

Zur Cultivierung des Landes wurden deutsche Ansiedler herbeigerufen, die mit Fleiß und Ausdauer dem Colonisationswerke sich unterzogen. Der Volksüberlieferung zufolge war Wiegstein und das jenseits der Mohra gleichfalls nach seinem Erbauer Witko benannte Städtchen Witkenov, das heutige Wiegstadtl, in jener Zeit der Mittelpunkt, von dem deutsche Sitte und Bildung in diesem Landestheile ausgieng. Die Sage berichtet von prunkvollen Festturnieren, die Witko und seine Nachfolger auf Wiegstein abgehalten. Als Witko einst, so wird erzählt, ein solches Turnier veranstaltete, waren zu demselben wie immer Ritter von nah und fern erschienen, unter ihnen auch der Ritter Tunkel. Bei dem Turnier kamen Witko und Tunkel in Streit. Witko besiegte den letzteren im Zweikampf und ließ ihn aus der Burg weisen. Dafür schwur ihm Tunkel Rache, zu deren Ausführung er bald Gelegenheit fand. Witko war einem seiner Freunde zu Hilfe gezogen. Während seiner Abwesenheit kam Tunkel auf den Wiegstein und rächte sich empfindlich. Er zog nämlich Witkos Gemahlin auf die Burgruine, hieb sie mit dem Schwerte in Stücke und warf dieselben in die vorüberfließende Mohra. Wegen dieser That wurde er aus dem Lande gejagt, seine Burg geschleift. Die Burgfrau aber soll sich noch jetzt am Tage ihrer Ermordung auf den Burgmauern in lichtem, stellenweise blutgeröthetem Gewande zeigen. Besonders verhängnisvoll sollte das Ende des dreißigjährigen Krieges für den Wiegstein werden.

Die Kaiserlichen unter Hatzfeld, Wörth und Götz kämpften unglücklich den 6. März 1646 bei Jankau gegen Torstenson. Götz mit tausenden der Seinen deckten das Schlachtfeld. Die Sieger rückten in Nieder-Schlesien

ein, schwedische Abtheilungen wurden gegen das Troppau—Jägerndorfische vorgeschoben; sie bemächtigten sich Teschens, um von hier aus die Schanzen bei Jablunkau zu nehmen und sich die Verbindung mit Ungarn zu sichern. So waren die Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf in das Kriegsgetümmel mehr als sonst hineingezogen. Neben den größeren Städten waren damals für Freund und Feind Burgen und Schlösser von besonderem Gewichte, um sich in einer einmal eingenommenen Position dauernd zu behaupten.

Im Troppauischen hatten neben der Hauptstadt die Grätzer und die Wiegsteiner Burg eine solche Wichtigkeit. Alle drei sind auch schon deshalb merkwürdig, weil sie damals im Stande waren, dem von allen Seiten eindrängenden Feinde die Bewunderung der aufopferndsten Anhänglichkeit an das schwerbedrohte Kaiserhaus abzuringen. Commandant von Troppau war Obrist Warlowski, welcher mit dem Landeshauptmanne und den Ständen in fortwährendem Zwiste lag. Auch Grätz und Wiegstein waren von den Kaiserlichen besetzt. Das Schloss bei der letzteren Stadt ließ Warlowski in die Luft sprengen.

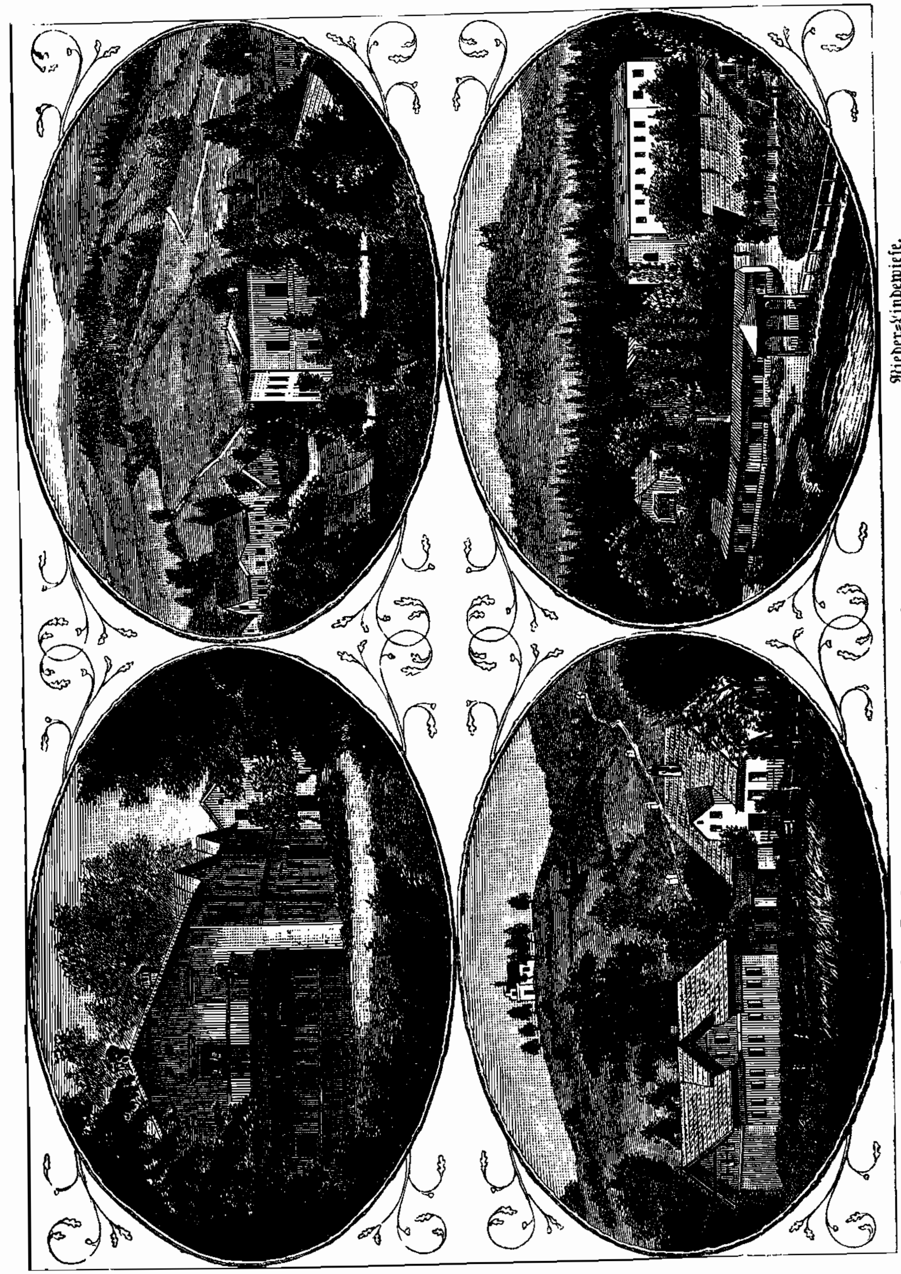
Das neue Schloss, von der alten Burg eine ungefähre Viertelstunde entfernt, auf einem Plateau in reizender Lage, wahrscheinlich erst im 18. Jahrhundert erbaut, gewann unter ihm sehr viel durch Neu- und Verschönerungsbauten. Es zählt 22 Piecen mit einer Schlosskapelle. Bemerkenswert in dieser ist ein großes Marienbild, in der Manier der Muttergottes zu Czenstochau, jedoch mit weißem Teint ausgeführt. Unter dem Bilde ist ein Gemälde angebracht, welches die alte Burg Wiegstein zeigt, wie sie trotz der Blitze, die vom grollenden Himmel grell im Zickzack niederfahren, unversehrt dasteht. Sie ist nicht perspectivisch aufgenommen, sondern erscheint in einem Streifen aufgerollt. Dieses „Gnadenbild auf Wiegstein" soll früher in der alten Burgkapelle verehrt worden sein. Die folgende Sage knüpft sich an dasselbe: Eine Zeitlang hielt sich auf der alten Burg der große Friedländer auf und verrichtete täglich in der Burgkapelle vor dem Gnadenbilde seine Andacht. Gegner von ihm giengen mit dem Plane um, ihn meuchlings zu beseitigen. In der Kapelle sollte die ruchlose That vollbracht werden. An dem bestimmten Abende war Wallenstein verhindert, die Kapelle zu besuchen. Zur festgesetzten Stunde schlichen sich die Mörder zur Kapellenthür. Sie sahen vor dem Marienbilde eine weiße Gestalt knieen. Es fällt ein Schuss, und die Gestalt sinkt zusammen. Sie hatten das Burgfräulein erschossen.

Von zahlreichen anderen Erzählungen des Volkes über die Burg mögen die folgenden einen Platz hier finden: Einst lebte auf der Burg ein Rittersmann, der die Jagd ungemein liebte. Als er einst den ganzen Tag bis zum Abende hin im Walde gejagt hatte, setzte er sich auf ein weiches Moosplätzchen, um auszuruhen. Da hörte er vom Thale herauf,

dort, wo die Mohra fließt, einen wundervollen Gesang. Kurze Zeit lauschte er demselben, dann erhob er sich und stieg ins Thal hinab der Stelle zu, woher ihm die lieblichen Töne erklangen. Dort saß auf einem Felsen, der mitten im Flusse emporragt und der Älternstein genannt wird, eine herrlich gestaltete Jungfrau. Sobald sie den Ritter gewahrte, winkte sie ihm, zu ihr hinüber zu kommen. Er besann sich nicht lange, das Wasser hielt ihn nicht zurück, bald war er bei dem Felsen und setzte sich an ihre Seite. Sie erzählte ihm, dass sie die Tochter des hier hausenden Wasserkönigs sei. Der Ritter, von ihrer Schönheit bestrickt, fasste den Entschluss, sie zu entführen und als seine Braut auf die Burg zu bringen. Er zog ein Ringlein vom Finger und steckte es an den ihrigen. Als er sie darüber erfreut sah, eröffnete er ihr seine Absicht. Die Jungfrau weigerte sich zwar nicht, ihm zu folgen, theilte ihm aber mit, dass sie von ihrem Vater an diese Stelle gebannt sei, bis eine weiße Hirschkuh sie ans Ufer hinübertrage. Der Ritter gieng nun heim auf seine Burg, und als der Morgen graute, verließ er dieselbe, um den Wald zu durchstreifen und eine weiße Hirschkuh zu erjagen. Lange war er umhergeirrt und hatte umsonst den ganzen Wald durchkreuzt, da trat ein altes Mütterchen zu ihm, das ihn um ein Stückchen Brot und um einen Labetrunk aus seiner Weidmannsflasche bat. Der Ritter gab ihr das Verlangte, unter der Bedingung jedoch, dass sie ihm sage, wo er eine weiße Hirschkuh finden könne. Die Alte führte ihn den Fluss hinab auf eine Wiese, wo eine Herde Hirsche weidete, darunter eine weiße Hindin. Der Ritter verfolgte und erjagte dieselbe bald. Er brachte sie an den Ort, wo er Tags zuvor die herrliche Jungfrau gesehen.

Sie tauchte, mit einem kostbaren Brautschatze, den sie, während ihr Vater schlief, mit sich genommen hatte, geschmückt und belastet, aus dem Wasser empor. Der Ritter setzte sie behend auf die Hirschkuh und führte sie über den Fluss heim auf seine Burg. Nach wie vor aber verfolgte er sein Lieblingsvergnügen, das Weidwerk, und ließ seine Gemahlin oft Tage lang auf der einsamen Waldburg allein. Das gefiel ihr nicht lange; eines Tages war sie verschwunden. Alles Suchen blieb vergebens, sie war wieder heimgezogen zu ihrem Vater mit allen Schätzen, die sie mitgebracht.

Von einem andern Besitzer der Burg hat sich diese Sage erhalten: Der Burgherr, so erzählt man, stand mit dem Teufel im Bunde. Oft soll er durch die Fenster des oberen Stockwerkes mit seinem Pferde hinausgesprengt und durch die Lüfte über das Thal hingeritten sein. Als er einmal bis zur Festung Olmütz gekommen war, schoss von dort aus ein junger Mann mit einem geweihten Marienzweige nach ihm. Der Ritter wurde tödlich getroffen. Weil aber mit dem Tode desselben die Macht des Teufels in ihm gebrochen war, vermochte das Pferd sich nicht mehr in der Luft zu erhalten und stürzte sammt dem Reiter herab.



Jodbad Darkau. Zuckmantel.
Schlesische Curorte.
Nieder-Lindewiese. Meltsch.

Er fiel auf den Röhrenbrunnen der Stadt, und Mann und Ross wurden an jener Stelle zu Stein. Noch heute stehen sie dort zur Erinnerung an das Ereignis.

Im Norden der Burgruine Wiegstein liegt Dorf Meltsch; südwestlich davon ein besuchter klimatischer Curort unseres Landes, Johannesbrunn.

Das Thal der Mohra erweitert sich erst bei Podoly unterhalb Grätz, und bei Branka tritt die Mohra in das flache Land. Oberhalb des Städtchens Grätz steht das schöne, weitläufige Schlossgebäude, in dessen Rücken sich weitgedehnte Parkanlagen ausbreiten, an die sich tiefe Waldesgründe anschließen. Der höchstgelegene Punkt ist die „Victorshöhe," von der man eine entzückende Fernsicht über das Mohrathal und weit über Troppau hinaus genießt. Wann und wer der Mann gewesen, welcher kühn auf der Felsenhöhe die Burg Grätz erbaut, ist unbekannt. Die Geschichte derselben führt uns ziemlich weit zurück in die Geschichte des Landes. Das Oppaland bildete bekanntlich lange Zeit hindurch einen Bestandtheil Mährens und theilte dessen Geschichte bis zur Zeit, da ein eigenes Herzogthum Troppau entstand.

Mehrere Dorfgemeinden bildeten damals eine sogenannte Zupa mit einer befestigten Burg, der Zufluchtsstätte bei feindlichen Einfällen, dem Versammlungsplatze bei Gerichtstagen und bei Berathung der öffentlichen Angelegenheiten. Unser Oppaland bildete höchstwahrscheinlich eine Zupa, die Holaschitzer, welche ihren Namen von der gleichnamigen Burg herleitet. Der Namen der Zupa lebt heute noch in dem etwa $1^1/_2$ Meilen nordöstlich gelegenen Dorfe Kreuzendorf, slavisch Holašice oder Holašowice, fort.

Die geographische Lage dieses Ortes aber, welche zur Aufnahme eines Castells nicht geeignet erscheint, widerspricht der Annahme, dass hier die Burg Holašic zu suchen sei. Mit mehr Wahrscheinlichkeit dürfen wir annehmen, dass diese auf dem Burgberge bei Jägerndorf gestanden. Die im Anfange des 11. Jahrhundertes beginnenden, mit großen Verwüstungen geführten Kriege zwischen Böhmen und Polen dürften den Verfall des Castells herbeigeführt haben, in welcher Zeit Grätz auf einem zur Vertheidigung weit günstigeren Punkte angelegt wurde. Die Bewachung der Burg oblag dem Zupan, seit dem 13. Jahrhunderte Castellan geheißen. Er hatte die militärische und administrative Leitung der Burggrafschaft in Händen, doch war seine Ernennung und die Dauer der Amtsführung von des Landesfürsten Gutdünken abhängig. Einen solchen Castellan nennt uns zum erstenmal eine Urkunde des Jahres 1146. Er heißt Drslav de Gradec.

Nach dem Tode Přemysl Ottokars II. diente die Burg Grätz eine Zeitlang seiner Witwe Kunigunde zum Wohnsitze. Hoch gieng es da in der Burg her. In den sonst so ruhigen Gemächern klang Festesjubel, und draußen auf freiem Platze ertönte helles Turniergeschrei, während im Walde das Horn am Berge sein Echo schlug und ein glänzender Hofstaat die

Königin begleitete, wenn es auch sicher ist, dass die schöne, aber pflichtvergessene Witwe Ottokars — unstreitig die poetischste Erscheinung im Anfange der Geschichte Troppaus — oft von Gewissensbissen verfolgt, in diesen Festlichkeiten Vergessenheit suchte.

Ihrem und Zawiš von Falkensteins Sohne ihr Witthum zuzuwenden, war Kunigundens eifrigstes Streben. Allein der Sohn Ottokars II., Herzog Nikolaus, dem unser Gebiet bekanntlich damals bereits zur Nutznießung überlassen war, fand einen einflussreichen Freund am Bischof Bruno von Olmütz. Nikolaus wurde im Mai 1280 mit gewaffneter Hand in das Troppauische eingeführt; eine erbitterte Fehde verwüstete das Land.



Burg Grätz.

Es ist aus der Landesgeschichte bekannt, dass mit dem genannten Jahre für unser Kronland der Anfang seines selbständigen Lebens und seiner selbständigen Geschichte beginnt. Herzog Nikolaus ist der erste Troppauer Herzog. Dieser residierte gewöhnlich auf Burg Grätz. Hier wurden auch die meisten Urkunden ausgestellt. Wiederholt war die Burg zeitweise im Pfandbesitze und wechselte im Laufe der Jahrhunderte häufig ihre Besitzer.

Seit dem Jahre 1777 ist die Familie der Fürsten Lichnowsky im Besitze der Herrschaft und des Schlosses Grätz. Wir heben unter den Besitzern den Fürsten Karl von Lichnowsky hervor, der im Wiener Musikleben eine hervorragende Rolle spielte. Er war der Freund Mozarts und der Gönner Ludwig van Beethovens. Letzterer war sein Kammervirtuos geworden und lebte in dem Schlosse zu Grätz; doch entfloh er, gekränkt von den daselbst sich aufhaltenden fremden Gästen, zu Doctor Weiser nach Troppau.

Fürst Karl starb im Jahre 1814. Ihm folgte sein Sohn Eduard, der Geschichtsschreiber des Hauses Habsburg. Sein Geschichtswerk bietet in acht Bänden reiches Material für die Geschichte unserer Dynastie von der Zeit Rudolfs bis auf Friedrich III. Vor dem Fürsten Eduard ließ sich 1828 der berühmte Virtuose Paganini hören.

Nach dessen Tode im Jahre 1845 gieng Grätz an seinen Sohn Felix über, dessen unglückliches Ende am 18. September 1848 zu Frankfurt am Main wir erlebten. Er wurde am 22. October 1848 in die Familiengruft zu Grätz beigesetzt. Von ihm gieng das Gut durch Erbschaft an die Herzogin von Sagan, von dieser wieder an die Familie Lichnowsky, u. zw. an den Domherrn Grafen Robert Lichnowsky, über. Dieser überließ Grätz mit den großen Waldungen dem Fürsten Karl von Lichnowsky, der am 30. August 1857 dort seinen Einzug hielt.

Wir wenden uns nun jenem erweiterten Thale der Oder zu, das unter dem Namen Kuhländchen bekannt ist. Während das Thal der Oder nahe an ihrem Ursprung von hohen Bergwänden und felsigen Abhängen eingeschlossen und daher enge und kalt ist, erweitert sich hier das Thal, wo die Oder eine südliche Richtung nimmt, um bei Deutsch-Jassnik einen nordöstlichen Lauf einzuschlagen. Die von der Thalsohle durchgehends steil und waldbedeckt aufsteigenden Anhöhen erheben sich 135—170 *m* über dieselbe, oben in eine plateauförmige Fläche übergehend, welche gut bebaut und bewohnt ist. Bei Jassnik wurde in früheren Jahrhunderten mit theilweiser Benützung des Luha-Baches eine Canalverbindung der Oder mit der March und Donau projectiert. Von Jassnik aus bewegt sich der Lauf der Oder in zahlreichen Krümmungen und Nebenarmen in jener großen, eine Viertelmeile breiten Einsenkungslinie, welche das Gebirgssystem der Sudeten von jenem der Karpaten trennt. Das schöne breite Thal ist auf beiden Seiten von flachen Hügelreihen eingesäumt, die sich nur 35—50 *m* über die Thalsohle erheben. Auf der nordwestlichen Seite aber steigen von diesen Hügelreihen die ziemlich steilen Höhenzüge empor, welche das Plateau von Wiegstadtl-Hrabin bilden, während auf der südöstlichen das Hügelland sich erst in großer Entfernung an die unterste Stufe der Karpaten anschließt. Die Seehöhe der Thalsohle vermindert sich auf dieser Strecke von 320 *m* bis auf 200 *m* bei Oderberg. Dieser Theil des Oderthales ist ungemein fruchtbar. Herrliche üppige Wiesen umsäumen die Ufer. Das Kuhländchen ist weithin bekannt durch seine Rindviehzucht, den Kuhländler Mittelschlag, und die Obstcultur. Besonders eigenthümlich ist der schwere Dialect der Bewohner. Lieder in demselben sind im 1. Bande des Werkes „Volksthümliches aus Österreichisch-Schlesien von Anton Peter" vielfach beigebracht. Durch ihre Tuch-, Schafwoll- und Baumwollwarenproduction hervorragend sind hier die Städte: Odrau, Wagstadt und Königsberg. Odrau erzeugt jährlich Tuch- und Modestoffe im Werte von über 1 Million,

Wagstadt von 361.000 fl. Das in beiden Städten erzeugte Streichgarn erreicht einen Gesammtwert für Odrau von 708.000 fl., für Wagstadt von 300.000 fl. Wagstadt gehört zu den schönstgelegenen Punkten Schlesiens. Die Stadt liegt an der südöstlichen Abdachung jenes Gebirgsrückens, der sich zwischen dem Mohraflusse und der Oder in der Richtung von Süd-west nach Nordost hinzieht und gegen das Oderthal sanft abfällt. Im südlichsten, äußersten Hintergrunde erheben sich, das Panorama abschließend, die Beskiden mit ihren höchsten Punkten, der Lyssahora und andern dunkel bewaldeten Bergrücken. Die anmuthige Landschaft von Hochwald, der sagenhafte Bergkegel mit den Ruinen von Alttitschein, das freundliche Städtchen Stramberg mit seiner sprichwörtlich gewordenen „Štramberska truba" (Stramberger Horn) und dem in der Geologie als ehemaliger Insel oder als riffartigem Meeresgestade erkannten Kotouč umsäumen, den sanften mannigfaltigen Übergang zu dem fruchtbaren Odergau des Kuhländchens bildend, in malerischen Bogen die waldreichen Karpaten. Am linken Ufer begleiten die letzten sanften Hügel und Berge jener allenthalben mit klappernden Windmühlen belebten südöstlichen Ausläufer der Sudeten die obere Oppa bis dorthin, wo sich mit ihr die wasserreiche Oppa in dem kohlenreichen, rauchumhüllten Becken von Mährisch-Ostrau vereint.

In der Nähe von Wagstadt soll auf dem „Bergkegel" einst eine Burg gestanden sein, welche von den Mongolen zerstört wurde. Wagstadt selbst soll bereits im 10. Jahrhunderte als Dorf existiert haben. Dieses mag in den Mongolenstürmen schwer gelitten haben; wir hören nichts von ihm, bis es Wok von Krawař als Städtchen wieder aufgerichtet und nach seinem Namen Wagstadt genannt.

Der erwähnte Wok, der Wiedererbauer des Ortes, entstammt dem Geschlechte der Krawaře, einem Zweige der mächtigen böhmisch-mährischen Herren, die den Familiennamen Benešovici (Benešove) führen. Wir finden das Geschlecht, von dem man nicht mit Unrecht sagen konnte, dass es mehr als den fünften Theil von Mähren und einen guten Theil von Schlesien zu seinem Besitzthume gezählt, auf dem Gebiete der Kriegskunst, der Diplomatie, der Theologie und der Colonisation in hervorragender Weise thätig. Urkundlich tauchen die Krawaře, so benannt nach dem Stammsitze Krawan bei Troppau, schon im 12. Jahrhunderte auf und zerfielen bereits im 13. Jahrhunderte in die Linien: Krawař, Branitz, Lobenstein, Stettin, Kauthen, Bohuslawitz, Tworkau. Durch ganz Ostmähren bis Straßnitz, ja auch im westlichen Mährerlande, nordwärts über Sternberg hinaus begütert, gehen dieselben in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts ihrem Erlöschen entgegen. Sie waren so recht eigentlich der Stamm und der Kern der alten feudalen Oligarchie des Mährerreiches, der „eisernen Barone" Mährens. Die Boskowitz, Pernstein, Kunstadt und andere gehörten zur mächtigen Sippe der Krawaře. Minder wichtige Linien derselben

lebten bis ins 18. Jahrhundert. Der letzte männliche Krawař-Tworkau war ganz verarmt und lebte gleich einem fahrenden Ritter auf den Schlössern des mährischen und schlesischen Adels.

Der eigentliche Begründer der Macht und des Ansehens der Krawaře war Wok von Krawař, welcher zu derselben Zeit lebte, in der durch die Bemühungen Brunos von Schaumburg, des großen Olmützer Bischofs, allerorten in Schlesien die Horste des Adlers und die Lagerstätten der Wölfe in gelichtete, sonnige Sitze der Menschen umgewandelt wurden.

Als Wappen trägt Wagstadt das Wappen der Odrowous (Odřivous), der Ahnherren des Geschlechtes der Krawaře, Sedlnitzky ꝛc. An die Wappen-insignien, in Roth ein silbernes Wurfeisen, knüpft sich eine Sage, die wir hier erzählen wollen:

Im 9. Jahrhunderte, ungefähr um das Jahr 865, so berichtet die Sage, lebte an dem Hofe des mährischen Fürsten Rastislav ein kleiner, starker Mann, der sich Saul Raka nannte. Einst erschien daselbst ein bulgarischer Ritter von ungewöhnlicher Kraft und Stärke. Mit Hohn forderte er die Vornehmen des Landes zum Zweikampfe heraus und besiegte selbst die tapfersten. Geschändet war die Ehre der mährischen Ritterschaft, hätte sich nicht ein Mann gefunden, der die Schmach durch den Tod des Bulgaren getilgt. Dieser Kämpe war unser Saul Raka.

Beherzt trat er vor den Fürsten und begehrte, den Kampf aufnehmen zu dürfen. Kopfschüttelnd willfahrte der Fürst dem merkwürdigen Ansuchen und schlug ihn, auf dass er dem Fremdling ebenbürtig dastehe, zum Ritter. Es entstand ein hitziger Kampf. Da haut Raka, einen günstigen Augenblick ausnützend, seinem Gegner mit dem Schwerte Lippe und Bart ab, worauf der Bulgare bewusstlos zu Boden sinkt. Der Kampf war entschieden, die Ehre der mährischen Ritter gerettet. Raka steckt Lippe und Bart auf sein Wurfeisen und bringt beides mit frohem Herzen dem Fürsten. Zum Lohne für die ritterliche That verlieh ihm derselbe die Siegestrophäen als Ab-zeichen seines Geschlechtes und zum ewigen Andenken an die That den Namen „Odřivous“ (Odrowous), was auf deutsch so viel als „Bart-ausreißer“ heißt.

---

5. Das Oppagebiet und das Gesenke.

(Burg Lobenstein. — Eine Glasburg. — Jägerndorf. — Die Goldoppa. — Olbersdorf. — Der Goldbergbau in Obergrund. — Zuckmantel. — Das schlesische Vineta. — Das Gesenke. — Der hohe Fall. — Besteigung des Altvaters. — Würbenthal. — Engelsberg. — Eduard Schön. — Freudenthal. — Ein erloschener Vulcan. — Erbersdorf.)

Die Burgen rings zerfallen,
Schlachtruf tönt durch das Land:
Das Schwert, das regt sich nimmer
Da in des Ritters Hand!
Blüten und milde Lüfte
Wehen das Thal entlang.
Kerner.

Von der kesselförmig eingeschlossenen Troppauer Ebene aus führt uns der Dampfwagen der mährisch-schlesischen Centralbahn längs des vielfach sich krümmenden Oppaflusses an der Grenze des Landes hin.

Die Thalsohle wird von den anfangs flachen, später steiler werdenden Abhängen des Plateaus von Bennisch begrenzt. Es ist ein fruchtbarer Landstrich, der sich hier unseren Augen bietet. Vorbei an mehreren Sitzen unserer Rübenzuckerfabrication, wie Wawrowitz und Skrochowitz, machen wir Halt bei dem Dörfchen Pochmühle. In dessen Nähe bemerkt man auf dem sogenannten Schlossberge einen Felsenkegel, der für den ersten Augenblick durch Menschenhände aufgeworfen erscheint, zum Theil erhaltene Grundmauern, die auf ehemalige Gebäude von ziemlicher Ausdehnung schließen lassen. Es sind die letzten Überreste der einstigen Feste Wartenau. Auch diese wird der Nivellierungsprocess unserer Zeit recht bald verschwinden gemacht haben.

Nach der Volksüberlieferung lag ehedem unterhalb des Schlossberges in dem Wiesenthale das gleichnamige Dorf Wartenau, dessen Bestand urkundlich sich freilich nicht nachweisen läßt. Die Wiesen aber heißen noch heute die „Warten“ oder „Wartenwiesen.“ Das Lichtner Thalwasser, dort die Czischinie genannt, bewässert die weitläufigen Auen. An den Hügel der ehemaligen Feste lehnt sich das erwähnte Dörfchen Pochmühle, seine Obstgärten umringen dasselbe, den Felsen selbst kleidet ein Wald von verschiedenem Gehölze.

Von der Höhe des Berges genießt man eine schöne Fernsicht über das Dorf und über das Wiesenthal. Freunde der Natur bewundern das schöne Panorama, welches einige Ähnlichkeiten mit dem besuchten Helenenthal nächst Baden bei Wien hat. Urkunden berichten uns nicht viel über die Geschichte der Burg. Aus ihren Trümmern und aus dort gemachten Funden nur läßt sich vermuthen, dass sie gleiche Geschicke mit dem Lobenstein zu bestehen hatte. Pfeile, Lanzen, sogenannte spanische Reiter ꝛc., welche dort

in Menge vorgefunden wurden, möchten für die Zerstörung der Burg durch die Tataren im Jahre 1241 zeugen. Nach den Tatarenstürmen wieder aufgebaut, scheint sie mit so vielen anderen Festen des Landes durch König Matthias 1474 durch Feuer und Schwert vernichtet worden zu sein. Aus den Überbleibseln von Kanonenläufen, sowie aus den Kanonenkugeln von Stein und Metall, Doppelhaken 2c., die dort aufgefunden wurden, wird sich mit einiger Sicherheit die Behauptung rechtfertigen lassen, dass die Burg auf diese Weise untergieng.

Unmittelbar an Pochmühle stößt Lobenstein, eines der ältesten Dörfer unsers Landes. Schon eine Urkunde des Jahres 1247 nennt dessen slavischen Namen Uvalno (Vahlen). Hier in diesem stillen, waldesumrahmten Dörfchen erblickte der gegenwärtig in Hoboken in Amerika weilende Hans Kudlich das Licht der Welt. Er schaffte sich ein dauerndes Andenken im Herzen des Volkes dadurch, dass er im Jahre 1848 den ersten entscheidenden Impuls zur Aufhebung des Unterthänigkeitsverbandes, der Ablösung von Robot- und Zehentpflicht gab. Bekanntlich wurde der gestellte Antrag im Wege der Grundentlastung durchgeführt, die unter Berücksichtigung der Rechtsansprüche aller Interessenten vollzogen wurde.

Südlich von Lobenstein ragt auf einem ziemlich steilen, kahlen Grauwackenfelsen die Ruine einer ehemals bedeutenden Landesburg empor. Trotzig stolz schauen die altersgrauen Mauern nieder auf die dampfenden Wagen, die auf Eisenschienen dahinbrausen. Die verfallene Burg bildet für den Besucher des an Naturschönheiten reichen Thales einen der anziehendsten Punkte. Dem Ausblick von den Mauern aus gruppiert sich, besonders im Westen und Südwesten, die Gegend, wenn auch nicht großartig, so doch in lieblich angenehmem, idyllisch ruhigem Wechsel. Die mit Laub- und Nadelhölzern bestandenen Hügel, von Saatfeldern und saftigen Wiesen unterbrochen, werden von über dem Rücken kleinerer Vorhöhen immer höher sich erhebenden Bergen umschlossen, bis diese endlich im Hintergrunde in sanft gebogenen Linien in luftiger Bläue sich am Horizonte abzeichnen.

Was den Ursprung der Feste Lobenstein anbelangt, so ist in den Stürmen vergangener Zeiten jede Spur so weit verwischt worden, dass der Forscher vergebens die Archive durchspäht, um diesbezüglich volles Licht zu erhalten. Der Wiederaufbau unserer Burg nach dem Mongoleneinfalle scheint durch ein Glied aus dem mächtigen Hause der Krawaře vorgenommen worden zu sein. Dieser Einfall hatte nämlich neuerdings gezeigt, welchen großen Wert befestigte Plätze in jenen Gegenden den Feinden gegenüber hatten. Um einem möglicherweise sich wiederholenden Einfalle erfolgreichen Widerstand leisten zu können, wurden die zerstörten Festen wiederaufgerichtet und allenthalben Schlösser nach deutscher Art mit deutschen Namen erbaut. Auch unsere Burg, vordem Evilin geheißen, mag nach ihrem Wiederaufbau nach ihren neuen Besitzern Lobenstein genannt worden sein.

Die eigentlichen Herren der Burg waren die Troppauer Přemysliden, welche dieselbe wohl meist an ihnen ergebene Mannen verliehen haben mögen. Herzog Nikolaus III. verpfändete, großer Geldverlegenheiten wegen, unter andern auch Haus Lobenstein an Konrad II. und Konrad III., Herzoge von Öls und Kosel. Er selbst löste die Burg nicht mehr ein, aber Herzog Přemko erwarb sie wieder.

Nach der Erhebung des Jägerndorfer Territoriums zum selbständigen Herzogthume war unsere Burg den Herzogen von Jägerndorf zugefallen.

Als die Böhmen im Jahre 1471 den polnischen Prinzen Wladislaw auf den Thron erhoben, ergriff der damalige Jägerndorfer Herzog Johann IV. der Ältere Wladislaws Partei. Da aber kam im Verlaufe des Augustmonates 1474 König Matthias von Ungarn nach Schlesien und belagerte Jägerndorf.

Nach kurzem Widerstande bemächtigte er sich der Burg Lobenstein sammt der Stadt Jägerndorf, die er in Brand steckte. Den Herzog Johann nahm er gefangen und entriss ihm alle seine Besitzungen mit Ausnahme von Loslau; Lobenstein, Jägerndorf und Freudenthal behielt Matthias für sich. Später erlangte der Herzog seine Freiheit wieder, von Gram jedoch niedergebeugt, endete er schon um das Jahr 1483 sein Leben auf der ihm verbliebenen Besitzung Loslau. Mit ihm wurde der letzte Mannessprosse der Přemysliden im Troppau-Jägerndorfischen zu Grabe getragen. – Nun erscheint König Matthias, der oberste Herzog von Schlesien, als unmittelbarer Herr des Jägerndorfer Gebietes. Als er 1490 starb, ergriff Barbara, Schwester Johanns IV., die Zügel der Regierung. König Wladislaw aber betrachtete das Fürstenthum als heimgefallenes Lehen und belehnte am 3. October 1493 den Johann von Schellenberg, Kanzler des Königreiches Böhmen, der sich stets treu und ergeben gezeigt hatte, mit dem Herzogthume Jägerndorf sammt der Burg Lobenstein.

Von Johann von Schellenberg gieng der Besitz an seinen Sohn und Erben Georg, den Schwiegersohn der Herzogin Barbara, die sich gegen den Willen des Königs bis zu ihrem Ende im Besitze des Jägerndorfischen behauptet hatte, über, welcher am 22. Mai 1506 vom Könige Wladislaw damit belehnt wurde.

Georg von Schellenberg gieng daran, die beinahe verfallene Burg in ihrer alten Pracht wieder aufzubauen. Sie wurde ihren neuen Besitzern zu Ehren auch die „Schellenburg" genannt.

Am 15. Mai 1523 verkaufte Georg aus unbekannten Gründen mit dem Herzogthume Jägerndorf die Burg an den Markgrafen Georg von Anspach-Brandenburg, der fränkischen Linie des Hauses der Hohenzollern entstammend. Als im Jahre 1529 die Türkengefahr unserem Vaterlande immer näher kam, gedachte der Markgraf den Lobenstein so rasch als möglich

gegen allfällige türkische Streifzüge zu sichern und zu befestigen und mit Geschütz, Pulver und jeglicher Nothdurft auszurüsten.

Er forderte die Stände auf, ihn mit Sand, Kalk und Geld zu unterstützen und suchte ihre Hilfe zur gründlichen Ausbesserung der Mauern, Basteien, Thore und Thürme der Stadt Jägerndorf nach. Als diese hievon nichts hören wollten, ersuchte er sie, wenigstens den Jägerndorfer Schlossbau zu beendigen. Ob sie diesem Wunsche nachgekommen, ist nicht bekannt. Das aber ist gewiss, dass nicht nur die Stadt befestigt, sondern auch das herzogliche Schloss und die Feste Lobenstein ausgebaut wurden.

In späterer Zeit aber verfiel die Burg wieder; denn die Brandenburger hatten in dem neuerbauten Jägerndorfer Schlosse ihre Residenz aufgeschlagen und vernachlässigten den Lobenstein, der ihren Bedürfnissen nicht mehr entsprach. Er diente nun, wie das Volk erzählt, einer Räuberbande, die unter der Anführung des Hunzaches in der ganzen Gegend arg wirtschaftete, als Schlupfwinkel.

An diesen berüchtigten Räuber knüpft sich eine in ganz Schlesien verbreitete Sage, die wir mit andern Sagen, die sich an unsere Burg und an den Burgberg anschließen, erzählen wollen.

Jonas, ein reicher Kaufmann aus Jägerndorf, feierte die Hochzeit seiner Tochter Rosa mit einem ansehnlichen Handelsmanne aus Troppau.

Am Abende des fünften Hochzeitstages, an der Vigilie des heiligen Martin 1528, brachen Braut und Bräutigam nach Troppau auf. Sorglos fuhren sie auf dem mit dichtem Gebüsch umgebenen Wege, als sie plötzlich von einer Räuberbande überfallen wurden, die sich erst jüngst die Schellenburg als Versteck gewählt hatte. Das dichte Gebüsch und finstere Gewitterwolken begünstigten die Frevler. Die Begleitung des jungen Paares wurde hingemordet, bevor sie sich zur Wehre setzen konnte, und an den Bräutigam stellte der Hauptmann der Bande, Hunzaches, die Aufforderung, die Mitgift auszuliefern.

Der junge Mann, im Vollgefühle seiner Kraft, beantwortete die Aufforderung damit, dass er drei der Räuber erschlug und selbst dem Häuptling zu Leibe gieng. Nur mit der größten Anstrengung gelang es dem Räuber, seinen Gegner hinzustrecken. Der leblose Bräutigam und die ohnmächtige Braut wurden mit all ihren Habseligkeiten weggeschleppt und um die mitternächtliche Stunde in die düsteren Kellergewölbe der Schellenburg geworfen.

Inzwischen begiengen die zurückgebliebenen Hochzeitsgäste beim goldenen Reichsadler den fünften Abend des Hochzeitsfestes unter Tanz und Schwank.

Der Stadtsäckler vor allen war heute bei guter Laune und gefiel sich darin, in seine Witze hämische Bemerkungen gegen die Frauenwelt, insbesondere gegen die schöne und stolze Edeltrud, die Pflegetochter des Gastwirtes, einzuflechten.

Edeltrud hörte mit Unmuth die Spottreden über die Schwäche und abergläubische Furcht der Evatöchter und beschloss, durch eine kühne That sich und ihr Geschlecht an dem boshaften Stadtsäckler zu rächen.

„Ich hol' euch noch in dieser Stunde das an der Vormauer der Schellenburg stehende Ebereschenbäumchen," ruft sie, eilt auf ihr Kämmerlein, ergreift einen Dolch und eilt durchs Gebüsch der Schellenburg zu. Bei der Burg angelangt, gewahrte sie eine riesige Gestalt, welche die unterirdischen Gewölbe aufsuchte. Sie verbarg sich in einer Ecke, von wo sich ihr ein grauenhafter Anblick darbot. Durch eine Spalte im Gewölbe erblickte sie die an einem Feuer herumgelagerten Räuber und vernahm das Ächzen einer Unglücklichen.

„Fördert doch die Jungfrau ins Jenseits hinüber, damit sie noch heute mit ihrem muthigen Bräutigam vereint ist," sprach der Hauptmann.

Edeltrud wusste genug und eilte nach Hause. Das Ebereschenbäumchen und der widerwärtige Säckelmeister kamen ihr erst auf dem Heimwege in den Sinn. Sie schlich sich nochmals zur Burg und riss hastig das Bäumchen von der Mauer.

Einige herabstürzende Steine scheuchten die Räuber aus ihrer Ruhe auf. Edeltrud, in der größten Seelenangst, beflügelte ihre Schritte und suchte in der nahegelegenen Einsiedelei eine Zufluchtsstätte. Der Gottesmann nahm die Hilfe Flehende auf und barg sie in einer Truhe hinter dem Altare. Von hier aus vernahm sie das Poltern, Fluchen, Drohen der sie verfolgenden Räuber.

Der Klausner blieb gegenüber der Bande ruhig. Erst als die Frevler sich entfernt hatten, hieß er die Jungfrau ihr Versteck verlassen, begleitete sie eine Strecke und empfahl sie auf ihrer weiteren Wanderschaft nach der Stadt dem Schutze des Allmächtigen. Froh, der Gefahr entronnen zu sein und Gott für die sichtbare Hilfe dankend, stahl sich die kühne Jungfrau durch das Gebüsch am Oppaufer. Hunzaches hatte aber das Gebüsch mit seinen Leuten besetzt, und die auf den Zehen schleichende Jungfrau hörte mit Entsetzen, wie der Hauptmann durch einen gellenden Pfiff seine Gesellen von kurzer Rast zur erneuten Verfolgung aufrief. In dieser Noth überkam die Jungfrau eine seltene Entschlossenheit. Als der Räuberhauptmann sich eben aufs Pferd schwingen wollte, stürzte sie auf ihn und stieß ihm den Dolch in den Nacken. Im Nu schwingt sie sich aufs Pferd und eilt, der Windsbraut gleich, über die Zugbrücke nach Jägerndorf. Die Hochzeitsgäste und die Inwohner geriethen beim Erscheinen Edeltruds in Bewegung, und als sie von der grauenhaften That der Rotte berichtete, zog der Stadthauptmann Starkenbach aus, um das Räubernest auszunehmen.

Die Bande aber war mit Ross und Mann verschwunden, die Klausnerei stand leer; die Leichname der Brautleute wurden nach Jägerndorf überführt

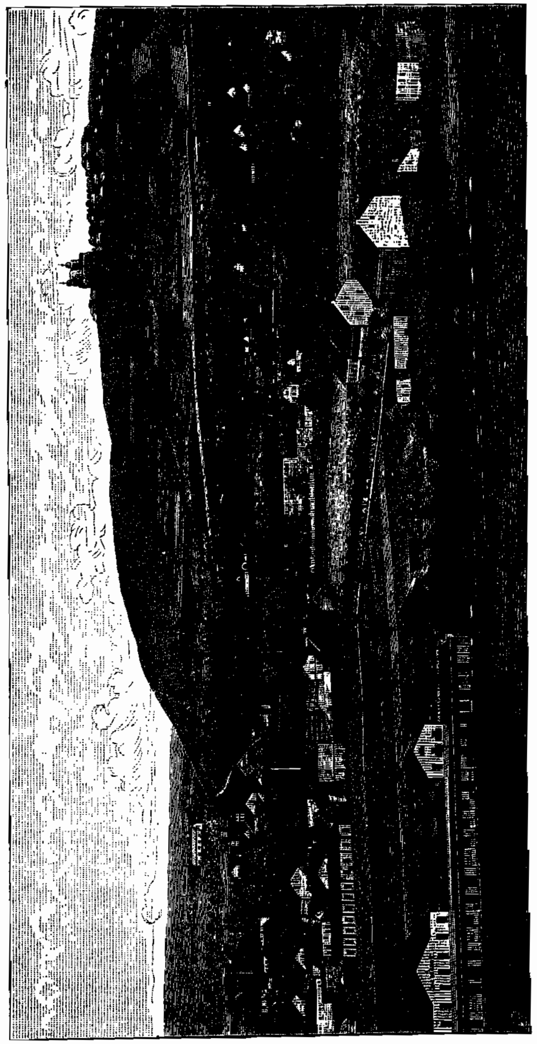
und dort in ein gemeinsames Brautgrab gelegt. Insassen von Lichten brachten später einen der Räuber und Matta, die alte Köchin der Räuber, auf. Mühsam erpresste man ihnen das Geständnis, dass der Räuberhauptmann Zacharias, gewöhnlich Hunzaches genannt, von Nation ein Ungar, mit einer starken, meist aus entlaufenen Söldnern bestehenden Bande von Ungarn her aufgebrochen, durch Polen, Schlesien, Mähren und Österreich gezogen, selbst bis an die Gestade des adriatischen Meeres gekommen sei, überall raubte und plünderte, und seine Schätze zum Theile in den Felsenschluchten der Blaniza, zum Theile in der Schellenburg geborgen habe. Eifrige Nachforschungen wurden vorgenommen, aber die Schätze der Räuber blieben verborgen.

Im Frühlinge des Jahres 1532 kam Markgraf Georg von Ansbach-Brandenburg nach Jägerndorf. Bei einem Hochzeitsfeste, welches Edeltruds Freundin, die Tochter des Gastwirtes zur goldenen Sonne, feierte, musste Edeltrud auch an dem Hochzeitstanze theilnehmen. Edeltrud tanzte gar wacker mit den Rittern aus des Markgrafen Gefolge. Mitten im Gewühle des Tanzes und der Freude entwindet sie sich den Armen eines stattlichen Ritters und eilt in die Hausflur. Ihr Tänzer verfolgt sie, schwingt sich mit ihr auf ein bereitgehaltenes Pferd und sprengt davon. Auf der Brücke bäumte sich das Pferd, sprang in den Fluss und begrub im Falle den Reiter. Nur Edeltrud blieb unversehrt. Der sterbende Reitersmann gestand Edeltrud, dass er der Räuberhauptmann sei, er habe herzogliche Dienste genommen, um sich an der Jungfrau zu rächen. „Du bist meine entführte Braut," stammelte er, „geh und hole deinen Brautschatz im Gewölbe der Schellenburg, wo die Tochter des Jonas geendet, rechts am Eingange!" Bei diesen Worten verschied er. An der genannten Stelle aber fand man ansehnliche Schätze.

Der dreißigjährige Krieg — an ihn erinnert noch heute die „Schwedenschanze," ein kleiner Kegel in nördlicher Richtung von der Burg — führte den vollständigen Ruin der Burg herbei. Karl Eusebius, Fürst von Liechtenstein (1632—1674), ließ sie nothdürftig herstellen, worauf sie vorübergehend als Wohnsitz eines Jägers diente. Seit dem Schwinden der Wälder um die Burg ist sie verlassen und verödet, nach der Volkssage der Wohnsitz finsterer Schreckensgebilde.

So erzählt das Volk von einer verwünschten Jungfrau, die um die Mitternachtszeit auf dem Burgberge als Schattengebilde sich zeigt. Einst gieng ein Mann um diese Zeit über den Burgberg. Da trat eine Frauengestalt ihm entgegen und bat ihn, sie zu erlösen, indem sie ihm dafür die reichen, in der Burg vergrabenen Schätze versprach. Zu diesem Zwecke sollte er durch drei aufeinanderfolgende Nächte in der Burgruine verweilen und sich durch keinerlei Schrecknisse verscheuchen lassen. Zwei Nächte hielt er muthig aus, obwohl Drachen und andere Scheusale unter Lärmen und Toben auf

ihn eindrangen und ihn zu verschlingen drohten. In der dritten Nacht wurde der Spuk so arg, dass er ernstlich für sein Leben fürchtete und das Weite suchte. Und so harrt denn die verwünschte Jungfrau noch heute ihrer Erlösung.



Jägerndorf.

In einiger Entfernung von der Schellenburg erhebt sich der Burgberg (437 *m*), auf dessen Höhe eine schöne Marienkirche mit zwei weithin sichtbaren Thürmen dominiert. Interessant in dieser Kirche sind das auf Holz gemalte Gnadenbild und die Freskomalerei am Deckgewölbe, welche bei einem vernichtenden Brande von 1865 wie durch ein Wunder erhalten blieben.

Auf der Spitze des Berges findet man seit Menschengedenken eine Art Steine, die man anfänglich für Lava hielt. Es sind Grauwackensteine, durch das Feuer in poröse, meist förmlich verglaste Schlacken umgewandelt. Besonders zu beachten dabei ist, dass man in der unmittelbaren Nähe des Ortes wiederholt Waffen der Steinzeit, Feuersteinäxte, Steinhämmer und Aschenurnen in großer Menge fand. Nach dem Gesagten zu schließen, stand einst hier eine sogenannte verschlackte Burg, Glasburg, wie man sie in Schottland, Preußisch-Schlesien, Böhmen und in Mähren am Berge Opisko bei Busau und um den Dom von Olmütz aufdeckte. Dass die Ver-

schlackung nicht zufällig, wie man lange Zeit meinte, sondern planmäßig entstanden, ersieht man daraus, dass die am meisten verglasten Steine gewöhnlich an den tiefsten Stellen des Walles sich fanden. Aufwärts zeigte sich ein Gerölle von porösen Schlacken und Steinen, die nur theilweise geschmolzen waren. Es läst sich das daraus erklären, dass man, um die aufeinandergehäuften Steinmassen zu einer compacten Masse zusammenzuschmelzen, am Fuße derselben wahrhaft riesige Feuer anlegte und durch lange Zeit unterhielt. Da die Wirkung des Feuers nach unten zu mächtiger und intensiver war, als nach oben, so erklärt sich daraus die vollständige Verschlackung der unteren Steinschichten. Schon die Lage des Burgberges deutet darauf hin, dass diese Burg einst für die umwohnenden Völkerschaften von hervorragender Bedeutung gewesen:

„Verschollen ist die Stätte, menschenleer,
Nur Felsenbrocken liegen noch im Kreise."

Von der Höhe des Burgberges bietet sich eine reizende Aussicht. Im Nordwesten liegt in einer durch den Zusammenfluss dreier Thäler gebildeten Ebene (313 *m*) die industriereiche Stadt Jägerndorf, um- und durchflossen von der ziemlich wasserreichen Oppa und ihrem Zuflusse, der Goldoppa.

Hoch über die Häusermassen ragen empor die im Achteck erbauten Doppelthürme der katholischen Pfarrkirche und die hohen Schlote der vielen Tuchfabriken. Fünf Straßen führen von der Stadt nach verschiedenen Richtungen hin, meilenweit kann man deren Windungen folgen. Auch die schienenbelegten Eisenbahndämme, auf denen die mährisch-schlesische Centralbahn das Oppathal durcheilt, lassen sich auf weite Strecken hin verfolgen.

Jägerndorf ist eine der ältesten Städtegründungen in Schlesien. Vor dem deutschen Namen der Stadt erscheint in der Geschichte der slavische Namen derselben Krnow, aber ursprünglich noch nicht eine Stadt, sondern einen Bezirk bezeichnend. Es schenkte nämlich König Wenzel von Böhmen im J. 1240 dem Nonnenkloster in Tischnowitz in Mähren einen Bezirk in der Provinz Hollaschitz, gemeiniglich Krnow genannt, mit allen seinen Zugehörungen auf ewige Zeiten. Wenn auch diese Landschaft durch die Mongolen im Jahre 1241 verwüstet wurde, so bestand doch bereits im Jahre 1247 die slavische Ortschaft Krnow, über welche der Handelsweg aus Polen, d. h. aus Schlesien nach Olmütz führte. Dort und in Freudenthal wurde der Zoll für den König eingehoben; es scheint also dieser Bezirk vielleicht infolge der Mongolenverwüstung in die Hände des Königs zurückgekommen zu sein. Jägerndorf selbst aber, die deutsche Stadt, ist eine Schöpfung des großen Přemysl Ottokar II., des Wohlthäters unseres Landes durch die geregelte deutsche Einwanderung und Städtegründung nach deutscher Art und deutschem Rechte. Schon 1269 erscheint das Charakteristicum der deutschen Stadt, der Vogt Siegfried, urkundlich genannt. Wälle und Mauern, welche die Stadt

einst umgaben, sind gefallen, und freundlich breitet sich die Stadt vor unseren Augen aus. Bedeutend ist die Erzeugung der Tuch- und Modestoffe; in vierzehn Tuchfabriken, Lohnfärbereien, Lohnwalken und kleineren Etablissements wird jährlich Modestoff im Werte von mehr als vier Millionen Gulden erzeugt. Die Streichgarnspinnerei ist ebenso bedeutend. In den letzten Jahrzehnten wurde hier eine Oberrealschule errichtet. Von sonstigen Baulichkeiten ist noch das überaus einfache Schloss des Fürsten Liechtenstein, seiner historischen Vergangenheit wegen, zu erwähnen. Die Stadt gewann insbesondere, seitdem die mährisch-schlesische Centralbahn unser Land durchzieht. Diese schließt sich bei Olmütz an die Nordbahn an und führt über Jägerndorf nach Troppau, mit einem Zweige von Jägerndorf nach Hennersdorf, einem andern über Erbersdorf nach Freudenthal einerseits, andererseits nach Würbenthal.

Eine kurze Strecke von Jägerndorf aus ziehen sich längs der Goldoppa, welche von da bis Tropplowitz die Grenze gegen Preußisch-Schlesien bildet, ununterbrochen bis an die Quelle dieses Flusses in Oberhermannstadt, also in einer Länge von 30 *km.*, größere und kleinere Ortschaften dahin. Bei Olbersdorf wird das Goldoppathal, je weiter man aufwärts kommt, immer enger, die Berge werden höher und steiler und rücken aneinander. Dieses lange Thal ist aber wohlbebaut, und es herrscht hier, wie man aus den Bleichen und der belebten Straße wahrnehmen kann, eine rege Gewerbsthätigkeit. Hier ist es Olbersdorf, das wegen der historischen Erinnerungen, die sich an den Ort knüpfen, vor allem unsere Aufmerksamkeit erregt. Schon in der ältesten Zeit stand in der Nähe von Olbersdorf eine ansehnliche Ritterburg, welche die Schicksale der Stadt theilte. Urkundlich läst sich die Zeit der Erbauung nicht angeben. Auch über die Schicksale der Burg und der Stadt Olbersdorf sind wir im Unklaren. Die Sage bezeichnet als die Stelle, auf der ursprünglich unsere Burg gestanden, einen kleinen Berg in der Nähe von Olbersdorf, der ungefähr in der Mitte des Waldes, welcher sich von der Colonie Burgwiese gegen Kreuzberg hinzieht, gelegen ist. Dicke Mauerüberreste auf jenem Platze machen die Sage nicht ganz unglaubwürdig. Weshalb die Feste zerstört wurde, darüber erzählt der Volksmund Folgendes: Einer der Besitzer der Burg war ein sehr böser Mann, hart gegen seine Mitmenschen. Seine Frau dagegen war gut und erwies den Unterthanen viele Wohlthaten. Einst sprach auf dem Schlosse ein Handwerksbursch vor, und bat, weil es schon spät war, um Nachtherberge. Der Ritter fuhr ihn mit barschen Worten an, ob er denn glaube, seine Burg sei ein Wirtshaus, er solle sich fortscheren, oder er lasse ihn mit den Hunden forthetzen. Der Handwerksbursche ließ sich dadurch nicht abschrecken und bat noch einmal inständig, ihn doch über die Nacht zu behalten, er trage eine größere Summe Geldes bei sich und fürchte sich vor Räubern. Als der Ritter von Geld hörte, wurde er freundlich,

gestattete ihm zu bleiben, ließ ihm zu essen geben und ein Schlafgemach anweisen. Um Mitternacht erhob sich der Raubritter von seinem Lager, ließ durch seine Knechte dem Fremdling das Geld abnehmen und denselben in den Keller einmauern. Diese thaten, wie er befohlen, trotz aller Bitten und Beschwörungen des Armen. Da verwünschte dieser den Ritter und seine Knechte und prophezeite demselben, sein Kind, das ihm demnächst seine Frau schenken werde, werde höchst unglücklich sein, die Burg selbst nicht mehr lange bestehen. Der Ritter gab nichts auf diese Worte. Einige Wochen später erhielt er ein Töchterchen. Er ließ dasselbe sorgfältig erziehen, denn jetzt fiel ihm des Handwerksburschen Drohung schwer aufs Herz. Als das Mädchen 16 Jahre alt war, brachen Unruhen im Lande aus. Die Bewohner der Gegend, welche unter der Strenge des Ritters schwer gelitten hatten, erhoben sich gegen ihren Bedränger, zündeten die Burg an und zerstörten sie. Ihn und seine Gemahlin nahm man gefangen; die Tochter aber kam in den Flammen um. Diese muss, so erzählt die Sage weiter, zur Strafe für den Frevel ihres Vaters auf jenen Bergen so lange ruhelos umherirren, bis jemand sie erlöst. Einst gieng nun ein junger Fleischerbursch „ins Gäu," um Schlachtvieh einzukaufen. Weil es heiß war, ließ er sich zur Mittagszeit zur Rast auf einer Wiese nieder.

Da stand plötzlich eine Jungfrau vor ihm, die halb Mensch und halb neunköpfige Schlange war. Der Bursch erschrak nicht wenig, sie aber sprach ihm Muth zu und reichte ihm einen Blumenstrauß. Muthiger geworden nahm er den Strauß entgegen und fragte, was sie wolle.

Sie bat ihn, sich ihrer zu erbarmen und sie zu erlösen. Er begehrte zu wissen, wie er das könne. Da sagte sie ihm, er solle um Mitternacht in die Kreuzberger Kirche kommen, dort würde er das Weitere erfahren. Er solle aber gewiss kommen, sonst stürbe er unter einem Jahre, und sie selbst müsste noch hundert Jahre warten, bis sie erlöst würde. Bei einem Hause, das sie näher bezeichnete, würde dann eine Linde wachsen, aus ihrem Holze müsste man eine Wiege verfertigen, und das Kind, das in derselben gewiegt würde, könne sie erst erlösen. Der Fleischer versprach hieher zu kommen, blieb jedoch, von seinen Kameraden zurückgehalten, aus. Nach einem Jahre starb er, wie es ihm vorausgesagt worden.

Die erste historisch beglaubigte Nachricht über Olbersdorf fällt in die Zeit der Hussitenstürme, von denen auch unser Ort, der sich damals in den Händen der Familie Stoß befand, nicht unberührt blieb. Bereits in einer Urkunde de dato Albrechtice (Olbersdorf), 7. October 1430 finden wir einen Georg Stoß von Olbersdorf. Obschon Stoß eine ansehnliche Stellung im Lande einnahm, finden wir ihn gleichwohl unter den Raubrittern des Landes.

Nach dem Tode König Albrechts, im J. 1439, ließen die häufigen Befehdungen, das lange Interregnum und die Parteiumtriebe in Böhmen Schlesien

nicht recht zur Ruhe kommen. Wieder ward die alte Lust zu Raub und Fehde wach, der heilige Damm des Landfriedens durchbrochen. Der Edelmann zog sein Schwert gegen reisende Kaufleute und friedliche Städter, und betrachtete die Kirchengüter als gute Beute. Nebenher machten größere oder kleinere Scharen von Freibeutern, welche der Hussitenkrieg zurückgelassen hatte, das Land unsicher und vermehrten dessen Elend und Noth.

Böhmische, polnische und einheimische Wegelagerer scharten sich unter Raubritter und befehdeten das Bisthum und die Städte. Um sich gegen die Landesschädiger zu sichern, schlossen die Breslauer und einige umliegende Städte ein Bündnis und erwählten den Herzog Wilhelm zu Troppau zu ihrem Hauptmanne, unter dessen Führung sie Neuhaus bei Patschkau, Karpenstein bei Landek und andere Raubnester zerstörten. Als aber zwei Jahre später der Breslauer Bischof Konrad sein Oberhirtenamt niedergelegt hatte, machte der Herzog mit den genannten Landesbeschädigern, zu denen auch Georg Stoß von Olbersdorf gehörte, gemeinsame Sache und sie verheerten die reichen Bisthumgüter. Der Vertrag vom 8. Juli 1545 zwischen Wilhelm einerseits und dem Domcapitel andererseits stellte die Waffenruhe wieder her. Doch auch dann scheint Georg Stoß sein Handwerk weiter getrieben zu haben. Endlich wurde dem Unwesen der Raubritter ein Ende gemacht. Bekanntlich wurde Georg von Podiebrad 1458 nach dem Tode des jungen Ladislaus Posthumus auf den Thron Böhmens erhoben und bald auch von den Schlesiern als Oberlandesherr anerkannt. Nun aber wurde derselbe mit dem Kirchenbanne belegt, und neuerdings erwachte die Flamme des alles verzehrenden Krieges. Gezwungen durch die Macht der Nothwendigkeit, erkannten die oberschlesischen Fürsten, wenn auch erst nach längerem Widerstreben, Matthias Hunyadi an, der den Bann gegen Georg in Vollzug gesetzt hatte.

Da starb plötzlich, während allerorts höher denn je die Kriegsflamme emporloderte, unbewältigt Georg von Podiebrad, und des Polenkönigs Kasimir Sohn Wladislaw bestieg Böhmens Thron.

In Schlesien aber führte Matthias ein strenges Regiment. Im August 1474 kam er dahin. Vor allem suchte er die durch Raubritter so oft gefährdete Ruhe wieder herzustellen. Auch unser Stoß gehörte, wie erwähnt, zu diesen. Georgs Sohn Sigismund Stoß auf Dewitsch hatte sich durch die Flucht dahin gerettet, sein Vater Georg von Stoß aber vom Könige Gnade für sein Leben erlangt. Sein Schloss Albrechticz jedoch, wohin die Breslauer große Büchsen und Pfeile nebst 200 Mann zu Fuße schickten, wurde zerstört und dem Erdboden gleich gemacht. So war das Schloss vom Schauplatz der Geschichte unseres Landes verschwunden. Im Anfange des 17. Jahrh. war Olbersdorf im Besitze derer von Waldstein. Unter diesen ragt besonders Hans Christoph von Waldstein hervor. Selbst Protestant, hatte er sich der Partei seiner Glaubensgenossen angeschlossen,

die, wie bekannt, den Churfürsten von der Pfalz Friedrich II. als König nach Böhmen riefen. Da erfolgte am 8. November 1620 die Schlacht am weißen Berge bei Prag. Mit einem Schlage war die umsichgreifende Rebellion vernichtet, und wieder bewahrheitete sich Friedrichs III. Lieblingsspruch: „Austria erit in orbe ultima."

Waldsteins Güter wurden eingezogen, und Kaiser Ferdinand gab Olbersdorf seinem Bruder, dem Erzherzog Karl, Bischof von Breslau und Brixen. Der Erzherzog überwies die Herrschaft dem Neisser Jesuiten-Collegium. Der vertriebene Johann Waldstein blieb nicht unthätig. Als die neuen Wirren in Nord-Deutschland ausbrachen, machte er den Versuch, seine Besitzungen wieder zu erlangen, was ihm auch für kurze Zeit gelang. Er kam mit den Feinden auf seine Güter zurück, vertrieb die Jesuiten und setzte sich in den Vollgenuss seiner Rechte. Doch waren die Chancen der Kaiserlichen damals so günstig, dass er sich unmöglich auf die Dauer behaupten konnte. Er wurde in einer Nacht unvorbereitet überfallen und fortgeführt. Zwei Jahre verblieb er in heimlicher Gefangenschaft, worauf ihn Albrecht von Wallenstein, richtiger Waldstein, auf das in Böhmen im Bunzlauer Kreise gelegene Schloss Skal, welches der Feldmarschall im Jahre 1622 um 103.903 Schock Groschen vom kaiserlichen Fiscus käuflich an sich gebracht hatte, in enge Haft bringen ließ. Aus jener Zeit ist ein Brief Albrecht Wallensteins datiert, den er am 3. August 1627 aus Neustadtl in Böhmen an seinen Hauptmann auf Schloss Skal abschickte. Er lautet: „Lasst zu Skal das eine Zimmer, darin der von Smiřic gesessen, ausputzen und fleißig mit Gegittern und festen Thüren verwahren. Diese Tage schicke ich hin den von Waldstein in Eisen, dem das Gut Olbersdorf zugehört hat, den lasst fleißig daselbst gefangen halten und spendiert nicht mehr als die Woche zween Gulden auf ihn."

Welches Schicksal unsern Johann von Waldstein nach der am 24. Februar 1634 erfolgten Ermordung des Friedländers getroffen, ist unbekannt. Nur so viel wissen wir, dass er durch eine Sentenz vom 2. Februar 1648 abermals als Majestätsverbrecher abgeurtheilt wurde.

Mit ihm verschwinden für die Geschichte unseres Schlosses und Gutes die Waldsteine, und nur das von ihnen gegründete drei Viertelmeilen nordwestlich von der Stadt Olbersdorf in einem Thale gelegene Dorf Waldstein, auch Wallenstein genannt, erinnert an sie. Heute ist das alte Schloss — eine schlesische Landesirrenanstalt.

Das bisher flache Land ändert bei Olbersdorf seinen Charakter. Vom Urlichzuge und der Nesselkuppe ziehen bis tief nach Preußisch-Schlesien hinein Ausläufer, so dass hier kein Raum für ein Flachland vorhanden ist. Die Straße zieht im mäßigen Falle von Hermannstadt an der östlichen Seite des Quer- und Hackelberges, eines finsteren und felsigen Bergriesen, durch den Wald, nach dem am Ausgange desselben und am Fuße der Bischofs-

koppe gelegenen uralten Bergstädtchen Zuckmantel. Ehe man die Stadt erreicht, sieht man hoch über derselben ein lichtes Kirchlein schimmern, das Rochuskirchlein.

Das Städtchen liegt malerisch am Fuße der 890 *m* hohen Bischofskoppe, von Naturschönheiten mancherlei Art umgeben. Es ist im Süden und Osten, sowie in südwestlicher Richtung von bewaldeten Bergen umzogen, von denen man in die nördlich sich ausbreitende Landschaft von Preußisch-Schlesien die herrlichste Fernsicht genießt.

Zuckmantel nannte sich bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts „Freie Bergstadt Edelstadt, vulgo Zuckmantel." Über die Umwandlung des Namens Edelstadt in Zuckmantel erzählt man Folgendes: Als einst Herzog Jaroslaw von Schlesien in die Nähe von Edelstadt kam, lauerten ihm einige Einwohner der Stadt auf, raubten ihn gänzlich aus und zogen ihm selbst den Mantel ab. Von da an erhielt die Stadt spottweise den Namen Zuckmantel (Zuck den Mantel) und behielt denselben auch in der Folgezeit. Eine andere Sage, die sich im Volke erhalten hat, ist diese: Zuckmantel war einst eine bedeutende Stadt mit einer ansehnlichen Kirche und führte den Namen Edelstadt. Einst gieng um Mitternacht an der erwähnten Kirche ein Mann vorüber. Sie war hell erleuchtet und dumpfer Chorgesang erklang in derselben. Neugierig, was das zu bedeuten habe, gieng er hinein. Da sieht er eine Menge Leute mit fahlen, ausgetrockneten Gesichtern, darunter Bekannte, die schon vor mehreren Jahren gestorben waren. Am Hauptaltare liest ein Priester, der einen Todtenkopf hat, Messe. Unser Mann erschrak gar sehr und suchte eilends aus der Kirche hinauszukommen. Als der Priester das „Amen" sprach, war er eben bei der Thüre angelangt. Die unheimlichen Besucher der Kirche stürzten ihm wie rasend nach. Einer derselben erwischte ihn gerade noch beim Mantel und zog ihm denselben ab, während er selbst mit genauer Noth vor die Kirchhofsmauer entkam. Den Mantel fand man frühmorgens vor der Kirchenthüre in tausend Stücke zerrissen.

Über die Gründung des Ortes lässt sich nichts Bestimmtes angeben, da alle alten Schriften, Chroniken rc. durch die häufigen Brände vernichtet wurden und die Stadt mit keinem Wahrzeichen versehen ist, welches auf ihr Alter schließen ließe. Als gewiss ist wohl anzunehmen, dass die Stadt eine sehr alte Bergstadt ist und die Erbauer und ersten Bewohner derselben Bergleute waren.

Durch die Bemühungen der Bürgerschaft ist namentlich im letzten Decennium viel zum Wohle der Bevölkerung und zum Ansehen der Stadt geschehen.

Zuckmantel ist der Geburts- und Heimatsort einer Anzahl verdienstvoller, zu ansehnlichen Lebensstellungen gelangter Männer; auch der berühmte Componist Schubert ist Zuckmantler Stammes. Der Zuckmantler

Bürger Ernst Schubert ist der Besitzer der dortigen, seit Jahren einer bedeutenden Frequenz sich erfreuenden Kiefernadel-Badeanstalt.

Beiläufig zwei Kilometer von der Stadt entfernt, unmittelbar an den großartigen, viele Meilen weit sich erstreckenden städtischen und fürstbischöflichen Waldungen liegt die Wasserheilanstalt des Dr. C. Anjel.

Die herrlichen Fichten- und Tannenwaldungen mit ihrem majestätischen Baumwuchse und den erfrischenden krystallhellen Waldbächen gewähren eine reine, höchst belebende und erfrischende Hochgebirgs- und Waldluft. Das neue Curhaus steht mit der Front nach Süden und enthält 60 schön möblierte Zimmer. Ein Theil gewährt eine herrliche Fernsicht auf das umliegende Waldgebirge, ein anderer Theil einen imposanten Blick auf die mit freundlichen Ortschaften besäete Ebene. Durch gemeinschaftliche kleinere und größere Ausflüge in die romantischen Umgebungen, durch Gartenconcerte, Kegelbahn, Billard rc. ist für gesellige Unterhaltung reichlich gesorgt. Oberhalb der Stadt Zuckmantel erhebt sich auf dem Schlossberge die Burg Edelstein.

Von da aus beherrschten ihre Besitzer die Gegend weithin, wie man auch jetzt noch von dieser Stätte aus in große Ferne in das hüglige und flache Neisserland hineinschauen kann. Heute ist sie eine Ruine. Nur wenige Überreste ruhen noch im Schatten des dichten Laub- und Nadelholzes. Nach diesem zu schließen war die Burg von einer mächtigen Vormauer und mehreren tiefen und breiten Wallgräben umgeben. Sie selbst erhob sich innerhalb dieser Schutzmauern.

Burg Edelstein war jedenfalls eine der ältesten und großartigsten Bauten Schlesiens. Menschenhände, erzählt die Sage, waren nicht im Stande, ein so ungeheures Gebäude aufzuführen, wie diese Burg gewesen. Gewaltig große Riesen, die von Menschenfleisch lebten, thürmten einst die Feste auf, damit sie von da aus auf die Menschen besser Jagd machen könnten. Hunderte von Jahren hausten diese Ungethüme dort, dann verschwanden sie, ohne dass jemand erfuhr, wohin sie gekommen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass zu Ende des 12. oder zu Anfang des 13. Jahrhundertes die Burg von einem der Breslauer Bischöfe erbaut worden sei, wenn sich dies auch durch urkundliche Zeugnisse nicht erhärten läßt. Man ist zu diesem Schlusse schon darum berechtigt, weil Edelstein nebst Zuckmantel in dem, dem Bischofe gehörigen Lande liegt. Um die Mitte des 13. Jahrhundertes wurde sie höchstwahrscheinlich von dem Ritter Otto von Linau (de Linavia) und seinen Brüdern dem Bischof Thomas entrissen. Von nun an hausten diese Brüder mit ihren Raubgenossen auf Edelstein. Groß waren die Greuel, die sie in der ganzen Gegend verübten. Häufig unternahmen sie mit ihren Banden Raubzüge in das bischöfliche Gebiet, in die Gegend von Ottmachau und Neisse. Kein Wunder, dass von allen Seiten Klagen über die Plackereien der Räuber auf Edelstein einliefen. Der Bischof wandte sich an Nikolaus I. von Troppau mit der Bitte, das Raubnest zu zerstören. Der Herzog zog zum Sturme gegen die Burg aus. Ehe dieser jedoch begonnen ward, trat, wie der Volksmund erzählt, einer der Räuber, der schon lange wegen eines ungerechtfertigten Verdachtes gegen ihn seinen Genossen Rache geschworen hatte, vor Nikolaus und versprach, in kurzem mit geringen Verlusten die Burg in seine Hände zu spielen. Während der Herzog mit zwei Theilen seiner Leute die Burg bestürmte, wollte er selbst mit einem Theile derselben durch einen geheimen Gang in das Innere der Burg eindringen und Verwirrung anrichten. Nikolaus gieng auf den Vorschlag ein und bestürmte die Burg von zwei Seiten, während der erwähnte Verführer seinen finsteren Plan ausführte. Es entstand ein furchtbarer Kampf. Verzweiflungsvoll wehrten sich die Brüder mit ihren Leuten, fanden jedoch den Tod. Einer anderen Sage zufolge fiel nur der eine derselben, die übrigen entkamen glücklich, zogen in ferne Lande und kamen nie wieder zurück. Der Herzog übergab die genommene Burg am 6. September 1281 mit Zuckmantel als Entschädigung für die durch die Linauer erlittenen Verluste dem Bischof Thomas eigenthümlich, ganz es seinem Willen überlassend, Edelstein entweder zu seinem Gebrauche zu verwerten oder zu zerstören, und Herzog Heinrich IV. von Breslau bestätigte den 11. September 1281 diese Schenkung. Später entbrannte zwischen dem Bischof und dem Herzog Heinrich der jahrelange, äußerst harte Kampf um die „jura et libertas ecclesiae" (Rechte und Freiheit der Kirche). Auch unsere Burg ward belagert.

Thomas wandte sich in ärgster Bestürzung an Nikolaus um Hilfe, wahrscheinlich jedoch vergebens; denn Nikolaus selbst scheint im friedlichen Einverständnisse mit Heinrich IV. gestanden zu haben, da er ja mit den Herzogen von Oppeln und Glogau und vielen Rittersleuten an jenem von Heinrich am 31. Juli 1284 veranstalteten Turniere theilnimmt, über das der Bischof so bitter sich beklagt. Doch endlich gieng Thomas siegreich aus dem Kampfe hervor, und im Jahre 1290 erlangte er urkundlich noch unter demselben Herzog Heinrich die Landeshoheit über das Neisser und Ottmachauer Gebiet.

Eine Wegstunde von Zuckmantel liegt hoch in den Bergen Obergrund, einst berühmt wegen seines reichen Gold- und Silberbergbaues. Er muss nach den noch erhaltenen Spuren sehr ausgedehnt gewesen sein. Im Hackelsberge finden sich staunenswerte Stollengänge. Das Mundloch des Erbstollens, sowie jenes des Hochratsch und der alten Grube führen zu Gruben von kolossaler Größe, durch das festeste Gestein gebahnt. Der Hauptstollengang der alten Grube ist bei 800 Lachter angetrieben und hat über 100 Lachter senkrechte Tiefe, ungerechnet die vielen Ober- und Unterbaue und Tagschachte. Bingen von 100 Lachter Länge, 40 Lachter Breite, wahre Riesenhallen, haben sich durch das Einbrechen in diesen seit Jahrhunderten verödeten Gruben gestaltet. Die Ausbeute der Gold- und Silbergruben

scheint, wenn auch lohnend, bei schwacher Capitalsverwendung niemals bedeutend gewesen zu sein. Schon im Jahre 1224 schrieb wegen dieser Bergwerke Papst Honorius an den König von Böhmen.

Sie gehörten dem Bischofe von Breslau, waren aber diesem von dem Markgrafen von Mähren entrissen worden. Der Papst bat, mahnte, drängte, der Kirche diese Bergwerke zur Versöhnung des Allerhöchsten zurückzustellen und den bezogenen Nutzen zu erstatten, aber vergeblich. Da ernannte derselbe den Bischof von Krakau sammt einigen Prälaten zur Ordnung der Angelegenheiten ohne weitere Berufung, allenfalls durch Anwendung der geistlichen Strafen. Da aber der Markgraf den Weg alles Fleisches gieng, konnte die Kirche diese Besitzungen von ihm nicht erlangen. Sie giengen an den König von Böhmen über, und von diesem begehrte sie Honorius.

Infolge dieser Verwendung gelangten sie, wie es scheint, an den Bischof zurück. Denn bereits im Jahre 1263 spricht Bischof Thomas von Breslau den Söhnen des Vitigo und des Siegfried, den tüchtigen und ehrbaren Männern, welche um Ottmachau, Ziegenhals und Zuckmantel deutsche Ansiedelungen, vielleicht neue nach der Mongolenvernichtung 1241 gepflanzt hatten, Zehent und Zins und die volle Gerichtsbarkeit in den Bergen gegen Zuckmantel zu.

Die Tradition von dem Reichthume des Bergwerkes aber war im 18. Jahrhunderte so tief eingewurzelt, dass selbst die kein Ende erreichenden Misserfolge den guten Glauben nicht zu zerstören vermochten. Es wurde, wenn auch mit schwachen Mitteln, mäßig weitergegraben.

Obwohl 1694 die Landessteuern so groß waren, dass das Kirchensilber eingezogen wurde, so lieferte der Bergbau doch unterbrochen einige Ausbeute bis zur Hälfte des 18. Jahrhunderts. Nach einer Berechnung belief sich die Ausbeute vom Jahre 1730—1740 von Gold auf 2969 Ducaten, an Silber $151^1/_2$ Loth, an Vitriol 1406 Ctr. Vom Jahre 1755—1765 wurden noch an Gold und Silber 1575 fl. 58 kr. gewonnen. Nie hob sich aber der Bau wieder vollständig und gieng endlich ganz ein. Der Breslauer Bischof, dem die Kaiserin Maria Theresia 1782 wegen der großen Kosten des Althackelsberger Bergbaues eine 3jährige Zehentfreiheit bewilligt hatte, betrieb diesen auf Gold obwohl mit Verlust, bloß zum Unterhalt seiner Unterthanen noch im Jahre 1784. Seit 1787 aber stand der Bau gänzlich still. Versuche fehlten auch seit dieser Zeit nicht. Obergrund und Zuckmantel ist auch jener interessante Boden, auf dem noch im vorigen Jahrhundert, ähnlich wie heute in Ober-Ammergau, ein „Passionsspiel“ dramatisch vom Volke dargestellt wurde. Dieses, sowie auch ein Weihnachtsspiel von dort: „Die Erschaffung der Welt“ hat der Verfasser dieses Buches im Troppauer Gymnasialprogramme in den Jahren 1868—1869 und in seinem Werke: „Volksthümliches aus Österreich-Schlesien“ veröffentlicht.

Kaum 4 *km* von Zuckmantel berühren wir das seiner Kalksteinbrüche wegen nennenswerte Endersdorf.

Gegen das Gebirge hinauf liegt das liebliche Waldthal Saubsdorf, wo sich ansehnliche Eisenhüttenwerke, sowie ein Blechwalzwerk, eine Klempfnerei und Schlosserei befindet.

Am Ende dieses Thales führt durch den Wald steil bergauf ein Weg nach der höchsten Ortschaft in Schlesien, dem Dörflein Reihwiesen, das an 750 *m* über dem Meere liegt.

Im Süden dieser Ortschaft besuchen wir den Moosebruch, ein Hochmoor, welches 249·71 Hektar einnimmt.

Der große Seeteich liegt in einer Seehöhe von 743 *m*. Die Umgebungen erhöhen den Eindruck, den die Gegend auf den Reisenden macht. Gegen Mittag erhebt sich aus der Senkung des Oppabettes der mit Nadelholz dicht bewachsene Geiersberg, ihm gegenüber zieht sich der Schlossberg (936 *m*) hin, der im östlichen Theile auf mauerartig aufgethürmten Felsmassen den Rest der alten Feste Koberstein und im westlichen Theile einen ebenfalls großartigen Felsen trägt; hinter ihm steigt der „Alterberg“ mit seinem spitzigen Grate empor. Ganz im Osten liegt der Schlosshügel, welcher von der Hochfläche aus gesehen wenig auffällt, aber nach Osten hin sehr steil in das tief eingeschnittene Thal von Grund abstürzt.

Die genannten Erhebungen zweigen ab von der gegen Süden gelegenen Urlichkuppe, die 1205 *m* erreicht. Von dieser zweigt sich wieder nach Südost ein kurzer Rücken über die Bärenfangkoppe bis an den Rauberstein, der nordwestlich von Würbenthal bis zu 1019 *m* ansteigt. Vom hohen Urlich zieht sich der ganze Querrücken, der nach seiner höchsten Erhebung den Namen trägt. Es ist eine Eigenthümlichkeit dieses Rückens, dass er gegen die ihn umrandenden Hauptthäler beiderseits steil abfällt und einige tief eingeschnittene Schluchten in die Biala- und Oppafurche einmünden läst. Die wichtigsten Punkte des Rückens sind: Hirschwiesen (1201 *m*), an dessen südöstlichen Abfällen sich die kolossalen Felsmassen der „Schwarzen Hügelsteine“ zu einer Höhe von 929 *m* erheben; dann der Urlichberg (1029 *m*) und der schwarze Berg (1077 *m*) südöstlich von Waldenburg, wo der Zug der bedeutendsten Querrücken des Hochgesenkes vom Leiterberge ausgeht. In der Nähe des Hauptrückens bildet er eine Einsattelung zwischen dem Leiterberge und dem schwarzen Berge, die sogenannte Gabel, die zur Anlegung einer Straße von Buchbergsthal der Mitteloppa entlang nach Waldenburg im Thale der Biele ausersehen wurde. Gegen Nordwesten zieht sich ein schmaler Rücken über den großen und kleinen Lochberg (1053 und 1043 *m*) bis zum Reinhügel (787 *m*) herab.

Die steilen Abfälle und die engen Schluchten verleihen dem Zuge einen wildromantischen Charakter und forderten mit ihren grotesken Bildungen unsere Altvordern zu märchenhaften Erzählungen auf. Vor allem ist es

das erwähnte Hochmoor, das die Phantasie unserer gefühlvollen Gebirgsbewohner zum geheimnisvollen Mittelpunkte eines ganzen Sagenkreises gemacht hat. Und so wollen auch wir denn einige Zeit bei diesem schlesischen Vineta verweilen. Zwei Teiche liegen auf dem weiten Torfmoore, dessen Boden unter den Füßen zittert und schwärzliches Wasser bei jedem Tritte hervorquellen lässt. Der große Teich hat die Gestalt eines Dreieckes, der kleinere dagegen ist rund. An der Stelle des großen Teiches soll einst eine bedeutende Stadt gestanden sein, Hunstadt genannt. In diese kamen auch einst die mährischen Apostel Cyrillus und Methodius, um die Bewohner vom Heidenthume zum Christenthume zu bekehren.

Diese jagten jedoch die heilbringenden Männer unter Hohn und Spott und Qualen zu den Thoren hinaus. Die Vertriebenen beteten für ihre Feinde, riefen aber auch einen dreimaligen Fluch über das ruchlose Volk der Stadt aus. Sogleich entstand ein furchtbarer Donner, und die Stadt sammt ihren sündenbeladenen Einwohnern versank vor ihren Augen, und an der Stelle, wo die Stadt gestanden, bildete sich ein See. Andere bringen die Sage von der Vertilgung der „Hunstadt" in Verbindung mit einem Schüler der beiden Apostel Mährens. Dieser kam, von Cyrillus und Methodius abgesandt, über den rothen Berg und weiterhin an den „Predigtstühlen," einer Felsengruppe am hohen Urlich, vorbei nach Hunstadt. Nach derselben Erzählung erhielten der rothe Berg sowohl, als auch die Predigtstühle infolge dieser Bekehrungsreise ihre Namen. Auf dem rothen Berge nämlich brachte der Mann Gottes eine Nacht unter wilden Bestien des Waldes zu. In seiner Noth und Bedrängnis trat ihm das Blut aus den Poren. Und von den „Predigerstühlen" aus verkündigte er einer zahlreich versammelten Volksmenge die Lehre des Heiles.

Dort, wo jetzt der kleine Teich zu sehen ist, soll einst eine Kirche gestanden sein, die zu einem in der Nähe von Hunstadt gelegenen Dorfe gehörte. Noch jetzt wollen bei hellem Sonnenscheine die Umwohner in den beiden Moosebruchteichen Mauern und Thurmspitzen sehen. Auch große Fische von schwarzer Farbe und seltener Gestalt halten sich dort auf, sowie andere Wunderthiere, die aus der Ostsee, mit welcher der Moosebruch zusammenhängen soll, dorthin kommen. Man hört in dem größeren der beiden Teiche oft ein schreckliches Getöse und glaubt, dass einmal das Wasser mit ungeheurer Kraft aus dem Becken treten und die Gegend ringsum überfluten werde. Über die Entstehung des Moosebruches lebt im Munde des Volkes noch eine andere Sage: In alter Zeit stand an der Stelle des jetzigen Torfmoores eine blühende Stadt, welche den Namen Hunstadt führte. Die Einwohner derselben ernährten sich größtentheils von Viehzucht. Sie lebten in Hülle und Fülle, aber auch in Sünde und Laster. Bei einem der bedeutendsten Besitzer dieser Stadt hütete ein Knabe von etwa 15 Jahren die Kühe. Da geschah es eines Tages, dass der

Schaffer, der die Dienstleute mit Nahrung für den ganzen Tag zu versorgen hatte, dem Knaben nur trockenes Brot in die Hirtentasche steckte. Der Knabe trieb die Herde auf den gewöhnlichen Weideplatz und gesellte sich alsbald zu den Hirten der Nachbarn. Als es Mittag wurde, zog jeder der „Kühjungen" seine Butterschnitte hervor. Aber wie erstaunte er, als er nur trockenes Brot fand. Ergrimmt warf er das Brot auf die Erde, nahm seine Peitsche und hieb auf dasselbe los. Doch welch Entsetzen für ihn. Aus dem Brote quollen Blutstropfen hervor. Er wollte fliehen, aber seine Füße waren wie gelähmt. Da ließ sich aus dem nahen Walde eine Stimme vernehmen: „Weil du meine Gabe mit Peitschenhieben entwürdigt hast, so sollst du zur Strafe in diesen Wäldern bis zum jüngsten Tag herumirren und die gottlosen Leute quälen und necken. Aber auch die sündhaften Bewohner der Stadt will ich strafen. Ein Regenguss soll ihren Untergang herbeiführen." Und also geschah es auch. Am folgenden Tage entstand ein furchtbarer Regenguss, welcher die Stadt vernichtete. Nur wenige retteten sich und ihre Habe in die umliegenden Ortschaften. An der Stelle der Stadt bildete sich ein ausgedehnter Sumpf. Später erbauten in der Nähe einige Köhler Hütten; diese nannten den Moor Sühnteich (Sinteich). Um diese Köhlerhütten herum entstand nach und nach das Dorf Reihwiesen. Das Kreuz des Kirchthurmes der Hunstadt, das gerettet wurde, prangt nach der Volksüberlieferung noch heutzutage auf der Kirche zu Reihwiesen.

Der „Kühjunge" aber — gewöhnlich „Seehirt" oder „Moosbruchhirt" oder „Sinhirt" genannt — zeigt sich noch heute in jenem Walde bald als guter, bald als böser Geist und schreckt mit seinem unheimlichen „Hohoho" jeden, der sich dem Sumpfe nähert. Gewöhnlich erscheint er, eine Peitsche in der Hand haltend, in leinenen Hosen und bloßem Hemde, mitunter in einer Leinwandjacke mit einer Brottasche an der Seite. Doch liebt er es, auch andere Gestalten anzunehmen. In der nachstehenden Erzählung erscheint er als Fischer.

In Schönberg in Mähren, so erzählt das Volk, lebte vor Jahrhunderten ein Landwirt, der außerordentlich habgierig war. Er suchte seine Habgier durch Goldmacherei und Schatzgräberei zu befriedigen, und vernachlässigte darüber seine Wirtschaft. Unter andern hörte er von den großen Reichthümern des Moosebruches und machte sich eines Tages auf den Weg, um diese Schätze zu heben. Als er dort nachsinnend am Ufer des Moores saß, näherte sich ihm ein Fischer und fragte, was ihn in diese Waldgegend führe. Vertrauensvoll theilte er dem Fischer sein Vorhaben mit. Dieser, der niemand anderer war, als der Seehirt, reichte ihm ein Netz mit der Aufforderung, es auszuwerfen, den erlangten Fang aber unverzüglich nach Hause zu tragen. Hierauf verschwand der Fischer. Unser Schönberger aber that wie ihm geheißen und zog alsbald einen schweren Sack heraus, mit dem er freudig der Heimat zueilte. Bei den Seinigen angekommen, untersuchte er den Sack

und fand in demselben einen stattlichen Eselskopf, der zwischen den Zähnen einen Zettel hielt, auf dem die Worte geschrieben standen: „Weib und Kind sind die einzig wahren Schätze. Damit du aber deine vernachlässigte Wirtschaft wieder gehörig betreiben kannst, findest du unter jedem Zahne deines Ebenbildes hier einen Goldgulden. Sei fleißig und arbeitsam, oder der Seehirt kommt und dreht dir den Hals um.“

An die erwähnte Schlossbergruine nächst Reihwiesen knüpft sich die folgende Sage:

Vor ziemlich langer Zeit hüteten einige Hirten aus Obergrund an einem Sonntage ihr Vieh nahe bei der Burgruine. Als die Zeit des vormittägigen Gottesdienstes kam, vernahmen sie plötzlich ein Geklirr. Sie giengen diesem nach und sahen hinter dem Wallgraben, in der Nähe des Thurmes, drei prächtig gekleidete Bergmännlein, die sich mit Kegelschieben auf goldener Bahn unterhielten. Die Hirten wurden von diesen aufgefordert, die Kugeln wieder zurückzuschieben und die umgeschlagenen Kegel wieder aufzustellen, was sie auch bereitwillig thaten. Schon waren mehrere Stunden verstrichen, als sich die Hirten der ihnen anvertrauten Herden erinnerten.

Auf ein gegebenes Zeichen liefen sie fort, suchten und lockten ihr Vieh, aber es war nicht zu finden. Endlich blieb ihnen nichts übrig, als nach Hause zu gehen und den Verlust anzuzeigen. Neugierig eilten nicht allein die betheiligten Eigenthümer, sondern auch viele andere Leute auf den Schlossberg. Nach langem Suchen fand man wohl das verlorene Vieh, aber nie sah man weder die Männlein, noch das goldene Spielzeug wieder.

Die Bergmännlein, häufig auch Graumännlein genannt, sind nach der Vorstellung unseres Volkes kleine, höchstens vierthalb Schuh hohe Gestalten. Sie tragen gewöhnlich einen langen aschgrauen Rock und einen breitkrämpigen Hut von derselben Farbe, bisweilen aber auch prachtvolle Kleider. Das Gesicht derselben ist mit einem herabhängenden, grünlichen Barte geziert. Ihre Aufenthaltsplätze sind in Wäldern und Bergen zu suchen. Den Zugang zu ihren eigentlichen Wohnungen bilden in der Regel Felsenschluchten, durch die man zunächst an eine große eiserne Thür gelangt. Dort angekommen schlägt man mit einer Ruthe an dieselbe, und es öffnet sich dem Auge gewissermaßen eine neue Welt. Da stehen Schlösser, von den schönsten Gärten umgeben, Bäume, mit den kostbarsten Früchten behangen. Auf blumenreichen Wiesen lustwandeln die Kinder dieses Völkleins. Das eine derselben trägt eine Eule in der Hand, anderen sitzt ein Rabe auf dem Kopfe, noch andere spielen mit niedlichen Katzen. Die Beschäftigung der Bergmännlein ist getheilt zwischen den Arbeiten in ihren unterirdischen Wohnungen und der Thätigkeit in Angelegenheiten der Menschen. Diesen leisten sie bei beschwerlichen und gefahrvollen Unternehmungen bereitwilligen Beistand. Diejenigen, die sich in Wäldern verirrt, weisen sie auf den rechten Weg; Kranken und Krüppeln reichen sie Arzneien und Salben dar, die

sie aus Wunderpflanzen bereitet, welche in ihren unterirdischen Gärten zahlreich wachsen. Doch auch als Feinde der Menschen treten sie auf, namentlich dann, wenn sie wegen ihrer kleinen Gestalt von ihnen verlacht werden. Dann reizen sie gegen dieselben die wilden Thiere des Waldes, Eulen und Raben umkreisen die Unglücklichen und hacken ihnen die Augen aus, und da ihnen auch die Irrlichter dienstbar sind, so führen diese solche Frevler in Sümpfe, wo sie ersticken, oder stürzen sie in Abgründe, wo sie zerschmettert werden. Was das Leben derselben in eigenem Bereiche anbelangt, so treiben sie dort Beschäftigungen mancherlei Art, wie gewöhnliche Sterbliche, und nehmen bisweilen auch an den Unterhaltungen der Menschen auf der Oberwelt Theil. Sie stehen, patriarchalisch regiert, unter dem sogenannten Bergältesten. Er übt strenges Regiment. Schlag 10 Uhr abends muss alles zu Hause in den Bergen sein, soll nicht harte Strafe den Ungehorsamen auf dem Fuße folgen.

War die bisher durcheilte Gegend schon im Stande, durch den Reiz landschaftlicher Schönheit unser verwöhntes Auge dauernd zu fesseln, so betreten wir jetzt ein Gebiet, das in Bezug auf landschaftliche Scenerie und pittoreske Punkte vielfach an Schweizer oder Tiroler Gegenden gemahnt. In der Richtung des Reichensteiner Bergzuges erhebt sich ostwärts vom Ramsauer Sattel das Hochgesenke. Von Lindewiese führt die Straße zu dem Ramsauer Sattel, der mit seiner Erhebung von 759 *m* die leichteste Verbindung mit dem Staritzthale bildet.

In einer Länge von 18 *km* nach Südost zieht der ausgezeichnete Gebirgsrücken an der Grenze von Mähren und Schlesien bis zur „Hohen Heide,“ wo er dann rechtwinklig nach Mähren einbiegt und unter dem Namen „Janowitzer Heide“ gänzlich in letzteres eintritt. Auf dem breiten Kamm, soweit er Schlesien angehört, erheben sich gruppenförmig die Fürsten der schlesischen Bergwelt. Die nordwestliche Gruppe dieser Kuppen des Hochgesenkes bildet der „Hochschar“ mit den Kuppen: Schneeberg 1331 *m*, Glaserberg-Köpernik 1425 *m*, nördlich und nordwestlich auslaufend in die Vorberge Blaseberg 1065 *m*, Schneeurlich 912 *m*, Brandurlich 781 *m*.

Dieser imposante, wellenförmig gekrümmte lange Bergrücken ragt schon in jene kalten Regionen hinaus, wo der Baumwuchs aufhört und das Moos beginnt. Denn selbst Knieholz und Zwergwachholder, die am höchsten vordringenden Holzgewächse, fehlen hier. Nur weit ausgebreitete Strecken von isländischem Moos, weiter abwärts mancherlei kräftige Heilkräuter, welche nicht selten von Kräutersammlern hier oben aufgesucht werden, und an diese Kräuterzone anschließend, bedeckt hohes Gras den Boden dieses Berges. Die Aussicht, die man dort oben genießt, ist eine höchst romantische. Hören wir, wie ein gefühlvoller Tourist, Vincenz Heeger, diese schildert. Er sagt: „Die hohen Rücken der Gebirge winden sich in einer Zickzacklinie bis zum Passe von Ramsau. Der Ausblick auf Freiwaldau und

Gräfenberg ist hier am lieblichsten. Der helle Sonnenschein bestrahlte die weiß getünchten Häuser dieses freundlichen Städtchens und der umliegenden Ortschaften und ließ sie wie kleine Inseln erscheinen im weiten grünen Meere der Wälder und Wiesen und wogenden Felder, zwischen denen hie und da ein klarer Bach sein glitzerndes Band hindurchzog. — Im Weitergehen streifte mein Auge über die schöne, weite Landschaft, und es fand immer neue herrliche Punkte, an denen es sich mit Entzücken weiden konnte. Auf der letzten, immer noch baum- und strauchlosen Kuppe des Hochschars ist der Boden zum allergrößten Theile von Steingeröll bedeckt und zwar ist es zumeist Glimmerschiefer. Da liegt in kurzer Entfernung ein kaum 4 Meter hoher Felsblock, der gleichsam den Grenzstein bildet zwischen der Region der Haine und der des niederen Holzes. Da liegen riesige Felsen, die sich in einer langen Kette in nordwestlicher Richtung nach Lindewiese hinziehen. Der Weg zu dieser Felsengruppe führt durch eine Jagdallee. Diese Felsen haben eine äußerst mannigfache Gestalt. Da bilden sie hohe scharfkantige, prismatische Blöcke, äußerst steile, mitunter senkrechte, ja überhängende Wände, die eine Besteigung sehr erschweren oder auch unmöglich machen. Hier wieder erblickt das Auge prächtige Felsentische, deren Platte so glatt und eben ist, als ob der Steinmetz sie bearbeitet hätte; dort erheben sich wieder zwei schräge, gegeneinander gekehrte, glatte Wände, die sich oben in einen scharfkantigen Grat vereinigen, wodurch sie genau das Aussehen eines Daches erhalten. — In den Spalten und Gruben wachsen Heidelbeeren und Preiselbeeren, die besonders an dem Südabhange dieser Felsen sehr schnell reifen. Den Abschluss dieser Felsenkette bilden zwei kolossale Blöcke, welche durch einen tiefen Spalt voneinander getrennt sind, so dass diese Gruppe, von der Ferne aus gesehen, vollständig das Ansehen des Kraters eines Vulcans besitzt. Der eine dieser Felsen hat eine Höhe von circa 20 *m* und ist von der südwestlichen Seite ziemlich bequem zu ersteigen. Oben angekommen, befand ich mich auf einer etwa 4 m^2 großen, prächtigen Platte, auf der ich mich dann bequem niederließ, um daselbst einige Minuten zu rasten. Es war dies der letzte Punkt des Hochschars, der mir eine weite, prächtige Aussicht auf mein schönes Heimatland gestattete.

Ich blickte zurück nach den mächtigen Bergriesen, die ich vor wenigen Stunden verlassen; ich rief mir alle die vielen herrlichen Bilder zurück, die ich heute gesehen; ich blickte hinab in das friedliche Thal, auf die grünen Wälder, die üppigen Fluren, auf die wogenden Felder, ich sah die freundlichen Dörfer, das traute Städtchen, in denen so viele thätige Menschen ein liebes Daheim gefunden hatten; — ich ließ endlich meine Blicke weit hinausschweifen, wo die Bilder immer matter wurden, um sich endlich im heiteren Blau der reinen Luft zu verlieren. Dann blickte ich mit patriotischem Stolze und innigstem Dankgefühle empor zum Schöpfer dieser Pracht. Ihm

dankte ich, dass er mir dies Land zur theuren Heimat gegeben, dessen Gaue so viele erhabene Herrlichkeiten in ihren engen Rahmen schließen."

Wir wenden uns der mittleren Gruppe unserer Berge zu. Diese ist um den rothen Berg (Bründelheide) 1333 *m* gelagert. Die Bründelheide stürzt nordöstlich in das Bielathal (gegen Thomasdorf). Die schauerliche, grün bewachsene Schlucht schließt nordwestlich der von der Senkung zwischen Bründelheide und Glaserberg nach dem Bielathale gehende dicht bewachsene Ausläufer, der Nessel-Urlich. Nach Südwest scheidet das tief eingeschnittene steile Thal der rauschenden Theß, die zwischen dem Fuhrmannssteine und Glaserberge entspringt, die Bründelheide von dem Fuhrmannssteine. Auch gegen die genannte Straße fällt die Bründelheide ziemlich steil ab. Ein Aussichtspunkt, der alles auf einmal überschauen läßt, fehlt der duftigen, baumlosen Höhe der Bründelheide; sonst würde sie unstreitig der herrlichste Punkt des ganzen Gesenkes sein, indem man hier in seiner Mitte einen Überblick über das Ganze auf einmal hätte und durch eine der freundlichsten Aussichten in die Thäler und Ebenen Schlesiens und Mährens erfreut würde.

Gegen Südost thürmt sich die Altvatergruppe amphitheatralisch auf; zwischen dem Altvater und der Janowitzer Heide erhebt sich burgartig in der Mitte des Ganzen der Peterstein, der Sohn zwischen Vater und Mutter, und zu beiden Seiten symmetrisch noch mächtige Berge, die immer niedriger werden, je weiter sie vom Centrum liegen; und vor diesem Bogen von Bergen eine niedrigere aber noch bedeutende Bergfläche. Südlich erweitert sich das Theßthal immer mehr gegen Schönberg mit lieblichen, verschieden gefärbten Getreidefeldern geschmückt, die sich zu beiden Seiten fast bis auf die Gipfel der begrenzenden, sehr niedrig erscheinenden Berge erheben, in größerer Ferne zeigt sich das mährische Flachland, aus dem einige Teiche heraufschimmern. Gegen Norden übersieht man zunächst das obere Bielathal, vom großen Keilich an, der es würdig schließt, bis gegen Freiwaldau, und in weiterer Entfernung die gesegneten Ebenen Schlesiens. Auch den Glatzer Schneeberg mit dem ansehnlichen, bis in die Gegend von Grulich gehenden südlichen Zuge desselben schaut das Auge des Wanderers gegen Abend. An dem Abhange der Bründelheide gegen das Thal der Theß, wenige Schritte unter dem Kamm, steht ein hölzernes Kirchlein, darunter, fast daranstoßend, deckt ein hölzernes Häuschen den Ursprung einer Quelle, von welcher der Berg den Namen hat; und einige Schritte höher bietet ein Wirtshaus, um welches im Kreise die 14 Stationen des Kreuzweges führen, dem Wanderer Obdach und einfache Kost. Die Quelle, welche durch das herrlichste, klarste Wasser erfrischt und erquickt und selbst 1842 bei der größten Trockenheit nicht versiegte, gilt für wunderthätig.

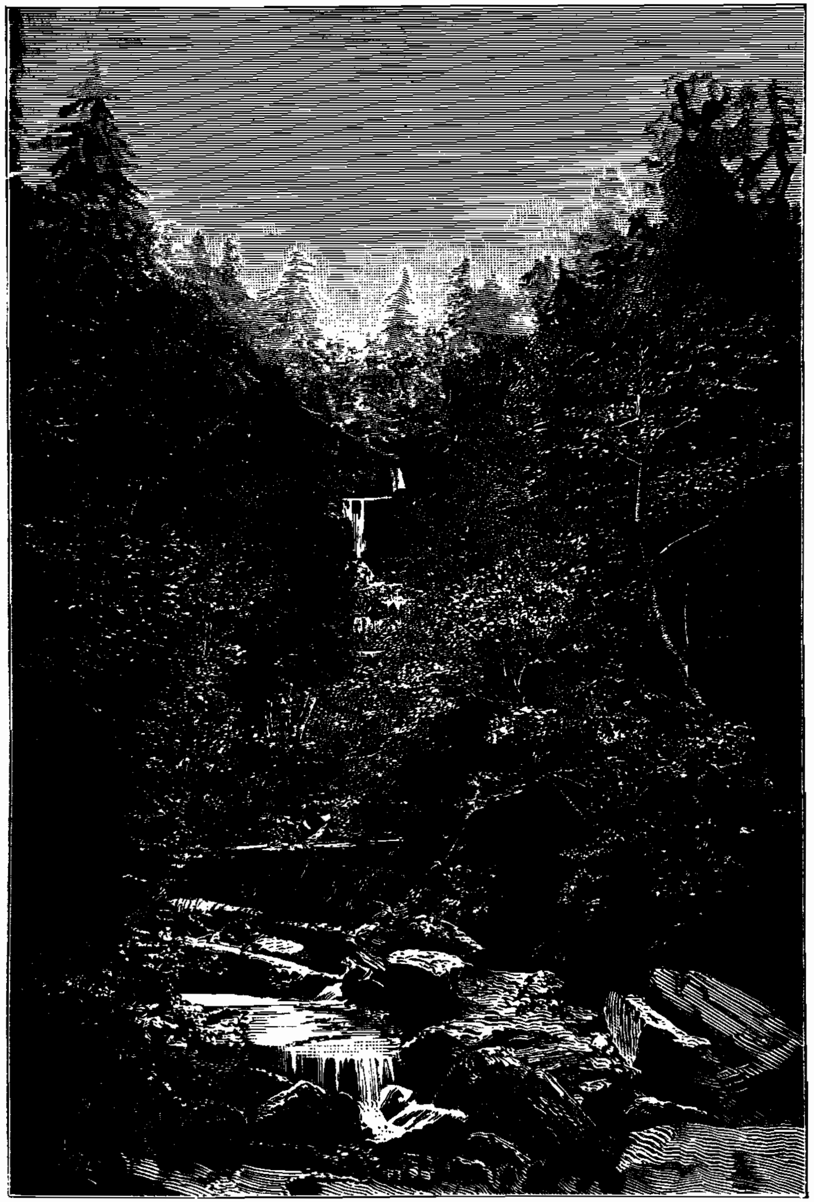
Die höchste Erhebung erreicht das Gesenke in der Gruppe des Altvaters, zu dessen Kuppe wir von Freiwaldau die Wanderung antreten.

Wir wandern von Freiwaldau längs der Biela. Die vielen Gebirgsdörfer, wie Buchelsdorf, Ober- und Nieder-Thomasdorf 2c., die wir auf diesem Wege berühren, bestehen noch vielfach aus Holzbauten. Meist haben diese Holzbauten nur einen steinernen Grundbau von geringer Höhe, auf welchem sich die eigentlichen Wände aus quergelegten, an den Ecken verbundenen Balken von meist weichem Holzwerke erheben. Die Höhe dieser Wände ist verhältnismäßig gering. Dagegen übertrifft das sehr steil aufsteigende Dach die Mauerhöhe bisweilen um das Doppelte.

Die Giebel sind ohne Ausnahme mit Brettern verschlagen, in welchen Lichtluken von mannigfacher Gestalt eingeschnitten sind. In den ältern Dörfern und in den neuen Colonien sind es besonders der Kleinbauer, Gärtner und Häusler, deren Wohnungen und Scheuern jetzt noch nur aus Holz gebaut sind. Einen eigenthümlichen Reiz verleihen der Landschaft, die wir hier durchwandert, die vielen Holzschneidemühlen und Brettsägen. Der Waldreichthum unserer Gebirge macht es erklärlich, dass die Holzindustrie in jenen Gegenden eine solche Ausdehnung genommen. Mit Säge und Hacke ziehen die Leute in den Wald und vertheilen sich in die ihnen angewiesenen Schläge. Hier beginnt eine mühsame, oft gefährliche Arbeit. Gefährlich deshalb, weil der fallende Baum oft die Erfahrung des Arbeiters täuscht und ihn zerschmettert niederwirft. Ist das Holz zersägt und gespalten, so wird es in Raummetern zusammengestellt. In entlegenen Waldtheilen ist eine Abfuhr des Holzes an Ort und Stelle sehr schwer möglich, obschon anerkannt werden muss, dass durch den fürstbischöflichen Ober-Landes-Forstmeister Julius Micklitz für die Wegsamkeit jener Gebirgspartien, für die dortige Forstverwaltung überhaupt sehr viel geschehen ist. Es muss das geschlagene Holz von den Bergkämmen thalwärts geschafft werden. Das zu thun, ist nun die Sache der Holzrücker.

Der Winter ist dem Verfahren, dessen man sich bei dieser Arbeit bedient, besonders günstig. Der Arbeiter ladet auf einen klafterlangen Schlitten eine Klafter des geschlagenen Holzes und befestigt dasselbe auf dem Fahrzeuge. Damit aber der Schlitten thalwärts nicht allzusehr schiebe, hängt er hinten noch eine halbe Klafter an. Mit dieser Last fährt er den Abhang hinab. Ein einziger Fehltritt, und er wird an dem nächsten Baum zerquetscht.

Wichtig sind die von den Bergen herabeilenden Sturzbäche, welche den Zwecken der Industrie treffliche, nie ermüdende Dienste leisten. Das Getöse des sich auf die Räder ergießenden Wassers und der energische, ächzende Ton der blitzschnell sich hebenden und senkenden Säge verleihen diesen Ortschaften etwas ungemein Rühriges und Frisches. Der Wanderer fühlt sich hier nicht einsam; denn es lebt ja alles um ihn. Die Berge grünen und blinken im Sonnenschein, die Wälder rauschen, die Bächlein rollen perlenhaft durch die Bergesspalten, und der Mensch rührt sich selbst



Der hohe Fall.

mit Hand und Fuß, um der zwang- und regellosen Natur das Gepräge ihrer Bestimmung aufzudrücken. Hochaufgeschichtet liegen die herrlichen Stämme, welche dem nahen Walde entnommen sind, befreit von der Rinde, vor der Brettschneidemühle.

Bei Waldenburg angelangt, machen wir zunächst einen Abstecher zu einem der schönsten Wasserfälle des Gesenkes. Der Weg dahin beträgt etwa 3 Stunden und ist ziemlich beschwerlich. Immer großartiger wird die Wildnis gegen die Wände des Hungerberges, hin. Hohe Farnkräuter, auf deren Blättern der feine Gischt des zerstäubenden Wassers der zahlreichen munteren Quellbächlein in zahllosen diamantenen Tröpfchen perlt, mächtige Felsblöcke, moosige Stellen, hemmen den Fuß. An der Hand ortskundiger Führer kann der Tourist ungefährdet in diese großartige Schlucht gelangen. Endlich kündet uns das immer stärker donnernde Brausen die Nähe der Cascade, und staunend ob ihrer Schönheit stehen wir vor ihr. Das hohe Fallwasser tobt zwischen zwei engen felsigen Berglehnen, den Abhängen des großen und kleinen Hungerberges heraus, stürzt in einer Seehöhe von etwa 1000 *m*, von einer mehr als 67 *m* hohen Felswand herab und eilt dann schäumend der Biela zu. Besonders nach Regentagen gewährt „der hohe Fall“ einen großartigen Anblick. Von diesem herrlichen Naturschauspiele nach Waldenburg zurückgekehrt, ersteigen wir dann, steile Pfade über die Waldblößen erklimmend, den etwa dritthalb Stunden entfernten Gipfel des Altvaters und stehen auf des Gesenkes erhabenster Kuppe, umgeben von allen seinen Bergmassen. In ernster Majestät stehen sie da und gebieten Ehrfurcht allen anderen Gebilden. Denn sie waren schon, als noch nichts in der weiten Welt lebte, nichts sich regte, als Wasser und Wind. Sie sahen ruhig stürmende Meere neben sich vorbeifluten und gaben nur ihren Überfluſs ab zu neuen Schöpfungen nach ihrem Ebenbilde und waren Zeugen bei der Geburt der Thier- und Pflanzenwelt. Dieses beweisen ihre von diesen Stoffen freien Gesteinsmassen, was sie zum Gebirge vom ersten Range, zum Urgebirge, erhebt. Denn Granit, Gneis, Syenit und Glimmerschiefer mit ihren mannigfachen Übergängen und untergeordneten Lagern bilden den Kern der hiesigen Gebirgsmassen. Wir haben eine Höhe von 1490 *m*. erstiegen. Öde und kahl ist's da droben, die Vegetation scheint wie ausgestorben. Nur hie und da begegnen stellenweise Zwergholzbäume auf moosigem Grunde dem Auge. Nicht selten senkt sich über die Kuppe ein dichter Nebel und macht so jede Aussicht unmöglich. Schon zeitig wird es hier winterlich kalt und im October fällt der Schnee. Eine großartige Fernsicht lohnt den Besucher dieses schlesischen Bergriesen. Bei heiterem Wetter sieht er gegen das schmale Bielathal, umrahmt von den Freiwaldau-Gräfenberger Bergen, das enge Staritzthal, Ober-Lindewiese und in weitere Ferne gerückt Weidenau, weiter gegen Norden Friedeberg und Jauernig; darüber hinaus gegen Westen die

fruchtbaren Neisser Gefilde. In unmittelbarer Nähe ragt der Glaserberg (Köpernik) fast bis zur Höhe des Altvaters empor, und an diesen schließen sich weiter gegen Süden die Berge des Gesenkes an. Weiter gerückt erscheint das Glatzer Gebirge mit dem Spieglitzer Schneeberge. Im Nordost erreicht das Auge die Bischofskoppe und um diese gelagert den Zuckmantler und Hotzenplotzer Bezirk. In abwechselnden Höhen stufen sich von 1204 *m* bis zu 300 *m* die Berge ab, und zwischen diesen sind viele industriereiche Orte, Schlösser, Marktflecken (Hermannstadt, Rosswald, Johannesthal, Liebenthal ꝛc.) eingelagert. Noch erreicht der Blick Olbersdorf und im Südwesten Jägerndorf. Gegen die mährische Seite zu thürmen sich die Berge des Gesenkes zur mächtigen Kette auf, welche die natürliche Grenze zwischen den beiden Ländern bilden. Hinter diesen Bergen erscheinen gegen Süden die großen mährischen Flächen, das Thal der Beczwa, der March mit ihren fruchtbaren Niederungen, der weitgerühmten Hanna, und in nebeliger Ferne dämmern die Karpaten. In dieser Richtung erblickt er auch die schönsten und reizendsten Fluren; Felder und Hügel prangen in der üppigsten Vegetation, Flüsse und Bäche schlängeln sich durch der Thäler und Ebenen weitgedehnten Raum; freundliche Dörfer und Städte liegen hingestreut in herrlichen Gruppen, den Reiz des schönen Landschaftsbildes vollendend. Alles Leben und Fülle! Und welchen Contrast zu diesem lebensprühenden Bilde gibt ihm die nächste Umgebung seines Standpunktes! Wie matt ist hier die schöpferische Kraft! Mit magerem Pflanzenwuchse bedeckte Bergmassen starren ihn an. Ein großes und erhebendes Bild!

Diesem herrlichen Bilde gibt der heimische Dichter Heinrich Bühren so recht Ausdruck:

„Altvater, du der Sudeten königlichster Spross!
Im Schmuck des blendenden Schnees
Seh' ich dich winterlich stehn.
Im Schmuck des lachenden Frühlings
Erscheint mir dein sommerlich Kleid.
Wenn unten tief in den Schlünden
Schaumtriefend Gewässer erbrausen,
Erhebst du stolz die Stirne
Hoch über der Menschheit
Jammerndem Elend.
Die Vögel der schwindelnden Höh',
Die Falken und Adler umkreisen
Dein hochgetragenes Haupt;
Es haust in deinem Urwald
Der Edelhirsch und setzt in Sprüngen
Gewaltig über die Stämme,
Die modernd niedergesunken.
Aus deinem Innern rollt das Erz;
Der fleiß'ge Bergmann holt's hervor.
Die Quellen aus deinen Lenden

Entsenden ihre Gewässer
Zu weit entlegenen Meeren.
Nebel verhüllen dein Haupt,
Wenn hoch im Raume der Luftgeist
Grimmigen Sinnes vernichtende Blitze
Aus dunkeln Wolken entsendet.
Aber wiederum lächelst du,
Wenn die Wolken sich ausgetobt,
Von Strahlen umflochten die Krone,
Weit hinaus in das liebliche Land,
Dem Wahrzeichen du wardst.
Altvater, du der Sudeten
Königlichster Sprofs!
Sei uns immer das Urbild
Unsrer heimischen Berge!“

Die Phantasie unseres Volkes läſst auf dem Altvater einen Berggeist walten, der, gleich Rübezahl im Riesengebirge, weithin über das Gesenke herrscht. Einst hütete ein Schäfer noch spät abends seine Herde auf einer schönen Wiese nahe an einem Dorfe in Mähren. Plötzlich rief eine Stimme hinter ihm seinen Namen „Konrad!“ Voll Schrecken blickte er um sich und sah die Erde aufgethan; aus der Öffnung kam eine große Gestalt mit einem langen, weißen Barte hervor, der ihr bis an den Leib herabhieng. „Gib mir dein bestes Schaf,“ sprach die Gestalt; „du wirst es nicht bereuen und wirst erfahren, wer ich bin.“ Konrad weigerte sich zwar anfangs, doch endlich gab er dem Verlangen nach. Da sprach der Greis: „Ich bin der bekannte Altvater dieser Gegend, der oberste der Berggeister. Da du mir dein bestes Schaf gegeben hast, so komm zu mir in mein Schloss; ich will dich in meine Schatzkammer führen, und du kannst dir daraus etwas nehmen.“ Aus Furcht wagte der Schäfer anfangs kaum mitzukommen; doch gab ihm seine Begierde nach Reichthum bald Muth. Als sie an die Thür des Zauberschlosses gekommen waren, that sich dieselbe auf durch einen Druck, und Konrad sah goldene und andere Sachen. „Dieses Goldstück kannst du dir nehmen, aber nicht mehr, sonst ist es dein Unglück.“ Mit diesen Worten entfernte sich der Geist. Da sich nun der Schäfer allein sah und für unbemerkt hielt, so nahm er nicht nur das bezeichnete Goldstück, sondern auch einen goldenen Leuchter. Als er aber darauf hinausgehen wollte, fand er keinen Ausgang mehr. Der Geist erschien ihm wieder und schwang mit zürnendem Angesichte seinen Zauberstab. Donner und Blitz folgte. Die erschütterte Erde that sich auf und verschlang den habsüchtigen Schäfer. Seitdem steht da, wo eine schöne Wiese lag, ein hoher Berg, welcher der Altvater genannt wird.

Der Altvater überragt die nahe gelegenen Rivalen, den kleinen Vaterberg und Leiterberg (1367 *m*), unterhalb dessen der höchste bewohnte Punkt Schlesiens in 1372 *m* Seehöhe, die Schweizerei, sich befindet, die gute Unterkunft selbst für die Nacht gewährt, ebenso den Peterstein (1444 *m*)

und die hohe Heide (1464 *m*). Auf der Spitze des Petersteines sitzen kolossale Felsmassen auf, die, grotesk gruppiert, der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter verleihen. Auf der höchsten Stelle dieses Gesteines, einer breiten Fläche, hat man eine schöne Übersicht des Gesenkes und schaut östlich und westlich weit in das flache Land hinein, erblickt insbesondere gegen Morgen am Horizonte die Vorberge der Karpaten in langem Zuge, und vor ihnen im freundlichen Hügellande der Oppa die Städte Jägerndorf, Troppau und näher Freudenthal, während am Fuße der Steinmassen der müde Wanderer gegen den tobenden Wind Schutz findet.

Als im Fürstenthume Neisse der finstere Hexenglaube zu wüthen anfieng, war der Peterstein berüchtigt als der Ort, wohin die Teufel und die Hexen auf Stecken und Ofengabeln oder auf einem rothen Hahn ritten und fuhren. Um den Peterstein für diese mystischen Zusammenkünfte unmöglich zu machen, wurde 1682 auf seiner Kuppe eine Martersäule mit einem Crucifixe errichtet.

Welch' große Opfer dieser unselige Aberglaube forderte, mag daraus ersehen werden, dass in Zuckmantel allein 8 Henker bestellt waren, welche mit dem Verbrennen und Köpfen, wie ein Chronist schreibt, große Arbeit hatten.

Nach den noch vorhandenen Todesurtheilen wurden binnen einigen Jahren allein in Zuckmantel 85, in Freiwaldau 102 Hexen verbrannt. Erst mit dem Ende des 17. Jahrhundertes hatten die Hexenprocesse ihren Höhepunkt erreicht. Heute ist in den Felsen des Petersteines eine Erztafel eingerammt, dem Andenken des um die naturwissenschaftliche Erforschung des Altvatergebietes verdienten Prof. Dr. Kolenati gewidmet, der in der Schäferei 1864 verschied.

Nach Osten zweigt sich vom Altvater die Mooslehne ab, die sich in steilem Abfalle zum Sattel der erwähnten Schäferei oberhalb Karlsbrunn herabsenkt. Hier ist für die gastliche Aufnahme der Touristen hinreichend gesorgt. Auch die Molke wird hier bereitet, welche an die Curgäste von Karlsbrunn frühmorgens vertheilt wird. Den Marsch vom Altvater treten wir über den Steig an, welcher sich längs der Mooslehne hinschlängelt. An der „Vaterbaude“ vorüber, nimmt uns des Waldes Dunkel bald auf. Dichte Waldungen umgeben uns rechts und links. Bald zeigt uns eine Tafel, dass der Weg den Abgrund hinab zum Falle der reißenden Oppa führt. In wenigen Minuten erreichen wir in wildromantischer Gegend die „Teufelsbrücke.“ Jäh schießt der Abhang hinunter, tief unter uns rauscht die Oppa über hartes Felsgestein. Über uns steigt der dicht bewaldete Mooslehnberg bis zu einer Höhe von 1251 *m* an, und auf der anderen Seite des Abhanges führt die „Vorlehne“ hinab. Oft hindert den Schritt ein isoliert liegender Felsblock, dessen kolossale Mächtigkeit wir anstaunen. Stellenweise ist der Abhang mit solchen Blöcken dicht besäet. Diese Felsen haben eine äußerst mannigfache Gestalt. Bald aus

Glimmerschiefer, bald aus röthlichem Gneis bestehend, bilden sie hohe, scharfkantige Blöcke, äußerst steile Wände oder auch platte Felsenmassen, wie die Tafelsteine unterhalb des Altvaters. Diese merkwürdigen Formen finden ihre natürliche Ursache in der Verwitterung, welche die in dem Urgestein, krystallinischem Schiefer, zahlreich vorkommenden Feldspatadern zerstört; diese werden vom anschlagenden Regen ausgewaschen und weggeschwemmt, so dass die festen Gesteinsmassen stehen bleiben. Der Oppa Rauschen vernehmen wir immer näher, und bald wandern wir an ihrem felsigen zerklüfteten Ufer dahin. Reine Nadelholzbestände, meist Fichten, in den höchsten Baumlagen mit der Eberesche gemischt, haben uns auf der Höhe der Berge begleitet; tiefer gekommen, sehen wir wahrhaft riesige Fichten bis zu 40 *m* Höhe und 1 *m* Durchmesser, mit der Tanne den Raum theilend.

Nachdem wir gemischte Bestände von Laub- und Nadelhölzern noch durchwandert, nimmt uns dann Laubwald, meist Buchenwald bei passendem Untergrund von oft besonderer Schönheit und Höhe der Stämme auf. Nach einem etwa zweistündigen Marsche, von der Altvaterkuppe aus gerechnet, erreichen wir K a r l s b r u n n. In ungezählten Böschungen von den Bergen nieder, bis in den Kessel, breiten sich die düstern Waldungen aus. An einigen zweistöckigen Häusern, bald ganz aus Holz, bald mit steinigem Unterbau, an eleganten Parkanlagen, führt der Weg vorüber.

Die Lage von Karlsbrunn ist reizend. Umschlossen vom Glasberg 1046 *m* im Südwesten, vom „Langen Kamm" 979 *m* im Südosten, vom Schafberg im Osten, vom Hinundwiederstein 914 *m* im Norden, liegt es romantisch in einer Höhe von 779 *m*. Hinter den beiden letztgenannten Punkten erhebt sich der Altvaterrücken in den beiden langgestreckten Kuppen, dem Leierberg und dem Brandberg, mit einer tiefen sumpfigen Einsenkung zwischen beiden. Beide Kuppen, die eine Höhe von 1101 *m* erreichen, sind felsig, namentlich ist die obere flache Knppe des Leierberges durch die sogenannten „Leiersteine," kolossale, isolierte Felsmassen, ausgezeichnet, wie sie uns im Gesenke so häufig begegnen.

Die reizende Lage des Thales, die frische Waldluft, die Mineralquellen haben Karlsbrunn nächst Gräfenberg zu dem besuchtesten Curorte gemacht. Der Wanderer ist ganz entzückt, wenn er die kräftige Luft einathmet, das unvergleichlich reine und krystallhelle Quellwasser kostet, die herrlichen Spaziergänge in Augenschein nimmt. Karlsbrunn liegt in einer muldenförmigen Vertiefung in einem Moorgrund, an dessen Grenzen die Karlsbrunner Eisensäuerlinge hervorkommen. Vier derselben, die Maximilians-, Karls-, Antons- und die ungenannte Quelle am Philosophen-Gange liegen in einer nahezu geraden Linie gegen den Grazberg zu, an der Waldseite des Parkes. Drei hingegen, die Wilhelmsquelle und zwei ungenannte Quellen, trifft man an der nach Hubertskirch führenden Straße.

An der Stelle, wo jetzt Karlsbrunn liegt, erbaute nach der Volksdichtung einst ein Eremit eine Kapelle zu Ehren des heiligen Hubertus. Er lebte hier in großer Zurückgezogenheit und weihte seine Dienste ausschließlich dem Patron seines Kirchleins. Eines Tages erschien ihm Hubertus in einem Traume und fragte ihn, ob er keinen Wunsch hege, dessen Erfüllung er befördern wolle. Der fromme Eremit, welcher der Menschheit nützen wollte, besann sich nicht lange und sprach: „Wenn es in deiner Macht steht, so schaffe eine Heilquelle, damit ich meine leidenden Mitmenschen heilen könne."



Karlsbrunn.

Am Morgen trat er, noch immer mit dem sonderbaren Traume beschäftigt, vor seine Kapelle und hörte ein geheimnisvolles Rauschen, welches dem einer Quelle gleich war. Er forschte nach der Ursache und o Wunder! er entdeckte einen Quell, dessen Heilkraft sich bald bewährte, als er einen alten, kranken Holzhauer heilte. Wochen vergiengen nach diesem sonderbaren Ereignisse. Der fromme Bruder trat wieder in die erfrischende Morgenluft und hörte ein Klagen und Ächzen, wie von einem sterbenden Manne. Er gieng dem Tone nach und fand einen Jäger, welcher kaum

noch im Stande war, einige Worte zu sprechen. Er trug ihn sogleich in seine Zelle, wo er einige Stunden schlummerte. Der Eremit wachte am Lager des Todmüden und pflegte ihn auf das sorgfältigste. Plötzlich öffnete der Kranke die Augen und stammelte einige Worte, aus welchen man ersah, dass er nicht wisse, wo er sich befinde und was mit ihm geschehen sei. Die Heilquelle stellte seine Kräfte wieder her, so dass er nach einigen Tagen seine Reise fortsetzen konnte. Später erst erfuhr der Eremit, dass sein Schützling der Statthalter von Freudenthal, Freiherr von Riedheim, war, welcher sich, als er in den Wäldern dieser Gegend jagte, verirrte und zwei Tage umherstreifte, bis er vor Hunger und Ermattung in der Nähe der Eremitage niedersank und von dem frommen Bruder so gastfreundlich aufgenommen wurde. Aus Dankbarkeit ließ derselbe im Jahre 1768 bei Gelegenheit eines Besuches auf dem benachbarten Jagdschlosse bei Hubertskirch die eine so kräftig sprudelnde Heilquelle reinigen, erbaute unweit derselben ein Badhaus und legte so den Grund zu dem rasch emporblühenden und reich besuchten Curorte.

Der Wald wurde mehr und mehr ausgerodet, die Heilquelle immer bekannter. Die Bewohner des Ortes und der Umgegend wurden durch das Leben und durch die Lehre des Einsiedlers einem frommen Lebenswandel zugeführt. Der Teufel, welcher wohl wusste, dass ihm auf solche Weise viele Seelen entrissen wurden, wollte Rache nehmen und das Bad sammt seinen Bewohnern verderben. Er ließ einen Quell entstehen, dessen Wasser das Thal überschwemmen und alle ertränken sollte, welche sich im Badeorte befanden. Die Quelle aber versagte, da sie zu schwach und das Gefälle gar zu groß war, bald den Dienst.

Nun erfasste der Teufel in seinem Grimme einen ungeheuren Felsblock und war willens, diesen auf die in der Kirche versammelte Gemeinde zu schleudern. Da kam ihm der feierliche Gesang der Gläubigen zu Ohren, er wähnte sich über der Kirche und schleuderte den Block herab, welcher unter Donner und Blitz zur Erde fiel, die Kirche jedoch nicht berührte. Nachdem der Gottesdienst beendet war, strömte die Menge heraus und fand den ungeheuren Felsblock. Es kamen dann auch von fern Leute heran, ihn zu bewundern, wovon der Stein den Namen „Hinewiederstein“ erhielt, weil die Menschen hin und wieder giengen, um ihn zu sehen, und der Ort selbst wurde „Hinewieder“ genannt.

Die Cur, die gegen Ende Mai beginnt und am 15. September gewöhnlich endet, wird außer der Waldluft durch folgende Mittel ausgeführt: Milch, Molke, Eisenwasser, Fichtenbäder, Wassercur 2c. Die kräftigende Luft unterstützt wesentlich die Curmittel, ja in manchen Fällen trägt sie zum Gelingen der Cur das Meiste bei. Luft und Cur bilden ein vorzügliche Vereinigung von erregenden und stärkenden Einflüssen, unter welchen besonders Nervenleidende auch bei niedriger Temperatur sich sehr wohl befinden, und

die nur durch anhaltende und stärkere Wärmegrade in ihren Wirkungen beeinträchtigt werden. Im Jahre 1780 wurde die Quelle im Auftrage des Erzherzogs Maximilian eingefasst und bedeckt; sie heißt seit jener Zeit „Maximiliansquelle,“ zur dankbaren Erinnerung an den Fürsten, der sie zuerst der leidenden Menschheit zugänglich machte. Es dauerte nun auch nicht lange, bis man zu der Einrichtung eines Fremdenhauses schritt, und schon im Jahre 1782 war man genöthigt, die Räumlichkeiten des Gebäudes zu erweitern und auf die Herstellung von anderen Häusern Bedacht zu nehmen. Den Bedürfnissen der Zeit und der vergrößerten Zahl der Curgäste Rechnung tragend, ward im Jahre 1785 mit dem Baue von neuen Wohnungen fortgefahren, bis endlich im Jahre 1803 ein Arzt und ein Brunnenwärter angestellt wurden.

Inzwischen hatte man in der Nähe der ersten eine neue Mineralquelle entdeckt; sie erhielt im Jahre 1802 nach dem Erzherzoge Karl, damals Hoch- und Deutschmeister, den Namen Karlsquelle; der Curort selbst wurde nach dem Erzherzoge Karlsbrunn genannt. Später entdeckte man die dritte, nach dem Erzherzoge Anton, Hoch- und Deutschmeister (1812), die Antonsquelle geheißen. Die vierte eingefasste und bedeckte Quelle befindet sich an der Straße nach Hubertskirch, gegenüber dem Schlackenhause; sie erhielt ihren Namen nach dem gegenwärtigen Hoch- und Deutschmeister, dem Erzherzoge Wilhelm.

Seit 1824 wurden wiederholt Um- und Neubauten vorgenommen. Die vorhandenen Häuser sind meist aus Holz, aber dauerhaft und mit Sorgfalt errichtet, dabei wohnlich und gemüthlich für alle, die nicht mit hochgehenden Erwartungen das stille Waldthal von Karlsbrunn betreten. Ebenso sind die Badeeinrichtungen in gutem Zustande, und selbst für diejenigen ist gesorgt, die wegen Krankheit oder wegen ihrer besonderen Neigung nicht in der Lage sind, sich im Walde oder Gebirge zu ergehen. Diese finden eine wohlgehegte Parkanlage, angelegt im Jahre 1813 vom Erzherzoge Anton, durch deren anmuthige Waldwege man neben der Hauptstraße zu den industriellen Gewerken des benachbarten Hubertskirch gelangen kann.

Den so bedeutenden Curort unseres Landes verlassend, nehmen uns dichte Waldungen auf. Bis an die Höhe bewaldet, erheben sich die Berge bald näher, bald ferner. Ungefähr eine Stunde nordöstlich von Karlsbrunn liegt Ludwigsthal, dessen nicht unbedeutende Eisenwerke den Reiz der romantischen Landschaft erhöhen. Auch das etwas entfernter gelegene Würbenthal ist durch seine Eiseninduſtrie bekannt. Diese concentriert sich jedoch am meisten in dem nordwestlich gelegenen, unmittelbar anschließenden Buchbergsthal, in dem sich eine Eisenschmelzhütte, Luppen- und Anlauf-Frischerei, ein Grob- und Fein-Eisenwalzwerk befindet.

Würbenthal hat seine historische Vergangenheit. Hier am Zusammenflusse der schwesterlichen Oppa stand in längst verschollener Zeit eine be-

deutende Landesburg, die den Troppauer Přemysliden zum Aufenthalt diente. Das war die urkundlich wiederholt genannte Feste „Fürstenwalde.“ Mit dem Aussterben der Troppauer Přemysliden mag die Burg verfallen sein; ihr Name wurde vergessen. An der Stelle der Burg erbaute im Jahre 1611 Hynek von Würben auf Freudenthal und Goldenstein eine Stadt und nannte sie nach dem Namen seines Geschlechtes Würbenthal. Südwestlich von Würbenthal erhebt sich die Kuppe des Ölberges in einer Höhe von 913 *m*. Über den Annaberg (860 *m*) führt der Weg nach dem südlich gelegenen Engelsberg. Diese Stadt wurde im Jahre 1566 von Johann von Würben erbaut, um da den Goldbergbau zu betreiben, der reiche Ausbeute versprach. Heute ist freilich davon nicht mehr die Rede, dagegen florieren Leinenerzeugung und Zwirnfabrication in der erfreulichsten Weise. Mit dem Namen der Stadt auf das innigste verknüpft ist der weit über die Grenzen unseres Landes hinaus bekannte Sohn derselben, Eduard Schön (Engelsberg). Ein melodiöses Talent von ungewöhnlicher Frische und Anmuth, ist er der Lieblingscomponist aller deutschen Gesangsvereine; die „Ballscenen,“ „Doctor Heine,“ „Poeten auf der Alm,“ „Der Landtag von Wolken-Kukuksheim“ und andere reizende Humoresken, deren Text vom Componisten selbst herrührt, erfreuen das Publicum in zahlreichen Wiederholungen. Der bei ausgezeichneten Leistungen höchst bescheidene Mann, welcher im Ernst des Geschäftslebens — er war Hofrath im k. k. Finanzministerium — einen köstlichen Humor niemals verlor, starb am 27. Mai 1879 in Deutsch-Jassnik bei Neutitschein, wohin er sich zur Erholung zurückgezogen hatte. Seine Compositionen haben ihm ein dauerndes Andenken gesichert.

Die Straße führt uns von Engelsberg in den malerischen Freudenthaler Kessel. Auf der Westseite desselben hebt der Teufelsberg sein Haupt empor, den Osten und den Norden umsäumt der Ziegenberg (636 *m*), während der Süden von den Basaltgebilden des Köhlerberges bei Freudenthal (647 *m*) und des Venusberges bei Messendorf (656 *m*) umkränzt ist. Die sanften Abhänge dieser beiden letzten Berge sind bewaldet und durch sorgfältige Cultur fruchtbar gemacht, und die anmuthige und geräuschlose Stille des Thales, das vom Schwarzbache durchzogen wird, läſst kaum ahnen, daſs hier einst ein Vulcan sein Herrschergebiet hatte und Flur und Thal mit den Ausbrüchen seines Zornes, mit seiner Lava, überschüttete. Wie ferne liegt eine Vorstellung und Ahnung jener Zeit uns, die wir im heiligen Vertrauen dem felsigen Fuße der Berge unseren heimatlichen Herd vermählt haben! Der Köhlerberg, auf dessen höchstem Punkte jetzt eine Wallfahrtskirche ruhig in das Thal hineinsieht, hat nur an seinem steilen und dem Thalkessel abgekehrten südlichen Abhange eine muldenförmige Vertiefung, die mit Lavastücken ausgefüllt und nicht cultiviert ist. Es ist dies die einzige noch erkennbare Stelle, aus der in der Vorzeit der Berg seine Verheerung über die Umgebung auswarf.

Eine halbe Stunde südwärts von der interessanten Stätte breitet sich in einem sich sanft senkenden Thale, nördlich und östlich von der schwarzen Oppa bespült in einer Höhe von 547 *m* Freudenthal aus.

Die Stadt ist durch ihre Leinenwarenproduction weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt. Ebenso erzeugt sie, wie auch Würbenthal und Engelsberg, die besten Zwilchwaren und liefert die herrlichsten Damaste. Auch die Baumwollwarenproduction ist bedeutend. Für die Geschichte ist die Stadt besonders denkwürdig, weil sie urkundlich als eine der ersten in unserem Lande erscheint, welche nach deutschem Rechte angelegt wurde. Die Stadt hieß ursprünglich in den Urkunden Frondenthal oder Vreudenthal. Die erste ist die fränkische, die zweite ist die sächsische Form und deutet auf die verschiedenen deutschen Stämme, welche in unser Land im 11., 12. und 13. Jahrhundert einwanderten. Es war im Jahre 1214, als König Přemysl Ottokar der Stadt Freudenthal eine Bestätigung und Begabung ertheilte. In dieser erklärte der König, er habe den treuen Bürgern Freudenthals die von seinem Bruder Wladislaw ihnen bewilligte Aussetzung ihrer Stadt zu deutschem Rechte, welches bislang in Böhmen und Mähren ungebräuchlich gewesen sei, bestätigt. Hiezu verlieh der König noch den Zehent des Zolles und den Zehent der Bergwerke im Umkreise von vier Meilen. Da kam das Unheil des Jahres 1241. Die Mongolen äscherten auf ihrem Verwüstungszuge Troppau ein und verwüsteten die reichen Silberbergwerke bei Bennisch. Die Freudenthaler scheuten sich nicht — dies bestätigt ihnen der Landesfürst — Gut und Blut zu wagen, aber umsonst. Die Stadt selbst fiel größtentheils der Zerstörung anheim. Nach sechs Jahren wandte Markgraf Přemysl sein Erbarmen der verarmten Stadt zu. In Anerkennung ihrer Verdienste begnadete er die Bürger, daſs sie den Zoll, welcher von den aus Polen gegen Olmütz über Jägerndorf und Freudenthal ziehenden Kaufleuten entrichtet wurde, durch 25 Jahre für sich einhoben. Ferner schenkte er ihnen von seinen Silberbergwerken in Bennisch, sobald sie in ihren früheren Stand zurückgekehrt sein würden, den Nutzen des fünften Stollens außer dem Zehent, und zwar für immer.

Wieder neu aufgebaut, entwickelte sie sich unter wechselvollen Schicksalen. Von der Familie Würben kam Freudenthal an den deutschen Ritterorden, dem auch das Schloſs gehört, das in der Stadt wohl das Sehenswürdigste ist. Die erwähnten Silberbergwerke bei Bennisch scheinen einstens ganz bedeutend gewesen zu sein. Ottokar II. begnadete die Bürger Troppaus mit jenen Silbergruben in Bennisch, die „Seifenlehen“ hießen. Diese Bezeichnung deutet auf Goldwäschereien, die hier und im ganzen Umkreise in diesem Zeitraume bestanden.

Um wieder in das Thal der Oppa zu gelangen, wenden wir uns Bennisch gegen das nordöstlich gelegene Erbersdorf. Die vereinigte Oppa, welche in einem Thale, dessen Breite 380 *m* und darüber beträgt und

fortwährend von steilen, 250—200 *m* hohen Felswänden eingeschlossen wird, von Würbenthal mit südlicher Hauptrichtung geht, ändert hier ihren Lauf und biegt in einem rechtwinkligen Knie gegen Nordost ab. Ihren Lauf verfolgend, dampft die Eisenbahn dahin. Dichte Waldungen umgeben rechts und links den Schienenweg. Allein die hohen Berge unserer Gebirgswelt entschwinden allmählich unserem Auge, und die Landschaft dacht sich zusehends ab. Auf dem Wege liegt Wiese. Hier wurde der Cardinal und Fürsterzbischof von Wien, Kutschker, geboren, der sich als theologischer Schriftsteller einen Namen gemacht hat. Am anderen Ufer der Oppa liegt in südlicher Richtung Seifersdorf, in dessen Nähe man noch die wenigen Reste der einstigen Burg Zator sieht. Die Burg ist schon seit dem 16. Jahrhunderte verfallen. In unmittelbarer Nähe stand einst am Lichtner Thalrande, dort Rabenwasser genannt, die Burg Lichten, mit ihrem Wartthurme weit ins Thal hinabschauend.

Von der Burg selbst ist uns wenig bekannt; doch traf sie sicherlich auch das Los der Tatarenkriege, später vielleicht auch die Rache des Königs Matthias. Um das Ende des 15. Jahrhunderts erkaufte Hanuš von Boštič die Feste Zator. In den Besitz von Lichten kam er durch seine Frau Sophie von Drahotuš, Witwe des Nikolaus von Lichten. Hanuš von Boštič, in den Jahren 1498—1507 Oberlandesrichter im Fürstenthum Jägerndorf, ist der Ahnherr der Lichnowsky von Boštič. Schon die Söhne desselben, Heinrich, Peter, Kaspar, Bernhard schrieben sich Lichnowsky von Boštič. Der Name des Geschlechtes derer von Lichnowsky stammt also vom Dorfe Lichten bei Jägerndorf, und die Lichnowsky sind demnach Boštiče, die sich von Lichten aus weiter verbreitet haben.

Dort, wo das Thal sich ausweitet und die begleitenden Hügel gegen rechts und links sich mehr zurückziehen, liegt Bransdorf mit einem Schlosse der Grafen Kuenburg. Sowie das Schloss ein einfaches Gebäude ohne Zinnen und Erker ist, so entbehrt es auch der romantischen und schauerlichen Sagen, welche so häufig mit Schlössern und Burgen verbunden sind, man müsste denn die goldene Gans, welche an bestimmten Tagen des Jahres im Schlosse gesehen wird, oder das schwarze Huhn, das des Nachts vom Schlosse zum Gesindehause, dem sogenannten Brüderhause, spaziert, oder gar den fast überall in dortiger Gegend spukenden Wasser- und Feuermann, der natürlich auch am Oppaufer bei Bransdorf sein Unwesen treibt, hieher rechnen wollen. Die Grafen Kuenburg sind ein altes kärntnisches Geschlecht, welches schon vor der Mitte des 12. Jahrhundertes in Viktringer Urkunden gelesen wird und bis in unsere Tage hinein im Dienste der Diplomatie, der Kriegskunst, der Theologie die Interessen eines mächtigen und ruhmreichen Österreich zu fördern verstand. Unter den früheren Besitzern des Schlosses erwähnen wir die Barone Sobek. Diese führen im rothen Schilde einen umgestürzten silbernen Tisch. Aus dem gekrönten Turnierhelme über dem Schilde wächst

ein halber Mann in altslavischer Tracht mit abgehauenen Armen empor. An den armlosen Mann knüpft sich folgende Sage: Der Ahnherr des Geschlechtes war der Diener eines mächtigen Herrschers. Eines Tages suchten die Feinde des letzteren ihn zu vergiften und gedachten das durch Früchte zu bewerkstelligen, die sie auf seinen Tisch zu bringen gewusst. Der Diener erhielt Nachricht hievon und warnte seinen Herrn in dringender Bitte vor dem Genusse. Der Fürst aber glaubte ihm nicht und schickte sich an, die Früchte zu essen. Da zögerte der treue Diener nicht und warf den Tisch um, dass die Früchte weithin flogen. Schwer büßte er die rettende That. Im ersten Zorne hieb ihm der Fürst die Arme ab. Bald aber stellte es sich heraus, dass der Bedauernswerte ein Opfer seiner Treue und Hingebung geworden.

Für diese Aufopferung nun wurde er mit seiner Nachkommenschaft in den Adelsstand erhoben. In dem Wappen der freiherrlichen Familie von Sobek und der freiherrlichen Familie Guretzki weist der umgestürzte Tisch Gold statt des Silbers auf. Auf einem älteren Wappen der Familie Sobek ist der Tisch mit den Früchten darauf noch aufrecht stehend, und an den abgehauenen Armen des Mannes sind die blutenden Stümpfe noch deutlich zu sehen.

6. Die Hotzenplotzer Enclave.

Roßwaldens muntere Schäfereien,
Die seynd ein Wunder unsrer Zeit
Und müssen ihm zum Ruhm gedeyen,
Zum Ruhm bis in die Ewigkeit.
Ein Dichter des 18. Jahrhunderts.

Zwischen dem Bennischer Plateau des niederen Gesenkes und dem Urlichzuge des Hochgesenkes breitet sich ein Gebiet aus, das in Richtung und Gestalt den Übergang vom hohen zum niederen Gesenke bildet. Das ist die Enclave, jener Landestheil, dessen Zugehörigkeit zu Schlesien lange streitig war. Als das spätere Herzogthum Troppau sich von Mähren loslöste, blieben die Enclaven ungeschmälert bei Mähren, und erst in unseren Tagen wurden sie definitiv Schlesien einverleibt.*)

*) Die in die schlesischen Grenzen eingeschlossenen mährischen Enclaven umfassen den gegenwärtigen politischen Bezirk Hotzenplotz und einige andere zerstreut liegende Gemeinden mit einem Flächenraume von 317 Quadratkilometer und beiläufig 40.000 Einwohnern. Sie werden in administrativer und gerichtlicher Beziehung von Troppau aus verwaltet, u. zw. sind sie jenen politischen Bezirken des Landes zugetheilt, in denen sie liegen, und unterstehen dem k. k. Landesgerichte in Troppau. Die betreffenden schlesischen Steuerämter aber haben über ihre Steuern, die auf Mährens Rechnung einfließen, eigene Bücher und Ausweise zu führen. Da dieselben zur Markgrafschaft Mähren zählen, so schicken sie auch ihre Abgeordneten nicht in den schlesischen, sondern in den mährischen Landtag.

Das Olmützer Bisthum begründete sich hier schon frühzeitig einen ausgedehnten Großgrundbesitz. Bischof Bruno von Schaumburg (1245—1281) hob dessen Größe und Wert dadurch bedeutend, dass er mit dem Gelde der Kirche und durch die Gnade Ottokars II. in den durch die Mongolen verödeten Gegenden große Grundcomplexe erwarb, Colonisten nach deutschem Rechte ansiedelte und das ausgebreitete Lehensinstitut des Olmützer Bisthums schuf, welches Ottokar freudig bestätigte, als er die Kraft und Hilfe wahrnahm, die ihm selbst dadurch dauernd erwuchs.

Eine reiche historische Vergangenheit haftet an manchen Punkten dieses Gebietes, die wir aufsuchen wollen.

Die Olbersdorfer Straße lenkt bei Röwersdorf in die Enclave ein.

Die Berge begleiten die Straße; auch rechts erhebt sich ein isoliertes Hügelland, welches die Aussicht nach Preußen schließt. Urkundlich erscheint Röwersdorf schon 1254 unter dem Namen „Renfriedestorph" und gehörte zum Olmützer Bisthum. Als Gründer der Gemeinde wird der Olmützer Lehensvasall Helembort von Turm genannt. Röwersdorf ist ein industrieller Ort und bildet den Mittelpunkt eines weitverbreiteten Groß- und Kleinhandels mit Obstfrüchten, Schnittwaren, Holz- und Drechslerarbeiten.

Durchschneiden wir Röwersdorf auf der schönen Straße, die über Hennersdorf nach Johannisthal führt, und fahren wir nach einer Wendung an seiner rechten Seite hinauf, so erblicken wir nach kurzer Frist eine Bezirksstraße. Diese führt nach Liebenthal, Maidelberg und Hotzenplotz. Sie ist die Verkehrsader der Enclave.

Liebenthal gewährt nach allen Weltgegenden hin eine reizende Fernsicht. Der Ort betreibt einen schwunghaften Markt- und Hausierhandel. Auch stellt derselbe die kühnsten Schieferdecker; bis Breslau hinein werden Arbeiten von ihnen ausgeführt. Unter den Gebäuden Liebenthals ist die neue Pfarrkirche zu nennen. Diese nach den Gesetzen des 13. Jahrhunderts im Rohbau durchgeführte Kirche nimmt durch die einfache, edle und reine Durchführung einen der ersten Plätze unter den ähnlichen Bauten Schlesiens ein. Liebenthal wurde um das Jahr 1240 angelegt. Im Jahre 1245 belehnte damit Bischof Bruno von Olmütz den Ritter Helembort von Turm, einen seiner Begleiter aus Nord-Deutschland, welcher die Gegend von den sie bedeckenden Wäldern lichten und den Ort Liebenthal anlegen ließ. Der genannte Lehensträger erbaute hier ein mit Wall und Graben versehenes, thurmartiges Gebäude und legte in dessen Nähe ein Vorwerk an. Die Reste dieser Feste waren noch bis 1864 in dem sogenannten Wallgraben zu finden.

Eine Volkssage berichtet, der erste Lehensritter auf Liebenthal habe im Oriente gekämpft und von dort sich einen Löwen mitgebracht, mit dem er in der Öffentlichkeit stets zu sehen war, weswegen er der Ritter von Leuenthal genannt wurde, welcher Namen dem Orte fortan verblieb. Liebenthal wechselte oft seine Besitzer und hatte sehr unter den Drangsalen

des 30jährigen Krieges zu leiden. Auch während der preußischen Kriege hatte es alles Ungemach der Verhältnisse zu erdulden. Seine Felder gaben mehreremale die Lagerplätze ganzer Armeecorps ab; auch kleine Gefechte fielen dort vor.

Liebenthal ist der Geburtsort des berühmten Buchdruckers Hieronymus Binder (Dolarius) 1476—1511. Er war Buchdrucker in Brünn und in Wien (1500) und ein besonderer Günstling des Olmützer Bischofs Stanislaus Thurzo.

Reisende, welche es lieben, ein ganzes Land zu überblicken, sich an dem Versenken des Auges in unmessbaren Fernen zu laben, mögen nicht auf der Kaiserstraße fortfahren, sondern den Weg rechts einschlagen. Sie gelangen zunächst in einen kleinen Kessel, von Äckern, Wäldern und Büschen umschlossen. Vor sich erblicken sie ein Kreuz. Ein Hügel ist in wenig Minuten erreicht, und nun wird das Auge von einer wunderbaren Fernsicht wahrhaft überrascht. Zur Linken sehen wir die vier Thürme des Maidelberger Schlosses, gerade vor uns leuchtet der Kirchthurm von Hotzenplotz uns entgegen, und aus der Ferne winken unzählige Dörfer, Flecken und Städte.

Hotzenplotz ist der Hauptort der Enclave und liegt dort, wo der Ossabach unter dem Namen Hotzenplotz ins preußische Gebiet übertritt. Bischof Bruno umgab die Stadt mit einer Mauer. Heute ist dieselbe wegen ihrer ganz bedeutenden Zuckerfabrication und Spitzenklöppelei nennenswert. Unter der niedrigen, weißen Häuserreihe, welche sich auf der etwas erhabenen Ebene am linken Ufer des Ossaflusses dahinzieht, erheben sich stattlich mit ihren hohen Dampfschornsteinen die weitläufigen Gebäude einer der bedeutendsten und best rentierenden Zucker- und Spiritusfabriken des Landes. Außerdem ist hervorzuheben der Neubau der Bürgerschule und die alte, gothische Pfarrkirche zu St. Magdalena. Von dem bischöflichen Schlosse, das Bischof Bruno von Schaumburg in den Mauern der Stadt erbaute, sollen nur mehr wenige Reste vorhanden sein.

Anderthalb Meilen westlich von Hotzenplotz liegt das Dorf Damasko. Die Gegend um Damasko hieß im Mittelalter „Muschil," auch „Vierhuben." Hier stand ursprünglich ein kleiner Hof, zu Röwersdorf gehörig, der durch die Hussiten zerstört worden sein soll und mit dem ebenfalls zerstörten Dörfchen „Muschil" über 100 Jahre als „Oedung" ohne alle Berücksichtigung blieb. Unter der Regierung des Olmützer Bischofs Wilhelm Prusinowsky wurde in den Jahren 1565--1578 daselbst ein neuer bischöflicher Hof gebaut, der jedoch schon 1581 wegen seiner geringen Rentabilität veräußert wurde und in Privatbesitz übergieng. Die Lage des Ortes ist mit der lohnenden Aussicht ins Gebirge höchst romantisch. Wir wenden uns nun südlich nach Füllstein, in dessen Nähe die Ruine einer alten Ritterburg sich befindet, die einem berühmten Geschlechte, dem der Füllensteine, den

Namen gegeben. Der Erbauer derselben ist jener Theodorich Herbort von Broda, welcher der treueste Vasall und Waffenträger Bischofs Bruno war. Überall kämpfte er an der Seite seines Gönners. Für solche Dienste, namentlich für die wackere Vertheidigung der Bisthumsgüter gegen Herzog Wladislaw von Oppeln, wurde er 1255 nach magdeburgischem Rechte mit Rosswald und Füllstein belehnt.

Herborts Geschlecht blühte im Lande durch fast drei Jahrhunderte kräftig fort, dann starb die männliche Linie aus.

Um die Mitte des 16. Jahrhundertes heiratet Freiherr Wenzel Sedlnitzky von Choltitz die Freiin Helena Herbort von Füllstein und erhält mit ihrer Hand auch die reichen Besitzungen ihres Geschlechtes, an dessen Stelle nun die Sedlnitzky treten. Wenzels ältester Sohn war Oberstlandrichter von Mähren und ist für die Landesgeschichte von Bedeutung als Verfasser des „Codex Sedlnickianus," der wichtige Aufschlüsse über die Rechte und Gewohnheiten Mährens, über Troppaus Verhältnisse zu Mähren und andere Zeitereignisse gibt, und die beiden Rechtsbücher Mährens, das Tobitschauer Buch des berühmten Landeshauptmannes Ctibor von Cimburg und den „Codex Dirnowizianus," ergänzt. Sein Bruder war jener Jaroslaw, der 1592 Rector Magnificus an der Universität in Frankfurt an der Oder war. Aber wie wenig ist von dieser einst mächtigen Feste zu sehen! Nur einzelne zusammenhanglose Mauertrümmer, deren Stärke und Festigkeit sie bisher erhielt, und hie und da ein Stück verfallener Wallgraben sind die einzigen Überreste. Einsam und verborgen liegt sie im Schatten des dichten, jungen Laub- und Nadelholzes, welches den nicht sonderlich hohen, aber gegen den Ossafluss sehr steil abfallenden Bergrücken bedeckt.

Die Phantasie des Volkes lässt hier eine „Vennfrau" walten. Vennfrauen oder Venusweiber waren nach einem uralten Aberglauben, der in gewissen Volksschichten noch im letztverflossenen Jahrhunderte spukte, gespenstische Wesen, welche sich von den Bergmännlein durch eine etwas größere Körpergestalt, obwohl sie die Größe eines Menschen auch nicht erreichen, unterscheiden. Sie leben gesellschaftlich, aber nicht wie die Bergmännlein in Bergen und in großen Wäldern, sondern mehr in Gebüschen, im Innern einzelner Anhöhen und Felsenhügel. Mit den Umwohnern treten sie in vielfachen Verkehr und erweisen sich denselben dienstbar. Sie befreien dieselben von körperlichen Übeln und Leiden mit wunderbaren Heilmitteln, die sie ihnen geben. Nicht selten fanden Kuhhirten des Morgens an den Eingangsplätzen zu den Wohnungen der Venusleute frisch gebackene Kuchen. Anstandslos aßen sie dieselben, und sie schadeten ihnen nicht. Auch sah man öfters frühzeitig wunderschöne weiße Tücher, Kleider und Wäsche theils auf dem Boden ausgebreitet, theils an die Äste der Bäume geschlungen. Bei Sonnenaufgang waren diese Sachen verschwunden. Da die Venusweiber selbst sehr garstige Kinder bekamen, so stahlen sie anderen Frauen die ihrigen

noch vor erhaltener Taufe, — denn nach derselben hatten sie keine Gewalt mehr über sie — oder vertauschten sie mit missgestalteten Geschöpfen, den sogenannten Wechselbälgen.

Die Familie der Sedlnitzky war lange Zeit hindurch auch im Genusse Rosswalds, als Peter Sedlnitzky von Choltitz wegen seines Eifers für den Protestantismus von dem Lehensherrn, dem Bischofe Franz Fürsten von Dietrichstein, des Treubruches beschuldigt und entfernt wurde. Der Bischof gab Rosswald seinem Bruder Maximilian. Dieser, ohnehin reich begütert, verkaufte es um 15.000 Thaler an den Baron Georg von Hodiz, dessen Geschlecht, im Jahre 1641 in den Grafenstand erhoben, durch 147 Jahre die Herrschaft Rosswald inne hatte. Der letzte Sprosse und Rosswalds letzter Besitzer aus demselben war Albert Graf Hodiz. Er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung in Wien, wo sein Vater an dem glänzenden Hofe Karls VI. weilte. Der junge Graf besuchte Italien und wurde nach seiner Rückkehr von dem Kaiser, der an dem körperlich und geistig wohlgebildeten Cavalier Wohlgefallen fand, zu seinem Kammerherrn ernannt. Die Vermählung mit der reichen Witwe des Markgrafen Georg von Bayreuth, Sophie, wie auch der späterhin erfolgte Tod seines Vaters verhalfen dem jungen Grafen zu kolossalen Geldmitteln, mit denen er den großartigen, in seiner Art beispiellosen Aufwand seiner Wunderlichkeiten bestreiten konnte. Eine neue Ära begann für Schloss Rosswald. Schloss und Umgebung wurden sozusagen in ein Feenreich umgestaltet. Drei Millionen Gulden, eine für jene Zeit ungeheure Summe, kostete die Umwandlung des Schlosses und Parkes. Reisende machten Umwege von vielen Meilen, um die Wunder von Rosswald zu schauen, von denen sich ganz Europa erzählte. Wie durch einen Zauberschlag verwandelten sich des Schlosses anspruchlose Gemächer in Prunksäle mit sinnigen Benennungen, Kunstwerken und Inschriften. Den Wänden entsprudelten Wassergebilde, welche Najaden in marmornen Becken auffiengen und in belustigenden Strahlen weiter sendeten.

In den Stallungen, kühn gewölbten Tempeln nicht unähnlich, erhielten stattliche Rinder, bedient von ländlichen Nymphen, ihre Nahrung aus marmornen Schalen, über welchen ihre mythologischen Namen, Europa, Juno rc. in Gold strahlten. Kränze von Blumen schmückten an festlichen Tagen ihre Hörner, und aus zierlichen Vasen stiegen Wohlgerüche rauchend empor.

Nahten sich hohe Gäste, und unter diesen waren selbst Kaiser Josef II. und König Friedrich II. von Preußen, so rief des Gastgebers Zaubermacht des Unerwarteten die Menge hervor. Da zeigte sich hier eine wohlorganisierte Stadt von Zwergen, dort riesige Menschen aus dem Heroenzeitalter der Deutschen. Hier tanzte der Chor der Horen, dort die muntere Dorfjugend; bald luden Hörner zur Jagd, bald Schalmeien zu ländlichen

Spielen; jetzt musste sich Wasser, jetzt Feuer zur Gestaltung mannigfacher Bilder fügen.

Eines der merkwürdigsten Intermezzos aus den Tagen jener hohen Besuche war die Schachpartie, welche der Graf mit dem Könige Friedrich II. spielte. Das Schachbrett war eine Wiese nächst dem Schlosse, welche in 64 Quadrate eingetheilt war. Zweiunddreißig Hodizische Unterthanen, in den bezeichnenden Anzügen und Farben und mit den dazu gehörigen Insignien versehen, waren die Schachfiguren, die sich nach dem Commando der Spielenden hin und her bewegten. Die geschlagenen Figuren mussten entweder umfallen oder austreten, während der König und der Graf von erhöhten Sitzen das Spiel leiteten.

So wechselten Unterhaltungen mit Unterhaltungen und ergötzten die Gäste, bis der Abend zu Opern, Bällen &c. einlud. Man kann sich keinen Begriff machen, sagt der französische Gelehrte Guilbert, der den Grafen Hoditz im August 1773 zu Rosswald besuchte, von einem solchen Aufenthalte, einem solchen Garten und einem solchen Wirte, von einer so wunderlichen Mischung sinnreicher und zugleich lächerlicher Dinge. Bloß mit seinen Bauern, die der Graf selbst zu Schauspielern, zu Musikern, zu Sängern und Malern, zu Bildhauern, zu Vergoldern, zu Feuerwerkern, zu Wasserkünstlern, zu Gärtnern gemacht hat, führt er täglich die sonderbarsten und wunderlichsten Feste auf.

Unter der Menge solcher Zaubereien schwanden aber nach und nach die Kräfte des Zauberers. Das Lehen drückten schwere Schulden, und der Lehensträger lebte zuletzt von einem Gnadengehalte seines königlichen Freundes Friedrich II. in Potsdam, wo er ohne Erben 1777 sein Leben beschloss; mit ihm erlosch das Geschlecht der Hoditze. Seine Leiche wurde von der königlichen Garde bis zur Grenze und von seinen Dienern nach Rosswald gebracht, wo er in der Pfarrkirche an der Seite seiner ihm im Tode vorausgegangenen Gemahlin beigesetzt wurde.

Wer mit dieser Schilderung im Gedächtnisse, heute den Markt von Rosswald betritt, dem wird das Andenken an den Grafen Albert sonderbar werden. Die großartigen Schöpfungen überdauerten ihren Schöpfer nicht lange. Der Park steht traurig und vernachlässigt, von den weitläufigen Gebäuden ist nur das Centrum übrig geblieben. Der linke Flügel liegt zerfallen und geht seinem Ende entgegen. Von aller Pracht trägt nur noch eine vereinsamte Ruine den Namen „Hoditzruhe.“ Rosswald fiel dem Olmützer Bisthume anheim. Im Jahre 1791 aber wurde dasselbe nebst den dazugehörenden Lehen Füllstein und Paulowitz an Karl Ritter von Badenfeld um 113.000 fl. als Lehen verkauft.

In einer Seitennische der auffallend großen Schlosskapelle liegt Graf Albert Hoditz lebensgroß aus Gipspast gebildet, ein schöner Mann in Rococokleidern, nicht unähnlich Kaiser Josef II. Zwölf hölzerne Tafeln

in Wappenform machen die Wände dieser Todtenkammer reden. Auf der einen, welche die Überschrift „Arrha Sepulchri“ führt, stehen die Worte:

„Die Zahl der achtundsechzig Jahre,
Die ich erlebt, floh schnell dahin,
Und kaum empfand ich, dass ich ware,
So weiß ich nicht mehr, dass ich bin.
Ich war noch gestern in der Zeit,
Heut' bin ich in der Ewigkeit;
Ist dieses nicht ein Unterscheid?“

Graf Hoditz, der Verschwender, der Alchemist, der Frevler gegen den einfachen Menschenverstand und die Kürze der Lebensdauer, war am Ende seiner Tage ein Philosoph. Das beweisen, wenn sonst nichts, die von ihm selbstverfassten Verse auf dieser Wappentafel, das beweisen die Verse, welche er über dem Eingange der Gruft in der Schlosskapelle geschrieben hat:

„Wer diesen Ort erbauet hat,
Ist alles Weltgetümmels satt.“

Das beweist endlich ein Vers, welcher in einem anderen Theile des Schlosses sich erhalten hat. Wir erblicken vor uns eine Pyramide; Todtenköpfe, morsche Gebeine &c. liegen in künstlerischer Unordnung umher, und auf der Pyramide stehen die Worte:

„Hier in diesem Knochenhaus
Such' dir Alberts Kopf heraus!“

---

7. Das nordwestliche Land und das Reichensteiner Gebirge.

(Schlesische Marmorindustrie. — Weidenau. — Die Burgen von Friedeberg und von Kaltenstein. — Barzdorf. — Josef Latzel. — Schloss Johannesberg. — Zedlitz. — Das Reichensteiner Gebirge. — Gräfenberg. — Freiwaldau. — Die schlesische Leinenindustrie. — Vincenz Prießnitz. — Volksleben.)

> Wenn ich die Gebirge, welche Schlesien von Mähren scheiden, ansehe, so kommen sie mir vor gleich einer Mauer, welche der allmächtige Gott durch seine Schöpfung selbst hierher erbaut und gesetzet.
>
> Chronist des 17. Jahrhunderts.

Wenn der Tourist, aus den Zuckmantler Bergen kommend, seine Wanderung entlang der preußisch-österreichischen Grenze fortsetzt, kommt er in anmuthige, fruchtbare Gefilde, welche in der bekannten Aufeinanderfolge von Gärten, Wiesen, Feldern und Auen, Dörfern und Städten eine ergötzende Abwechslung bieten. Das flache Land breitet sich hier weithin aus,

dem Auge nichts als Felder und Wiesen zeigend, die von staubigen Straßen oder von trägen Flüssen durchzogen werden. Einförmig ist auch der Charakter der Ortschaften, welche mit ihren reinlichen Häusern, den Baumgruppen und Kirchthürmen den einzigen Ruhepunkt für das Auge bilden, das sonst ungehindert über die Fläche schweift bis an die begrenzenden Höhen der schlesischen Bergwelt, welche an der mährisch-schlesischen Grenze sich aufthürmt. Wir treten unsere Wanderung bei dem schönen Dorfe Niklasdorf an, woselbst sich eine Fezfabrik befindet. Von hier führt uns die Straße der preußischen Grenze entlang in den Mittelpunkt der schles. Marmorindustrie. In Groß-Kunzendorf, bei Sandhübel und Saubsdorf, sieht man auf der Straße häufig Prismen von weißblauem Marmorstein. In der Nähe befinden sich zahlreiche, ansehnliche Marmorbrüche. Der gröbere Kalkstein wird in einer größeren Anzahl von Kalköfen gebrannt. Viel tragen die Öfen dazu bei, jenen topographisch von Mähren und dem übrigen Schlesien abgeschlossenen Gegenden den Reiz eines rührigen, frischen Lebens zu geben und die mannigfachen Nachtheile ihrer Lage zu verbessern. Gewaltige Rauchmassen senken sich von den in der Regel etwas erhöhten Standpunkten, auf welchen diese Öfen zumeist erbaut sind, thalwärts und hüllen die Gegend in den Flor des weißlichen Rauches. In der unmittelbaren Nähe der Kalköfen befinden sich auch die großartigen Brüche, welche das Rohmaterial liefern müssen. Die Sprengschüsse rollen im dumpfen Donner ins Thal nieder unter vielfachem Widerhall, der sich oft meilenweit fortpflanzt, während die Stücke des auffliegenden Felsens die bläulichweißen, in der Sonne flimmernden Wände des Bruches peitschen. Bisweilen wiederholen sich diese Schüsse thalüber und kreuzen ihren Schall unter mächtigem Wirken des Echos. Außer den Brüchen im nordwestlichen Theile unseres Ländchens befinden sich solche in größerer Anzahl auch im Südosten bei dem Städtchen Odrau. Der schlesische Kalk ist weit und breit bekannt und beliebt, weil er sehr feinkörnig ist und darum wenig sandet. Es darf wohl mit Recht die Behauptung aufgestellt werden, dass der Setzdorfer Kalkstein den ersten Rang unter allen europäischen Kalksteinen einnimmt. Setzdorf liefert jährlich 800.000 Centner Kalk, der unter dem Namen „schlesischer Kalk“ sowohl in Breslau, als auch in Berlin als Putzkalk nahezu ausschließlich verwendet wird. Überhaupt findet der kleinste Theil im Ländchen selbst den Verbrauch, die Hauptmasse wird in das dicht benachbarte preußische Schlesien bis in die bedeutendsten Fernen hinein als Bau- und Ackerkalk abgesetzt.

An einigen Orten, wo er besonders feinkörnig und schön geädert zu Tage tritt, was insbesondere in Saubsdorf und Groß-Kunzendorf der Fall ist, wird er Ursache einer veredelten Industrie. Er geht nicht nur in gewaltigen Blöcken ins Ausland, um von der Hand des Bildhauers eine ideale Gestaltung zu erhalten, sondern wird auch von den einheimischen Steinmetzen zu Grabdenkmälern, Tischaufsätzen, Bodenplatten für Kirchen, zu Säulen, Altarplatten &c. verarbeitet. Bereits wird seitens der Betheiligten auf Errichtung einer Fachschule für Marmorindustrie in der Gemeinde Saubsdorf hingearbeitet. Zur Stunde bereits ist es ermöglicht, dortselbst den theoretischen Unterricht eines eigens bestellten Zeichenlehrers zu genießen.

Je mehr man sich Weidenau nähert, umsomehr ändert sich die Gegend. Sie sieht einer fruchtbaren Ebene gleich, die sich unübersehbar weit gegen Nordwesten ausdehnt. Die Felder sind sehr fruchtbar und erinnern an die Hannaebene in Mähren. Das Städtchen Weidenau, eine Schöpfung des Breslauer Bischofs Thomas I., liegt an einem von Friedeberg herabkommenden, manchmal recht reißenden Gebirgsbache, der Weide. Die Nadler, welche hier wohnen, treiben ihr Geschäft nicht fabriksmäßig, sondern tragen sehr bescheiden ihre selbstverfertigten Waren, wie Stecknadeln, Hafteln, Schuhzwecken u. dgl. den Kaufleuten der Umgebung zu. Bei Weidenau wird auch Torf gewonnen. Unter den Gebäuden ragt insbesondere das des neuen Staats-Obergymnasiums hervor.

In einem heitern Thale, etwa 9 Kilometer südwestlich von Weidenau, liegt am Fuße des Gebirges, an der Straße von Freiwaldau nach Johannesberg, an den Bächen Schlippe und Weide, das freundliche Städtchen Friedeberg. Auf einer Anhöhe am Ende des Städtchens erhebt sich auf den Trümmern einer alten Ritterburg die Ortskirche mit ihrem runden Thurme, und oberhalb des Städtchens steil der Gotteshausberg, dessen aus Granitfelsen bestehende Stirn mit einem Wallfahrtskirchlein gekrönt ist. Die Aussicht ist hier herrlich. Die schlesischen Ebenen, die sie begrenzenden Gebirge und die zahlreichen Dörfer und Gehöfte bilden ein effectvolles Ganzes. Besonders romantisch zeigt sich das Schloss Johannesberg und die historisch berühmte Bergschlucht, durch welche sich im 13. Jahrhunderte der wilde Schwarm der Mongolen über die fruchtbaren Gefilde ergoss.

Der erwähnte Thurm der Ortskirche ist ein Rest der ehemaligen Feste, welche mit dem Städtchen gleichen Namen führte. Von Wällen umgeben, mit Brücken versehen, erinnert der Bau der Kirche mit ihrem weißgrauen Thurme noch sehr an die Tage des Mittelalters. Die ehemaligen unterirdischen Gewölbe der Burg, sowie einen unterirdischen Gang ließ erst der jetzige Ortsseelsorger, Pfarrer Paul Gottwald, zumauern. Beim Ausgraben wurden wiederholt Bruchstücke alterthümlicher Schlösser, Schlüssel, Gefäße, Steigbügel, Pferdegeschirre &c. aufgefunden. Auch zwei, leider ganz unkenntlich gewordene Geldstücke fand man vor mehreren Jahren daselbst.

Über den Ursprung der Burg und des Städtchens und deren früheste Schicksale läßt sich das Dunkel der Vergangenheit nicht erhellen. Die erste bestimmte Nachricht, die wir über dieselben haben, stammt aus dem Jahre 1358. Im Verlaufe der Zeit hatte die Burg durch Krieg und Brand sehr gelitten. Sie war dem Verfalle nahe, als der Bischof Martin Gerstmann 1582 dieselbe wieder herstellen ließ.

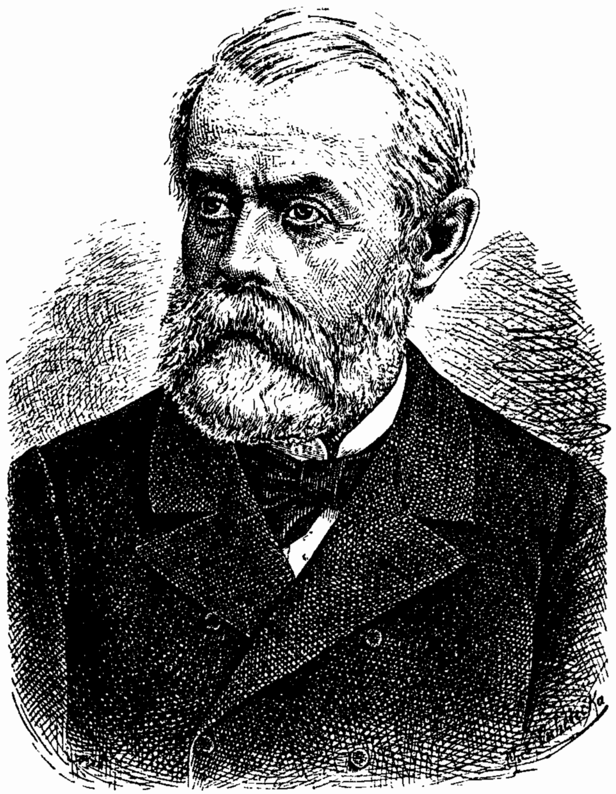
Im dreißigjährigen Kriege diente die wieder aufgerichtete Burg der Stadt und der ganzen Gegend zum Schutze. Durch den Brand aber, welcher am 8. Mai 1657 fast das ganze Städtchen Friedeberg zerstörte, wurde auch die Burg hart mitgenommen und verfiel seit dieser Zeit immer mehr und mehr. Die alte Ritterburg wurde später in eine Brauerei umgebaut, bis im Jahre 1805 Burg und Burgraum der Stadtgemeinde zum Baue einer Kirche vom Breslauer Bischof Emanuel Schimony von Schimonsky geschenkt wurde. Im Jahre 1810 ward der Anbau des Schiffes der Kirche an den alten, festen Burgthurm beendet, während die ehemalige Brauerswohnung in das jetzige Pfarrhaus umgestaltet wurde. Die Burgruine mit einer kleinen Tanne auf den Zinnen des weißgrauen Thurmes ist in das Wappen der Stadt aufgenommen, welche schon 1358 urkundlich als „oppidum“ bezeichnet wird, die vollen Rechte aber und den Rang einer Stadt erst 1793 erhielt.

Südöstlich von Friedeberg liegt eine andere denkwürdige, historische Stätte unseres Landes. Es ist die Ruine der Burg Kaltenstein, deren Ritter nicht selten Streifzüge in das benachbarte Gebiet unternahmen und Land und Leute beunruhigten. So hauste dort im Jahre 1440 Sigismund von Rachenau, der weithin gefürchtet wurde, bis die bischöflichen Truppen die Burg belagerten und eroberten. Der Frevler Sigismund von Rachenau aber ward für immer unschädlich gemacht. Er wurde wegen seiner Übelthaten auf dem Kaltensteine ermordet.

> So war es einst! — Jetzt sehn die grauen Reste
> Scheu auf des sonn'gen Thales Blütenfeste,
> Wie wenn ein Greis gerieth in Kinderspiele,
> Ein düstrer Eremit ins Tanzgewühle! Anastasius Grün.

Die Ruine liegt auf einem mit Schwarzwald und Laubholz bewachsenen Hügel am Fuße des großen Falkenberges. Der Hügel fällt an und für sich durch seine kegelförmige Gestalt angenehm ins Auge und erinnert mit einer Reihe niedriger, ähnlich gestalteter Vorberge der Sudeten, wie des Hausberges, des Bernberges und des Hutberges zwischen Domsdorf und Wildschütz, an ähnliche Berggestalten bei Teplitz und das Trappsteingebirge im Bunzlauer Kreise in Böhmen. Eine niedrige, zum Theil unterbrochene Mauer rings um die Trümmer der Burg läßt deren ehemalige Ausdehnung beurtheilen. Auf der westlichen Seite steht noch ein Thurmüberrest, der oben in zwei Zacken endet und außer einer vollkommenen Rundung gegen Westen nur noch einzelne Bruchstücke des aus Granit aufgeführten Gemäuers dem Blicke darbietet. Von der zweizackigen Gestalt, in welcher die Ruine aus der Ferne ungefähr wie eine bischöfliche Mitra sich ausnimmt, nennt dieselbe das Volk die Bischofsmütze, oft auch die Gabel. In der Nähe des Thurmes ist eine ausgemauerte Öffnung in der Erde. Sie führte wahrscheinlich zu einer unterirdischen, verliesartigen

Räumlichkeit, wie sie sonst bei Ritterburgen sich finden, ist aber jetzt soweit verschüttet, daß man mühsam nur einige Fuß vordringen kann. Eine andere Grube, nunmehr auch nur von geringer Tiefe, bezeichnet das Volk als den ehemaligen Brunnen der Burg. In dem nahe gelegenen Buchenwalde finden sich mehrere gemauerte Eingänge. Einer derselben soll zur Gruft der burgherrlichen Familie geführt haben. Früher, erzählen Landleute, hätte man in den Kellerräumen, unter den Trümmern der Burg und



Josef Latzel.

deren nächster Umgebung zinnerne Schüsseln, Pfeile, Lanzen u. dgl. gefunden, seit Jahrzehnten jedoch nicht mehr. Auch hätten wiederholt Leute mit Wünschelruthe, Springwurzel und Laufkugeln*) untersucht, ob nicht noch Schätze vorhanden seien; allein vergeblich.

*) Eine Laufkugel ist nach dem Volksglauben eine Kugel, welche, wenn sie aus der Hand losgelassen wird, dorthin rollt, wo ein Schatz begraben liegt, und daselbst liegen bleibt.

Das Jahr der Erbauung, sowie der Name des Erbauers der Burg sind unbekannt. Die erste, urkundlich sichergestellte Nachricht finden wir gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Als nämlich Herzog Bolko I. von Schlesien, Herr von Fürstenberg, welcher die von Feinden des Bischofs erst neulich erbaute Burg käuflich an sich gebracht hatte, den bischöflichen Unterthanen allerlei Ungemach zugefügt, den Feldzehnten von ihnen gewaltsam eingezogen und die Widerstrebenden eingesperrt hatte, wurde derselbe vom Breslauer Bischof Johann Romka mit dem Banne belegt und rief in dieser seiner Lage den Krakauer Bischof Johannes als Schiedsrichter an. Dieser aber entschied durch eine Urkunde, ausgestellt in Krakau am 13. April 1296, zu Gunsten des Breslauer Bischofs und Capitels, und Bolko wurde unter anderen verpflichtet, den Kaltenstein zu zerstören. Doch scheinen die schlesischen Bischöfe, nachdem Przeczlaw von Pogarell von dem Canonicus und Official Apeczko die Burg nebst zugehörigen Gütern im Jahre 1345 gegen Protzan bei Frankenstein in Preußen durch Tausch ans Bisthum gebracht hatte, dieselbe wieder hergestellt und zu ihrer Sommerresidenz gemacht zu haben.

Johannes Thurzo, welcher den 22. März 1506 den bischöflichen Stuhl bestieg, ließ zu Ende des Jahres 1505, damals noch Coadjutor des Bischofs Roth, den Kaltenstein zum größten Theile demolieren und aus dessen Trümmern vor dem Johannesberger Schlosse, welches die Bischöfe von jener Zeit an zu ihrem Residenzschlosse wählten, das dort noch jetzt bestehende breite Plateau aufführen. Hatte doch die Burg durch die Jahrhunderte hindurch zu oft nur zu vorübergehendem Aufenthalte der Pfandbesitzer oder deren Verwalter und zeitweilig selbst als Strafdomicil gedient. Nach der Volkssage ließ der Bischof die Feste zerstören, weil ihre Bewohner als Raubritter und Wegelagerer die Gegend unsicher machten.

Ungefähr auf halbem Wege zwischen Weidenau und Johannesberg durchschneidet man die große Ortschaft Barzdorf. Hohe thurmartige Essen, die aus einer weitläufigen Gruppe fabriksartiger Gebäude am nördlichen Ende dieses Dorfes emporragen, verrathen schon von weitem, dass hier eine bedeutende Industrie vorhanden sein müsse. Und so ist es auch. Der Begründer derselben ist Josef Latzel, geboren am 7. December 1813 in Gurschdorf, wo sein Vater einen schwunghaften Garnhandel betrieb. Er studierte am Gymnasium in Reichenau in Böhmen; der zufällige Verkauf des Freigutes in Barzdorf jedoch änderte seine Lebensbahn. Er erstand dasselbe 1836. Durch Selbststudium wusste Latzel rasch sich landwirtschaftliche Kenntnisse zu erwerben, wobei ihm frühere chemische Studien zu Hilfe kamen, und es dauerte nicht lange, so erwies er sich als sehr umsichtiger und praktischer Landwirt.

Die Verdienste, die er sich in dieser Beziehung um das nordwestliche Schlesien erworben, sind allgemein bekannt, insbesondere ist der landwirtschaftliche Aufschwung jenes Landestheiles vor allem der Einwirkung Latzels zu

danken, einerseits durch die Rückwirkungen der von ihm gegründeten Industrieunternehmungen auf die Bodencultur, anderseits durch die hohe Cultur seiner eigenen Besitzungen, die in Österreich nicht ihresgleichen hatte und als ein besonderes Mittel zur Förderung der Landescultur im allgemeinen beitrug. Seine mit hoher Bildung gepaarte außerordentliche Menschenfreundlichkeit, sein Wohlthätigkeitssinn, mit dem er alles Gute und Schöne mit seltener Freigebigkeit förderte und unterstützte, sein biederer Charakter überhaupt, gewann ihm alle Herzen, und selten wird jemand in seiner Heimat, wo bekanntlich kein Prophet anerkannt wird, sich einer so allgemeinen Popularität erfreuen, wie Latzel im nordwestlichen Schlesien.

Wenn wir hinzufügen, dass er einer der Gründer der landwirtschaftlichen Lehranstalt Oberhermsdorf bei Barzdorf, des land- und forstwirtschaftlichen Vereines für das nordwestliche Schlesien war, dass er, Landwirt durch und durch, nur für die Landwirtschaft lebte und lebt, so sind damit seine Verdienste immer nur angedeutet. Bedeutsam ist sein Wahlspruch: „Durch Arbeit zum Wohlstande und zur Zufriedenheit.“

Im September 1882 zog sich derselbe nach fast fünfzigjähriger, segensreicher Wirksamkeit im nordwestlichen Schlesien nach Wien zurück, um dort den Rest seines Lebens in Ruhe zuzubringen.

In der unmittelbaren Nähe von Barzdorf befindet sich die landwirtschaftliche Landes-Mittelschule Ober-Hermsdorf, welche die Heranbildung von Zöglingen zu tüchtigen Bewirtschaftern des Mittel- und Großgrundbesitzes zum Zwecke hat.

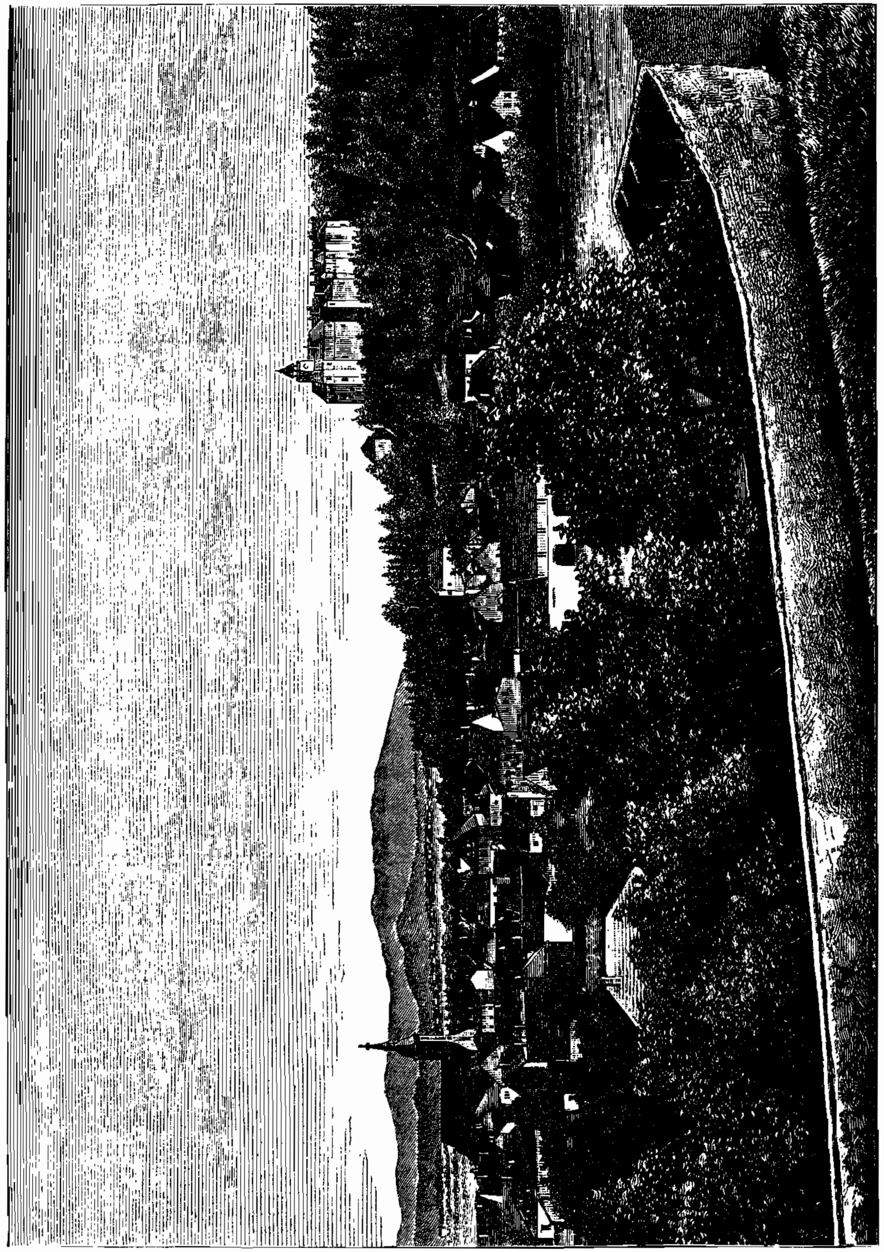
Auf einem Vorberge des Reichensteiner Gebirges erhebt sich das weithin sichtbare Residenzschloss J o h a n n e s b e r g. Drei Stockwerke hoch, nach Art mittelalterlicher Burgen winkelig erbaut, hat dasselbe drei Hofräume und eine große Anzahl unregelmäßig angelegter Zimmer und Säle. Am Fuße des Schlossberges gruppieren sich malerisch die Häuser und Straßen des kleinen Städtchens Jauernig, an welches sich das gleichnamige Dorf mit einer alterthümlichen Kirche anschließt.

Betrachten wir das Schloss sammt den sich anreihenden Bergen und Hügeln von einer jener kleinen Anhöhen aus, die gegen Nordost streichen, welch' herrlicher Anblick bietet sich uns dar! Von dieser Seite besehen, stellt das Gebirge ein imponierendes, nach Süden hin geschlossenes Amphitheater dar. Seine beiden Flügel stehen, wie mit absichtlicher Kunst gestaltet, fast in einer Geraden, die durch unseren Standpunkt läuft, einander gegenüber. Der eine greift in einem weiteren Bogen östlich bis über Zuckmantel hinaus, der westliche schließt in einer kürzeren Distanz bei Weißwasser ab. Im großen Gesichtsfeld zwischen diesen beiden Endpunkten erhebt sich die große Naturschaubühne in weitgedehnten, durch wellenförmig abwechselnde Erhöhungen und Vertiefungen mannigfaltig unterbrochenen Bergreihen.

Den Vordergrund rechts ziert, auf der Anhöhe gelegen, unser Schloss. Zu seinen Füßen gewähren langgereihte Dörfer mit ihren Getreidefeldern, Wiesen, Bächen, Gebüschen das wohlthuende Bild einer reizenden und sorgfältig bestellten Landschaft. Im Vordergrunde links stellen sich dem Auge mehrere kegelförmig gebildete, durch geringe Entfernung voneinander getrennte Berge dar, der eine mit einer Kirche, der andere mit einer Ruine romantisch geschmückt, die übrigen mit dunklen Wäldern gekrönt, zwischen welchen nackte Felsen durchblicken.

Von hier aus steigt nach Südost zu der immer dunkler werdende Hintergrund bis zu jenen Berggestalten, welche die Scheidewand an der mährischen Grenze aufthürmen. Die Höhe derselben ist um so täuschender, als sie keck und kühn wie Riesen mit ihren breiten Rücken aus der Tiefe sich hervordrängen, mit dem Scheitel zugleich die Wolken berühren, und in dieser überragenden und majestätischen Stellung ringsumher Ehrfurcht gebieten. An die festen Schultern dieser Bergriesen lehnen sich nach links gedrängte Nebenketten gegen Nordost hin, deren eine mit der schön geformten Kegelspitze, der Bischofskoppe, bei Zuckmantel endet. Im übrigen Raume des großartig anmuthigen Panoramas zeichnen sich noch besonders aus zwei durch Höhe und Gestalt ähnliche Bergrücken, der Falkenberg im Rothwasser- und der Hohenstein im Patschkauer-Forste, die als Seitenwände des Hauptbaues diesen vereinigen und befestigen helfen. Nach dem Gesagten wird die Behauptung begründet erscheinen, dass die Lage des Schlosses Johannesberg eine so malerische, so herrliche ist, wie sie in Schlesien und dem angrenzenden Mähren zum zweitenmale kaum noch anzutreffen ist. Um dies recht zu begreifen, müssen wir uns aber auch nach Norden wenden und als Vervollständigung zur Hochlandschaft das Auge über die fruchtbaren Niederungen der Neisse und ihrer Nebenwässer schweifen lassen. Blicken wir deshalb durch die Fenster des Schlosses, in jenen Gemächern, welche der Breslauer Kirchenfürst bewohnt. Von der luftigen Höhe herab bewundert man einen großen Theil Oberschlesiens. Wir sehen da in dämmeriger Ferne das feste Neisse, und in dem fruchtbaren Neisserlande aufwärts und dem Auge viel näher die Städte und Schlösser Frankenstein, Silberberg, Patschkau, Ottmachau, Weidenau, Reichenstein, Kamenz und über hundert Dörfer und kleinere Ortschaften.

Auf Schloss Johannesberg wurde der bekannte österreichische Dichter Josef Christian Freiherr von Zedlitz 1790 geboren, wo er auch seine frühesten Jugendjahre verlebte. Er widmete sich dem Militärdienste und focht bei Regensburg, Aspern und Wagram. Er starb am 10. März 1862. Zedlitz nimmt in der deutschen Nationalliteratur einen achtungswerten Platz ein. Seine Canzonenreihe „Todtenkränze,“ sein „Waldfräulein,“ sein „Soldatenbüchlein“ und mehrere Dramen sichern ihm den unsterblichen Namen. Zedlitz verherrlicht in vielen seiner Gedichte sein Österreich: „Die



Schloss Johannesberg.

Schlacht bei Custozza," „Curtatone," „der Feldcaplan," „der unbekannte Ritter." Von ihm stammt auch die Volkshymne: „Segen Österreichs hohem Sohne!" die bis zum Jahre 1854 mit entsprechenden Änderungen im ganzen Reiche aufrecht erhalten blieb.

Burg Johannesberg hatte durch ihre strategisch wichtige Lage schon frühzeitig eine große Bedeutung. Die Bischöfe von Breslau belehnten mit diesem Schlosse öfters ihnen ergebene Vasallen.

Während der Hussitenunruhen wurde die Burg zerstört. Nach mehr als einem halben Jahrhunderte vollendete den Wiederaufbau des zerstörten Schlosses, nachdem dessen Herstellung bereits unter Bischof Johannes Roth in Angriff genommen war, sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, Johannes Thurzo von Betlehem-Falva, und ließ, wie bereits erwähnt, aus herbeigeführten Trümmern der Burg Kaltenstein vor dem Schlosse das noch jetzt bestehende breite Plateau erbauen, dessen nächster Zweck wohl die Möglichkeit einer besseren Vertheidigung sein mochte. Nach seines Vorgängers, seinem eigenen und des Vorläufers Jesu Christi Namen gab er dem Schlosse, das, wie schon angedeutet, bisher Jauernig geheißen, den Namen Johannesberg.

Neben den Bischöfen, welche für die Geschichte Johannesbergs von Wichtigkeit sind, ist der Schlosshauptmann Thümbling von Löwenberg erwähnenswert, weil dessen Name durch die Volkssage mit dem Schlosse innigst verknüpft erscheint. Es liegen Urkunden aus dem Jahre 1660 – 1673 und 1676 und eine größere Anzahl anderer Documente von unanfechtbarer Echtheit vor, welche von dem wirklichen Rathe und Hauptmanne der Herrschaft Johannesberg und Friedeberg, Johann Thümbling Ritter von Löwenberg auf Nieder-Korkwitz und Nieder-Forst, ausgestellt sind. Zweifellos hat dieser Thümbling dem Volke den Kern für die in Schlesien wohlbekannte: „Timlings-Sage" abgegeben. Dass das Volk denselben als der Hölle verfallen sich denkt, dürfte seinen Grund darin haben, dass er als Schlosshauptmann seines Amtes mit eiserner Strenge waltete. So heißt es z. B. in einer vom Jahre 1682 zwischen dem bischöflichen Amte und dem Schulzen, den Geschworenen und dem Ausschusse des Dorfes Jauernig vereinbarten Ordnung: „Schulze und Rathleute sollen verpflichtet sein, die einzuhebenden Abgaben mit der höchsten Schärfe des Stockes und sonst mit anderen Zwingsmitteln einzufordern."

Die erwähnte Sage lautet: Unterhalb des Schlosses Johannesberg lag einst statt des jetzigen Städtchens ein schlichtes Dorf. Dort lebte ein armer Hirtenjunge, der mit seiner Lage keineswegs zufrieden war. Als er einst am nahen „Galgenberge" seine Herde weidete und das Schloss so stolz auf sich herabschauen sah, verwünschte er sein hartes Los und sehnte sich nach Reichthum und Unabhängigkeit. Da hörte er rauschende Tritte, blickte auf, und vor ihm stand ein grüner Jäger. Gideon Timling, so hieß der

Hirt, erhob sich, nahm seine Mütze ab und grüßte den Fremden mit dem üblichen: „Gelobt sei Jesus Christus." Der Jäger schoss bei diesen Worten giftige Blicke auf ihn, wurde aber dann freundlicher und brachte ihn nach und nach so weit, dass er ihm seine Seele verschrieb, wogegen jener sich verbindlich machte, ihn auf das Schloss zu bringen, und ihn wenigstens auf sieben Jahre zum Gebieter desselben zu machen. Timling musste den Vertrag mit seinem Blute unterschreiben, der Teufel, das war nämlich der Jäger, steckte denselben zu sich, sagte unserm Hirten noch, dass er sich des anderen Tages bei dem Schlossgärtner melden solle, und verschwand. Timling verfiel aber alsbald in einen tiefen Schlaf, in dem er bis zum Morgen des anderen Tages verharrte. Als er erwachte, that er, wie ihm geheißen war, und meldete sich beim Gärtner, der ihn zum Schlossherrn führte. Dieser, der Fürstbischof von Breslau, fand an ihm Gefallen, behielt ihn bei sich und machte ihn nach verhältnismäßig kurzer Zeit zum Castellan des Schlosses. Von nun war Timling ein ganz anderer Mensch. Um die Mahnungen an den Teufelspakt zu übertäuben, ergab er sich den aufregendsten Genüssen und stürzte sich in einen Strudel von Sünden und Lastern. So oft er sich diesem wüsten Leben zu entziehen suchte, schreckte ihn der Klang eines Glöckleins auf, das von unsichtbarer Hand im Schlossthurme aufgehangen war und mit dem Klagetone „Timling Timling" ihn an sein Schicksal erinnerte. Gar rasch waren die sieben Jahre abgelaufen, auf welche der Vertrag abgeschlossen war. Da klopfte es eines Abends spät unten im Dorfe bei einem Schmiede an: „Alter, mach auf!" rief eine rauhe Stimme, „es ist ein Reisender da, der Eile hat, du sollst sein Pferd beschlagen." Der Schmied that, was ihm befohlen ward. Als Bezahlung warf der Fremde ein Goldstück hin. Es fiel auf die Erde, der Schmied bückte sich nach demselben, bemerkte dabei an dem Fremden einen Pferdefuß und erkannte in ihm den Bösen. Erschrocken bekreuzte sich der fromme Meister, eilte zu seiner Frau und theilte ihr seine Befürchtungen mit. Diese lief ans Fenster und sah noch, wie der Reiter gegen das Schloss hinsprengte. Nun beteten beide inbrünstig für das Seelenheil des Castellans. Dieser saß eben in seinem Lehnstuhle und wollte, als der Teufel eintrat, nicht recht begreifen, dass die sieben Jahre schon um sein sollten. Doch wollte er sein Leben und seine Seele nur nach schwerem Kampfe opfern und wehrte sich verzweiflungsvoll. Fast hätte er den Teufel bezwungen, aber infolge der ungewöhnlichen Anstrengung verließ ihn sehr bald alle Kraft, so dass der Böse die Oberhand über ihn behielt. Er riss ihn zum Fenster hinaus und flog mit ihm durch die Lüfte dahin. Das Blut Timlings, welches an der Mauer kleben blieb, soll die rothen Flecken verursacht haben, die noch jetzt an der gegen die Stadt Jauernig gelegenen Seite des Schlosses sichtbar sind. Man erzählt, dass diese Flecken sich nicht wegwaschen lassen und, selbst übertüncht, wieder zum Vorschein kommen. Das Glöcklein, das der Teufel

hingehangen, hängt noch heute daselbst. Man glaubt, wenn es geläutet wird, ein wehmüthiges „Timling Timling" zu vernehmen.

Auch die an Drangsalen reiche Zeit des 30jährigen Krieges gieng an Johannesberg nicht spurlos vorüber. Wiederholt wurde von den Schweden der Versuch gemacht, das Schloss in Brand zu stecken; rechtzeitig jedoch verhinderten kaiserliche Truppen diesen Anschlag, und das Schloss blieb gerettet. Von Schlachten, Plünderungen u. a. haben sich im Munde des Volkes zahlreiche Sagen bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt.

Glänzende Tage sah Schloss Johannesberg zur Zeit, als während der schlesischen Kriege der Fürstbischof von Breslau Graf Schaffgotsch hier residierte. Ein Freund der Musik, verwandte er große Sorgfalt auf seine Kapelle und ließ in einem hohen, oval massiven Thurme, der hart an die Gebäude des Schlosses stößt, ein Theater einrichten. Als Vorsteher der Kapelle wurde der seinerzeit als Violinspieler beliebte und durch seine Opern und musikalischen Spässe und Schnurren bekannte Karl Ditters von Dittersdorf berufen. Zu Wien 1739 geboren, hatte er schon frühzeitig Spuren eines musikalischen Talentes gezeigt. Als ihn Schaffgotsch 1769 zu sich berief, hatte er sich bereits einen Namen in der musikalischen Welt gemacht. Der Bischof, der Dittersdorf anfangs auf 7 Monate engagiert hatte, wusste denselben dadurch an sich zu fesseln, dass er ihm den Posten eines Forstmeisters des diesseitigen Fürstenthums Neisse verlieh, und so finden wir Dittersdorf als Componisten auf Schloss Johannesberg thätig. Der italienische Dichter, Schlosspater Pintus, lieferte die Texte. Unter den andern Kammermusikern des Bischofs sind hervorzuheben: der berühmte Tonkünstler Wenzel Müller, der gesuchte Concertmeister auf der Violine, Franz Götz, der virtuose Bassist, Anton Batka, der vortreffliche Oboist, Josef Czervenka, der vornehme Tenorist und Fagottist Wenzel Batka. Nach dem am 5. Jänner 1795 auf Schloss Johannesberg erfolgten Tode des Bischofs verfiel Kapelle und Theater gänzlich, obschon Dittersdorfs Wirken bei Jauernigs Bewohnern in Bezug auf Sinn und Geschmack für Musik bis auf den heutigen Tag von nachhaltigem Einflusse geblieben ist. Der Vorgänger des gegenwärtigen Fürstbischofs, Heinrich Förster, ist der Erbauer der imposanten Kirche in dem Dorfe Krautenwalde bei Jauernig. Südöstlich von dem letzteren Orte liegt die Burgruine Reichenstein in einer lieblichen Landschaft, die der kleine Krebsbach durchfließt. Auf einem 464 *m* hohen Felsen ragen die letzten Reste dieser Burg zum Himmel empor, gleich riesigen Wächtern das Thal beherrschend. Ein kennbarer Wallgraben bezeichnet den einstigen Umfang der Burg, deren massive Festigkeit und hohes Alter das erhaltene Gemäuer noch bezeugt.

Der äußerste Punkt des Landes im Nordwesten ist Weißwasser. Im gleichnamigen Dorfe befindet sich das Schloss der Erben der Prinzessin Marianne der Niederlande, die im Vorjahre viel zu früh starb. Im Jahre

1779 war das Schloss im Besitze des Grafen Salm. Damals kam Josef II., der unvergessliche Sohn der Kaiserin Maria Theresia, nach Schlesien, um die Grenze zwischen dem österreichischen und dem preußischen Schlesien in



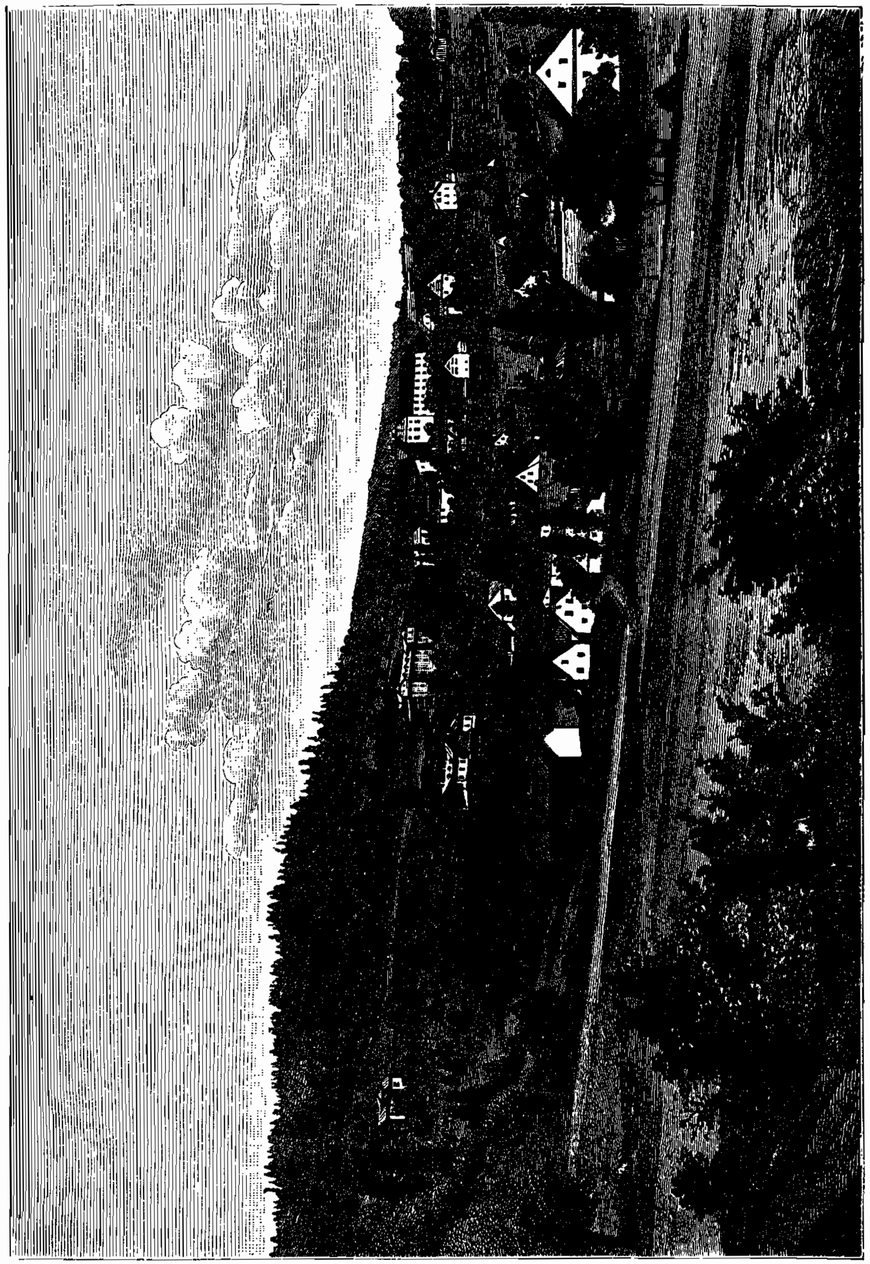
Kaiser Josef II.

Augenschein zu nehmen. Es war am 29. August, da kehrte der Kaiser bei dem genannten Grafen ein und betrachtete an einer Stelle ganz in der Nähe des Schlosses unser schönes Heimatland und das angrenzende Preußisch-

Schlesien, welches ehedem auch zu Österreich gehörte. Zum Andenken an die Anwesenheit des edlen Monarchen wurde an dieser Stelle die sogenannte Kaisersäule errichtet. Sie trägt folgende Inschrift: „Anno 1779 sind Ihre k. k. Apostolische Majestät Josephus II. im Gefolge des Herrn General von Braun, des hochfürstlichen Bischofs beim Begehen der Landesgrenze in Allerhöchster Person von Johannesberg nach Weißwasser glücklich angekommen und haben sich allhier in Betrachtung der Aussicht eine halbe Stunde aufgehalten.“ Im Jahre 1879 wurde das Denkzeichen, welches durch die Jahre sehr gelitten, durch die genannte Prinzessin Marianne neu hergestellt und am 31. August desselben Jahres feierlich enthüllt.

Bei Weißwasser tritt der Fichtlichkamm oder das Reichensteiner Gebirge in das Land ein. Er bildet fast fortwährend auf seiner Wasserscheide die politische Grenze gegen das Glatzer Gebiet und hat eine mittlere Kammhöhe von 667 *m*. Eine Reihe dominierender, meist dichtbewaldeter Kuppen, erhebt sich über dieselbe, wie der Krautenwalder Berg, der Rösslberg (849 *m*), der Hutberg (809 *m*), der Flößenberg (946 *m*), der Fichtlich (1109 *m*) und der große Keilberg (984 *m*) nördlich von Ramsau. Gegen Südwesten nach Preußen zu fällt das Gebirge sehr steil gegen den Bialafluss ab, gegen Nordost hingegen nach unserem Schlesien hin sendet es eine große Anzahl paralleler Querrücken aus, die allmählich in ein Flachland von 260—280 *m* Seehöhe abfallen, wo sie nur noch einige wenige Kuppen bilden. Vom Fichtlich läuft ein Querrücken aus, der sich in nordwestlicher Richtung bis über die preußische Grenze fortsetzt. Dieser Rücken, die Löwennesselkuppe genannt, wird im Westen von dem Schlippe-Weidenbach-, im Osten vom Staritz- und Bielathale eingeschlossen. In der Nähe des Hauptkammes hat dieser Rücken in der Löwenkuppe (1040 *m*) und in dem Fichtenstein (794 *m*), nördlich von Nieder-Lindewiese, seine höchsten Erhebungen aufzuweisen.

Östlich vom letztgenannten Berge senkt er sich zu einem Sattel von 667 *m* Seehöhe herab, aus welchem er sich jedoch in der Hirschbadekuppe und in dem Falkenberg zu Kuppen erhebt, die selbst die höchsten Punkte des Hauptrückens überragen. Der Falkenberg, oder wie er auch heißt, die Nesselkuppe, überschaut mit ihrem hohen Scheitel, der sich zu 964 *m* erhebt, das anmuthige Thal bei Gräfenberg und gewährt zugleich eine prachtvolle Aussicht über unsere schlesischen Berge. Der Schwarzberg (814 *m*), östlich von der Nesselkuppe, der Hemmberg, nordwestlich von Sandhübel (731 *m*), und der Venusberg, südlich von Groß-Kunzendorf, bezeichnen die allmähliche Verflachung des stattlichen Zuges. Der Rücken ist dicht bewaldet und fällt im Süd und Südost gegen die Staritz und Biela steil ab, nur an einer Stelle bei Freiwaldau einen kurzen Rücken nach Südost sendend, in dessen Sattel der Curort Gräfenberg liegt, im Mittelpunkte eines schlesischen Paradieses auf einem Berge am Ufer eines silberhell dahin sich schlängelnden



Gräfenberg.

Gebirgsbächleins. Hier sind Wald und Thal, Hügel und Berg, die frische Krystallperle und der reinste Äther, das freundliche Dörfchen und die rührigste Industrie eines freundlichen Städtchens eine Vermählung eingegangen, die sich wohl kaum noch wiederfindet. Hier ließ selbst der Chinese seine Leiden und verkündete einem fernen Welttheil das Lob des herrlichen Gräfenberg.

Der Schöpfer dieser Kaltwasserheilanstalt und der Hydropathik überhaupt, ist unser Landmann Vincenz Prießnitz, den wir unter die hervorragendsten Schlesier rechnen.

Zufall war es, der den genialen Mann die Heilkraft des Wassers erkennen ließ. In seinem 18. Lebensjahre nämlich stürzte er vom Wagen und brach einige Rippen. Es bildete sich in den Brustorganen ein entzündliches Leiden; alle ärztliche Hilfe schien zu versagen, und Prießnitz suchte sich selbst zu helfen. Er strebte, seinem Körper eine solche Lage zu geben, dass die leidende Seite frei war, und brachte es durch Ausdauer dahin, dass die Knochen wieder ihre normale Lage einnahmen. Die Entzündung eines Lungenorganes wurde durch stets erneuertes Auflegen feuchtkalter Compressen und durch den Genuss frischen Quellwassers beseitigt. So wurde er bald wieder hergestellt. Mit seinem regen Scharfsinne das Erkannte benützend, wandte der junge Landwirt das kalte Wasser bei verschiedenen Krankheiten der Thiere, später auch der Menschen an, und sehr bald erregten die glücklichen Curen die allgemeine Aufmerksamkeit. Bald wurde Gräfenberg einer der besuchtesten Badeorte der Monarchie. Die einfache Colonie auf dem Gräfenberge vermochte kaum die Gäste zu fassen, welche alljährlich hier zusammenströmten. Schon im Jahre 1839 besuchten 900 Gäste den Gräfenberg. Die Zahl der Besucher stieg rapid. Der Gräfenberg hat bis heute seinen Ruf bewahrt. Das mit allem Comfort ausgestattete Bad lockt alljährlich hunderte von Menschen dahin.

In der Umgebung von Gräfenberg findet man allenthalben Zeichen des Andenkens und der Verehrung, dem todten Naturarzte gewidmet. So wurde ihm unweit der Colonie ein kleines, gothisch gehaltenes Mausoleum erbaut. An dem Koppenwege erhebt sich ein von dankbaren Magyaren errichtetes Denkmal, ein Werk Schwanthalers.

Außer einem „böhmischen" Monumente gibt es auch ein „preußisches." Eine hochgelegene, durch einen Obelisk gezierte Waldquelle heißt die „Prießnitzquelle;" noch höher im Walde liegen die Vincenzquelle, die steirische, finnische und andere Quellen.

Im Herabsteigen vom Gräfenberge schauen wir noch die übrigen Häuser der Colonie, die alle sehr malerisch gelegen sind. Eine Fahrstraße führt uns in das eine Viertelstunde entfernte Freiwaldau.

Die Stadt umschirmen, gleich hohen Mauern, Berge. Freiwaldau erzeugt schlesische Leinwand in ausgezeichneter Qualität. Die schwere Weißgarn-, Stuhl- und appretierte Leinwand kommt auf den Weltmarkt und

findet ein reichliches Absatzgebiet in Italien, Russland, in der Türkei und in Amerika. Der Gesammtwert der erzeugten Ware beträgt über eine Million. Die bedeutendste Firma ist Regenhart und Raymann. Die vielen ausgedehnten Bleichen um die Stadt, die wir übrigens auch in anderen Orten Schlesiens häufig antreffen, geben der Gegend ein eigenthümliches Bild. Wer hat jemals das heitere Bild vergessen, das dem beobachtenden Wanderer sich darbietet, wenn er den Kamm des Gebirges erstiegen hat, und bei



Vincenz Prießnitz.

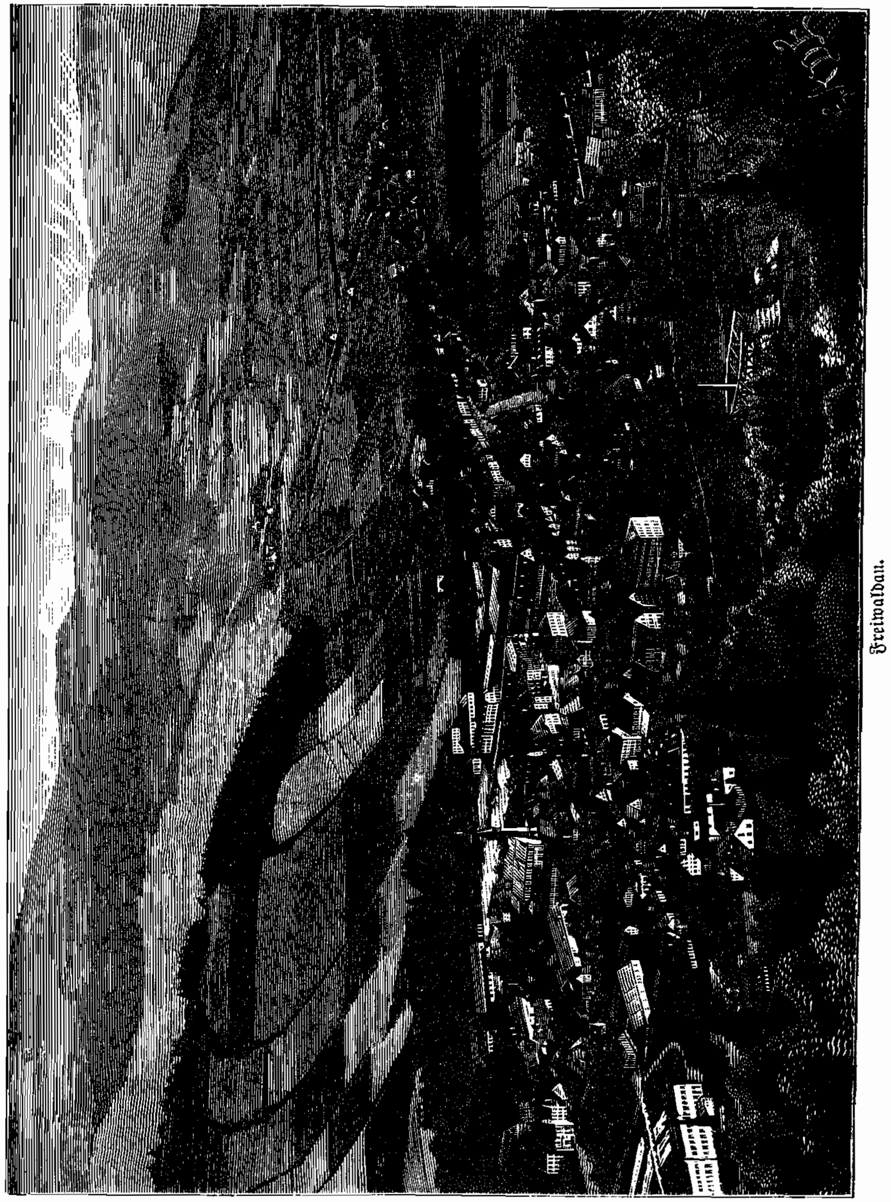
herrlicher Morgenbeleuchtung das liebliche Thal unter sich gewahrt! Glatte Straßen schlängeln sich durch den thaufrischen Wald, während der erste glänzende Sonnenblick durch den Nebel hindurchzittert. Überall Spuren der regsten Industrie. Wohl erheben sich auch hier einige der Rauchfänge vor ihren Mitgenossen, allein immer noch bescheiden genug, um diese nicht durch massige, tiefschwarze Rauchsäulen zu verdunkeln. Es sind Bleichen mit

all ihrem heiteren, luftigen Äußern. Schwindet der Schnee von den Koppen und Wänden dahin, dann überzieht der Frühling durch die fleißige Hand des Menschen die frischen Thäler an den krystallenen Wässern mit dem Schnee des Linnen. Wie herrlich kleiden die natürlichen und die künstlichen Gegensätze die Gegend!

Das gebleichte Garn wird theils zu Zwirn verarbeitet, theils durch die Hand oder durch die Maschine gewoben. Die Handweberei hat in unserem Ländchen wohl noch sehr viele Anhänger; sie wird, allenthalben in gewaltigem Umfang betrieben, wiewohl die Maschinenweberei sie überbietet, wenn auch nicht an Dauerhaftigkeit, so doch an Sauberkeit und billigerer Berechnung der Production. Sich und seine Familie auch nur kümmerlich zu ernähren, namentlich aber mit der Steuer nicht im Rückstande zu bleiben — und Schlesien hat, Dank der Tüchtigkeit seiner Bewohner, keine Steuerrückstände — das ist der arme Weber nur dann imstande, wenn er sich der ausdauerndsten Arbeit unterzieht. In jedem Hause vernimmst du das einförmige, schrille Tiktak des Schiffleins, und es verstummt oft die ganze Nacht hindurch nicht. Zu jeder Nachtstunde kannst du die Fenster der fleißigsten der Handwerker erleuchtet finden.

Freiwaldau selbst ist ein nettes freundliches, Städtchen. Interessant ist das alte, große, sonst ganz einfache Schloss. Es ist ein nach einer Seite offenes Viereck und gehört in seiner heutigen Gestalt wohl dem 15. Jahrhunderte an. Die Feste Freiwaldau nahm Urban Stoß 1478 vom Bischof Rudolf von Breslau zu Lehen. Da derselbe ohne männliche Erben starb, verlieh der Bischof Schloss und Städtchen Freiwaldau dem Balthasar Motczelnic. Die Jagd auf Hochwild und die Berggerechtigkeit behielt sich der Bischof vor.

In der unmittelbaren Nähe von Freiwaldau liegt, von der Staritz bewässert, Nieder-Lindewiese mit Schroths bekannter Hungercuranstalt. Die Berge sind bis zu einer beträchtlichen Höhe bebaut und die einzelnen Felder durch gerade, parallel laufende Fußwege markiert. Die Wiesengründe durchschneiden Streifen weißer Leinen, und über ihnen weiden kleinere Viehherden unter den jubelnden Wettgesängen munterer Knaben und Mädchen. Hinter ihnen erheben sich im Süden düster und ernst der Hochschar, im Westen der Wiesen- und Bogenberg, im Norden der Kalkberg und der Fichtenstein, welche mächtige Kalklager und Brüche von weißem, grauem und blaugeädertem Marmor bergen. Die Einwohner leben vom Feldbau, von der Verfertigung und dem Verschleiße hölzerner Geräthschaften, Zündschwämme ꝛc. In dem bekannten Liede „Der Lindewiesner Holzwarenhändler“ sind die Erzeugnisse der Hausindustrie aufgezählt. Es lautet:



Freiwaldau.

Trallaloo trallaloo,
Nu bin ich amool doo.
Trallaloo trallaloo,
Etz kääft m'r åch wås åå.
Asu wolfl hoots ich noch niimand gaan,
Asu fiil ir aa hått Nååtw'rmånne g'saan.
Wänn andre wåås em'n Biima håån,
Waar ichs ganz sech'rem zwee Gräschla loon.
Schiine Wåååre hää ich fiil,
Wii ichs 'etz unszeela will:
Melchzappla, Fai'rnappla,
Quarkquätscha, Pott'rplätscha,
Wert'l, Mätzafert'l,
Jiw'rrecke, Rockaschtäcke,
Schlääfla, Aåwääsa,
Kloppschleegh'l, Draschfleegh'l
Schläppprächa, Flaxbrächa
Häämulda, Aädakolwa
Wåff'rkånna, Äibriitonna
Meessla, Matza, Mestplatscha,
Wäänschm'rmästa, Wätzmästa,
Salzmästa d' all'rbästa,
Kookläff'l, Säänzagreff'l,
Bruutschossa, Lätt'rschprossa,
Keerwesche, Nächaschpesse,
Worfschaufan, Zuuw'rtaufan,
Knaatschait'r, Säänzarait'r
Hookaschtaalza, Ack'rwalza,
Bend'kneew'l, Fliighaweed'l,
Hächan, Flaxreffan,
Fai'rschwämme, Faad'potzkämme,
Nächne Tricht'r, Schwaaf'llichter
Schpäächa, Rächa,
Lächsa, Läästa,
Schpella, Tella, Falcha,
Polf'rholz an all's mitsamma
Watt'r bäss'r nernt b'komma.

Wir haben das westliche Schlesien seiner ganzen Ausdehnung nach durchwandert, und es erübrigt uns nur noch der Bevölkerung zu gedenken, die in diesem uns entgegentritt.

Die geographische und ethnographische Lage Schlesiens, die eine gewisse Abgeschlossenheit für die Bewohner des Oppaländchens zur Folge hatte, rettete diesen in mancherlei Hinsicht eine nicht unbedeutende Menge von Eigenthümlichkeiten des Charakters, und es hat sich, obschon die deutsche Bevölkerung Schlesiens aus mehreren deutschen Stämmen zusammengewürfelt ist, mit der allmählichen Verschmelzung dieser Elemente ein eigenthümlich schlesischer Provinzialgeist herausgebildet. Gibt ja doch schon der Dialect in der ihm eigenen Färbung eine solide Grundlage für diesen specifisch schlesischen Volkscharakter ab. Auch ist der Schlesier sich bewusst, wofür er im Laufe der Zeiten gerungen, gekämpft, und was er sich erkämpft hat.

Es ist ein schönes Besitzthum, ein reizendes Land, dem er nun mit hoher Liebe anhängt, und dessen er sich rühmen darf. Im Norden und Süden erkennt er sich gern wieder im Vereine seiner Landsleute, und die Achtung vor seiner Tüchtigkeit ist ihm noch nie versagt, stets ist dieselbe anerkannt worden.

Eine segensreiche Rolle im deutschen Leben hat er in dieser Beziehung übernommen, so dass sein Charakter, seine Sitten, seine Lebensanschauung sich zu einem Vermittler nord- und süddeutschen Wesens eignen. Weder überwuchert der Verstand das Gefühl, noch umgekehrt, sondern es vereinigen sich beide in ihm harmonischer, als in irgend einem Bruchtheile des deutschen Volkes.

Die Verhältnisse, unter denen er lebt und strebt, haben ihm ein gewisses Mittel dieser Extreme gegeben. Und er braucht in der That diese

Eigenschaften in dem Maße, als er sie erhalten: Verstand und Ausdauer sowohl, um die Hindernisse, die sich seinem Fortkommen entgegenstemmen, zu überwinden und zum Schmiede eines minder harten Geschickes zu machen, als auch ein gewisses Sichselbstvergessen, um das zu verschmerzen, was sein männlicher Lebensmuth, seine Thätigkeit als ein unerreichbares Ziel vor sich lassen müsste. Er weiß die kleinsten Vortheile, welche ihm einen Erwerb versprechen, zu benützen und nützt sie so aus, dass er sein tägliches Brot erwirbt. Er thürmt mächtige Steinhalden in langen Streifen auf, die die Grenze zwischen seinem und seines Nachbars Besitzthum bilden. Viele Generationen haben angestrengt gearbeitet, um das Ackerland von Steinen klar zu machen. Er erreichte sein Ziel dem unfruchtbaren Boden gegenüber durch zähe Ausdauer. Was ein Menschenleben nicht zu erzwecken vermochte, das schaffen eben Generationen. Die ganze Familie arbeitet rüstig. Der Feierabend führt oft ins Wirtshaus. Es wäre auch gar zu hart, den ganzen Tag, wie ihn Gott geschaffen, mit Aufgebot der ganzen physischen Kraft zu arbeiten, und dann sich nicht, wenn die letzten Töne der Abendglocke an den Bergwänden verhallen, eine heitere Stunde zu gönnen. Lustig geht's zu im Dorfwirtshaus an Sonn- und Feiertagen, am Hochzeitsfest und an der Kirmes. In ihrem besten Kleide wandern die jungen Bursche am Arme ihrer Herzenstrauten dahin. Ein stattlicher, kräftiger Bursche, der flink ist im Tanz, beredt von Wort, dessen starker Arm auch nöthigenfalls „Ordnung" machen kann, führt an solchen Tagen den Reigen und bildet das Centrum für die ihn umkreisenden Kräfte. Ohne weiters aber darf nicht jeder am Tanze theilnehmen, die Berechtigung dazu muss erkauft sein. Das gilt insbesondere von dem jüngeren männlichen Personale, von den sogenannten „Halbschädeln," jungen Leuten im Alter von 15—17 Jahren. Auch hat der junge Mann, solange er den Titel „Pferdejunge" führt, kein Recht, den Tanzboden zu besuchen. Aber auch, wenn er Knecht geworden, darf er dies nicht so gerade hin, sondern er muss sich früher „einkaufen," d. h. er muss seinen älteren Collegen einen guten Trunk zum besten geben. Der junge Bauernsohn erlangt den Zutritt gewöhnlich früher, aber das Einkaufen wird ihm schwer erlassen.

Bald findet sich nun der Musikchor, welcher über eine Bassgeige, einige Trompeten, ein Bombardon (Pumperton), eine Clarinette und, wenn's hoch geht, über eine Violine verfügt. Große Virtuosen sind sie nicht, diese Musikanten, aber Leute, die mit vollen Backen blasen.

Straußsche Compositionen sind ihnen fremd, dagegen kennen sie den ungefähren Takt der Tänze, und das ist die Hauptsache. Diesen streng beobachtend, knüpfen sie ihre Variationen daran, denen wohl eine uralte Walzercomposition zugrunde liegen mag. Die Production leidet an großer Einförmigkeit und argen Misstönen. Der Vortänzer wiegt sich einige Augenblicke nach dem ersten Krähen der Instrumente am Arme seiner

Schönen; bald entwickelt sich das taktmäßige Gestampf des Tanzes nach allen Seiten. Wirbelnder Staub bedeckt nun das Bild und sein ganzes Durcheinander. Die „Hühnerscharre,“ der „Schimmelreiter,“ und andere eigenthümliche Tänze finden da ihre Liebhaber. Wer den Musikanten das höchste Geldstück hinwirft, dessen Geschmack sind sie gern bereit zu gefallen.

Der Bewohner des Oppalandes ist ein Freund des Familienlebens. Das Familienleben ist der Halt, der ihn bei schwierigem Broterwerb stützt und ermuntert, er ist der Grundstock seiner Tugenden. Ein reger Trieb zu geistiger Ausbildung ist allenthalben vorhanden. Schon aus dem ruhigen, mitunter grübelnden Wesen des Volkes kann das begriffen werden.

Trotz dieses Wissenstriebes einerseits und des regen Sinnes für wahre Religion und reine Frömmigkeit andererseits, sind unsere Landsleute von einem starken Hange zum Aberglauben nicht frei zu sprechen. Der „Popanz“ ist ihnen sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen und wirft ihren sonst kräftigen Verstand hin und her. Sie wollen sich seiner, man sieht es, auch nicht gerne entledigen, er ist ihnen noch immer lieb und theuer. Wäre doch noch manches Dorf zu nennen, in dem es eine leibhaftige Hexe gibt, die noch immer mit dem Besen zum Schornstein hinausfährt, einen bösen Blick hat, die Kühe verhext und des Nachts als Alp drückt. Darum erhält sie auch das rathschaffende Kleinbrot noch häufig. Sie ist aber die alte Frau mit den roth entzündeten Augen, gemieden wie der Tod. Vielfach noch zieht man sympathetische Mittel, deren Anwendung nicht recht in unser Jahrhundert gehört, den Rathschlägen des Arztes vor. Da gebraucht man gegen Kopfschmerzen einen aufgelegten Frosch, gegen Blutsturz eine gedörrte Kröte, die in den Handteller gebunden wird. Feuermänner und Gespenster spuken noch überall, und der „Kreuzweg“ oder „Stillstand“ ist noch immer ein Ort des Entsetzens. Lange Winterabende werden dazu verwendet, Gespensterabenteuer, die der oder jener bestanden, sein Vater oder Urgroßvater erlebt haben soll, durchzusprechen, um so das angenehme Gefühl des „Gruselns“ zu genießen. Im allgemeinen ist der Gebirgsbewohner gutmüthig. Wenn diese Eigenschaft nirgends durchschlagen würde, müsste die Art des Tonfalles im Satze beim Sprechen dies kennzeichnen. Wer die Gebirgsthäler durchwandert und an die Bewohner der Ortschaften einige Worte gerichtet hat, der wird die Gutmüthigkeit an ihren Antworten bemerkt haben, die den an die kühle Sprache des feiner gebildeten Städters Gewohnten auffällig berührt. Es liegt für den Fremden in der That eine gewisse Überfreundlichkeit darin, von der wir aber glauben, dass sie den Bewohnern des Oppalandes zur Zierde gereicht. Ihre Sprache kennzeichnet ein gewisses bittendes Singen, das klagetonähnlich an unser Ohr schlägt, unser Herz gefangen nehmen will.

Den Trägern dieser Sprechweise müssen wir Empfänglichkeit für Mitleid, Zuvorkommenheit, Redlichkeit, hauptsächlich tiefes Gefühl zuerkennen.

Dieser Gutmüthigkeit und diesem reichen Gemüthsleben entspricht auch die Geneigtheit des Schlesiers zu Ruhe und Frieden. Ruhe und Frieden will er in seinem Hause, Ruhe und Frieden gönnt er auch den Genossen, und in seinem treuen und offenen Sinn nimmt sich unser Bauer gegenüber dem schadenfrohen und schadenstiftenden, streitsüchtigen Wesen so manches anderen Bauern recht vortheilhaft aus.

Doch geht diese Friedensliebe nicht weiter als sein stark ausgeprägter Rechtssinn es gestattet; denn von seinem bestrittenen Rechte kann unser Landsmann nach seiner Eigenart kein Haarbreit ablassen und ist entschlossen, lieber Hab und Gut zu opfern, als Unrecht für Recht gelten zu lassen. Eine gerechte und objective Beurtheilung lässt er jederzeit auch seinen Gegnern widerfahren, unbekümmert um Klopstocks Wort:

„Sei nicht allzugerecht!
Sie denken nicht edel genug zu sehn, wie schön dein Fehler ist.“

---

8. Das Ostrawitzathal und die Lyssahora.

(Geologisches Bild. — Der Zug der Lyssahora. — Friedek. — Polnisch-Ostrau. — Hruschau.)

„Fern zu der Beskidenkette,
Zu der Lyssahora Höhen,
Schweift mein Auge oft mit Sehnsucht,
Jener Bergwelt Reich zu sehen.“

Von den Quellen der Bečwa bis gegen den Jablunka-Pass hin erstreckt sich in beinahe westöstlicher Richtung jener Theil des Hauptrückens der Beskiden, wo die Ostrawitza an den nördlichen Gehängen ihre Quellbäche sammelt. Von diesem Hauptrücken der Beskiden, der zugleich die Landesgrenze gegen Ungarn bezeichnet, zweigen längere Querrücken gegen Nordwesten hin ab, Querrücken, die den Hauptzug überragen. — Wenn auch die Landschaft dieser Berge nicht großartig genannt werden kann, so ist die Wirkung des Gesammtbildes dennoch bedeutend. Die Erhebungen steigen bis 1300 *m* empor. Malerisch, oft unregelmäßig angeordnete Berge berühren sich in steil aufsteigenden, breiten Verbindungsrücken, einsame Thalkessel im Amphitheater einrahmend. Düstere, wohlgepflegte Fichtenwälder geben der Scenerie etwas Ernstes, das nur von Gebirgswiesen und den dürftigen Hafer- und Kartoffelfeldern, zerstreut in das Waldesgrün gebetteten Bauernhütten unterbrochen wird. Die Form der Berge ist zumeist sanft abgerundet, steile und scharf abbiegende Linien sind selten. Der Tourist

wird reichlich für seine Mühen gelohnt, wenn er über diese Gipfel und Rücken den wenig betretenen Fußpfad nimmt. Bald schreitet er über weiche von kurzem Grase bedeckte Matten, bald werfen einzelnstehende, knorrige, Buchen ihre Schatten über seinen Weg, und nicht selten muss er über gestürzte Baumriesen oder mächtige Sandsteinblöcke passieren. Gewaltige Felspartien werden übrigens in diesen Bergen vermisst, das nackte Gestein tritt zumeist nur dort zu Tage, wo es die Wirkung des tosenden, weitschäumenden Gebirgswassers ausgesetzt ist.

Im Folgenden einige Andeutungen über Aufbau und Beschaffenheit dieser Gebirgsmassen. Die Beskiden umfassen nur ein kleines, mäßig hohes Gebiet in dem nördlichsten Zuge des weiten Karpatenbogens. Diese Beskiden bauten sich, nach der Zusammensetzung ihrer Gesteinsmassen zu schließen, in dem ausgehenden Mittelalter der Bildung einer festen Erdkruste auf, sie gehören zur Kreideformation, an ihren Rändern zu noch jüngeren Bildungen.*) Von den Gesteinen dieser Kreideformation herrschen im Ostrawitza-Quellengebiete die Karpaten-Sandsteine vor, aber auch der Teschner Schiefer, der Teschner Sandstein gehören hierher.

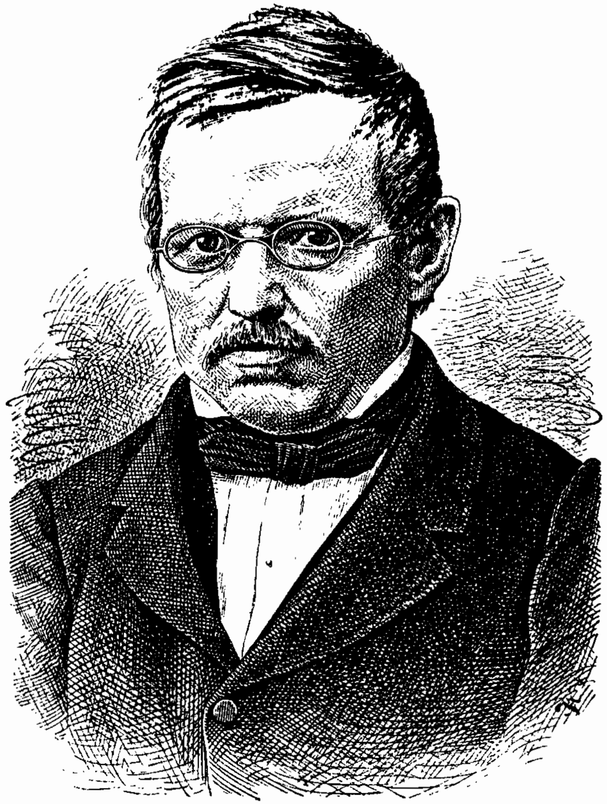
Die Wissenschaft hat es versucht, aus der Lagerung der Gesteinsschichten, aus den darin gefundenen thierischen und pflanzlichen Überresten, die dem Geologen die geschriebenen Urkunden ersetzen und ihn leiten, ein Bild des Werdens und Entstehens der Gebirgsformationen zu entwerfen.

Im ausgehenden Mittelalter der Schichtung der Erdrinde (in den mesozoïschen Perioden) flutete ein unwirtliches Meer über die Gegenden, die wir jetzt als Berg- und Hügelgebiet der Ostrawitza kennen. Südwestlich von Teschen, wo sich jetzt der geologisch interessante Grodischter Berg erhebt, führte irgendeine, von Norden kommende Strömung immense Sandmassen in das Karpatenmeer ein und schüttete den genannten Berg auf.

Erst gegen Ende des Mittelalters und in der beginnenden Neuzeit der Erde wurden diese Teschner Gebiete so hoch gehoben, dass die Beskiden aus den Meeresfluten emporwuchsen; an der ungarischen Grenze aber bespülte noch das Meer die jungen Küsten. Diese Berge zeigen sich heute fast ausschließlich aus Godula-Sandstein aufgeschichtet, so auch die höchste Erhebung, die Lyssahora. Besonders schön erkennt man diese Formation in den Sandsteinbrüchen des Berges Godula, wo man ungeheure, feinkörnige Sandsteinplatten blattartig übereinander geschichtet sehen kann, die Platten nur wenige *cm* stark. Aber in dem vierten Zeitalter, in der Neuzeit (während der känozoïschen Perioden oder während der tertiären Formation), fand eine furchtbare Zerstörung am Fuße der Sudeten und im Steinkohlengebirge zwischen Mähr.-Ostrau und Karwin statt. Die neptunischen Kräfte der Wässer

*) Die Geologen unterscheiden: 1. Die Urzeit der Erde. 2. Das Alterthum der Erde. 3. Das Mittelalter der Erde. 4. Die Neuzeit der Erde und 5. Die Jetztzeit der Erde, die Zeit seit dem ersten Auftreten des Menschen.

vereinten sich mit den plutonischen Kräften, die geheimnisvoll im Innern der Erde thätig sind, und streuten die losgelösten zahllosen Trümmer von Steinkohlen in dem Karpatenmeere durch Schlesien, Mähren, Westgalizien und Nordungarn massenhaft aus und lagerten sie in Becken ab. Das nördliche Teschner Land sank wieder unter das Meeresniveau, das Meer drang durch die Gebirgskluft bei Jablunkau von Süden her in diese



Ludwig Hohenegger.

Niederung ein, seine Fluten erreichten auch die Küsten der Sudeten. Zur Zeit der ausgehenden Eocän-Formation*) wieder wurden die von den Fluten abgelagerten Kreidegesteine der vorangegangenen Formation und die

*) Das 4. Zeitalter (die Neuzeit) der Erde wird wieder eingetheilt: 1. in die Eocän- oder ältere Tertiär-Formation, 2. in die spätere Zeit der Neogen-Formationen oder jüngere Tertiär-Formation.

Niederschläge der Eocän-Bildungen gehoben, das Meer schwand bis auf die Meeresstraße, welche Sudeten und Karpathen (im heutigen oberen Odergebiete) schied. Die Tegel- und Gipsablagerung um Troppau, die Salze in Westgalizien gehören diesem Zeitalter an. Mit der ausgehenden Tertiärperiode endlich war das Land in der Hauptsache in den heutigen Umrissen gebildet.

Es ist das hohe Verdienst des Directors der erzherzoglich Albrecht'schen Berg- und Hüttenwerke in Schlesien und in Galizien, Ludwig Hohenegger (gest. 1864), diese Verhältnisse zuerst klargelegt und erklärt zu haben. Hoheneggers Thätigkeit ist auch in volkswirtschaftlicher Beziehung bedeutungsvoll; denn er hat in Ostschlesien zuerst viele der besten Fundstätten für Eisenerz und Kohle an der Hand der Wissenschaft bezeichnet und erschließen lassen. Wenn oben von furchtbaren Zerstörungen in den besprochenen Gebieten durch Kräfte aus dem Erdinnern im allgemeinen die Rede war, so möchten wir hiermit noch auf die deutlichen Spuren vulcanischer Thätigkeit bei Ostrau hinweisen, wofür uns die Basalt-Tuffe daselbst, der jüngeren Tertiär-Periode angehörend, ein deutliches Zeugnis geben; auch wurde in der Ostrauer Gegend der Meeresgrund in jenen Zeitläuften weithin von Napillis bedeckt, das ist von vulcanischen Bomben in Birnen- und Citronengestalt.*)

Ebenso machten heftige Eruptionen in der Teschner Gegend das Hügelland am Nordfuße der Beskiden in der Kreidezeit zu einem Schauplatze zahlreicher Schichtenstörungen; sie trieben den Teschenit, ein dunkles, auf frischer Bruchfläche dunkelgrün glänzendes Eruptivgestein, in zahlreichen Stöcken und Gängen an den Tag; interessante Fundorte haben wir nördlich bei Teschen in Boguschowitz.

Wir fragen uns noch, welche bezeichnenden Thier- und Pflanzenreste, aus denen sich am leichtesten das Zeitalter der betreffenden Ablagerungen, in denen sie eingebettet sind, erkennen lässt, welche von solchen Resten, (abgesehen von der viel älteren Kohle) in dem Ostrawitza-Gebiete gefunden werden. Charakteristisch für die Ablagerungen aus der jüngeren Kreidezeit sind in der marinen Fauna die stabförmigen Schalen der Baculiten,**) welche in den Ufergehängen bei Friedek zahlreich auftreten. Von Landthieren aus der jüngeren Tertiärzeit hat man nur Spuren des riesenhaften, elephantenartigen Mastodon erkennen können, das im sumpfreichen Mitteleuropa, genährt aus tropischer Flora, sich umhertrieb. Aus dem fünften Zeitalter, in den quartären Formationen, das ist aus der Zeit der Anschwemmung, finden wir in den besprochenen Gebieten Reste des Mammut, eines

*) So gestaltete Schlacken und Gesteinsfragmente werden bei vulcanischen Ausbrüchen weithin emporgeschleudert.

**) Die Baculiten sind vorweltliche, kopfbesitzende Weichthiere mit geradem Gehäuse, verwandt mit den Ammoniten, welche ein spiraliges, flaches Gehäuse bewohnten

vorsintflutlichen Elephanten mit nach aufwärts gekrümmten Stoßzähnen, aus noch jüngerer Zeit Spuren von einem Rhinoceros. Sie weideten in den von üppiger Vegetation erfüllten Thälern der Weichsel, Olsa, Ostrawitza und Oder. Die unteren älteren Schichtungen aus diesem Zeitalter haben den Namen nach jenen Überflutungen, welche mit dem „Diluvium" bezeichnet werden. Es sind dies Gerölle und Geschiebe, Sand, Lehm und Thon. Flüsse und Seen sind während dieses Zeitalters in der Veränderung der Landfläche entscheidend, wenig noch das eingedämmte Meer. Zu Beginn dieser Periode herrschte ein strenges Klima über Europa, schnee- und regenreich, so dass große Flächen Deutschlands unter Schnee und Eis begraben waren. Erst nach dieser „Eiszeit" trat der jetzige Zustand der Dinge ein. Die zahlreichen Irrblöcke (erratische Blöcke), wie sie in der Teschner Gegend, wie überhaupt in der deutschen Tiefebene, so zahlreich gefunden werden, sind Steinblöcke aus der Eiszeit. Diese Fremdlinge, losgelöst von ihrem Muttergestein auf der skandinavischen Halbinsel, wurden bei uns durch Gletscherschiebungen abgesetzt oder durch Meeresfluten, welche die in Eisberge gepackten Steine gegen Süden trugen, herbeigeführt. Erst die jung quartären neuesten Gebilde zeigen die ersten Spuren des Menschen in fossilen Resten — wir stehen an der Schwelle der Menschheitsgeschichte.

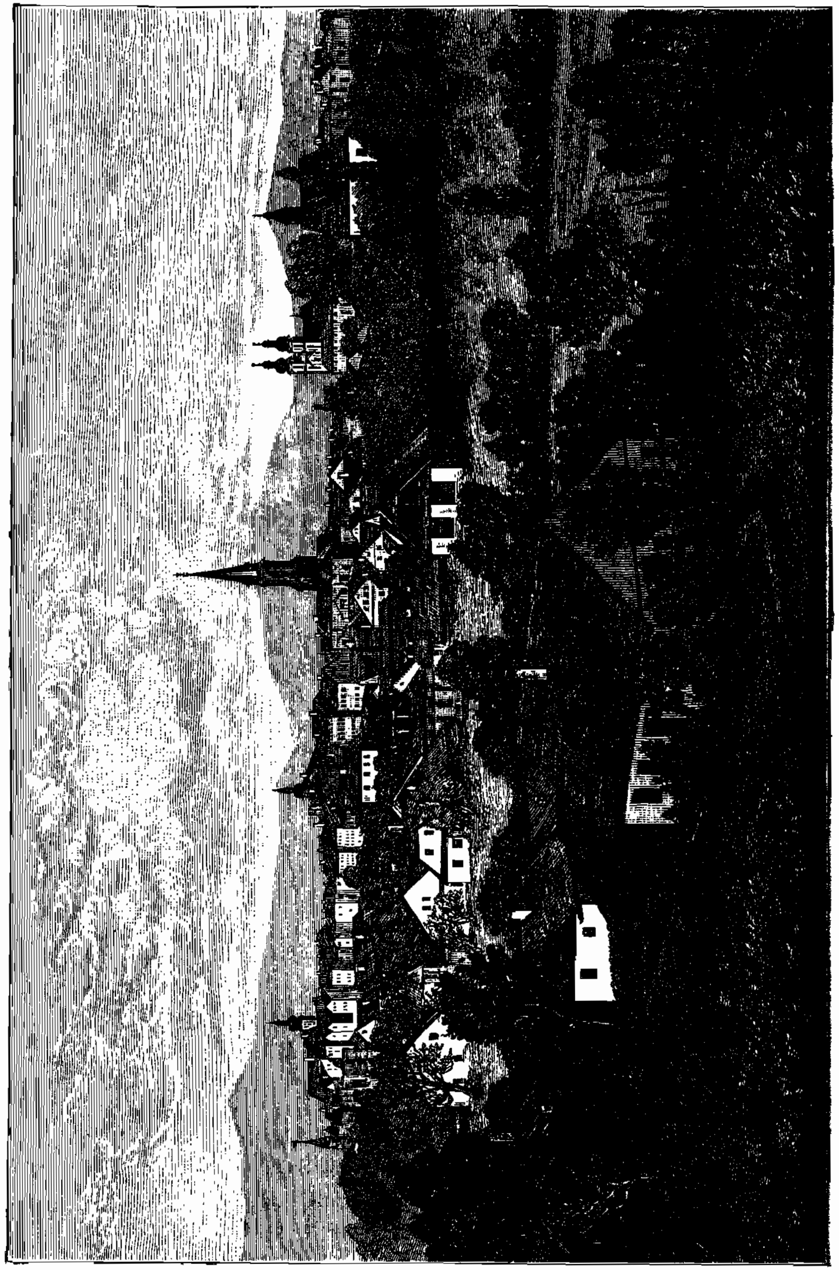
In dem Hauptzuge der Beskiden, in der Nähe des Sulow (943 *m*), entspringt der Czernabach, der sich mit der Biala vereinigt und die Ostrawitza bildet. In seinem oberen Laufe durchzieht der Fluss ein enges Thal, von dem mährischen Smrkberge (1282 *m*) und der Lyssahora (1325 *m*) gebildet, welches von Friedland bis Friedek zu 800—1200 *m* sich erweitert. Oberhalb Friedek nimmt die Ostrawitza die Morawka auf, die ein reizendes Nebenthal belebt. Wir wenden uns in diesem Thale nach Süden, um einen Ausflug in das Friedeker Gebirge zu unternehmen und den höchsten Berg der Beskiden, die Lyssahora, zu besteigen. Beim Dorfe Raschkowitz wird der Reiseplan festgestellt, ob die Besteigung über den zwar kürzeren, aber beschwerlichen und steilen Bergrücken vom Dorfe Krasna aus, oder auf dem minder steilen, jedoch längeren Wege durch das gekrümmte Thal der Mohelnica unternommen werden soll.

Auf diesem Wege kann man auf die Gigula, die höchste freistehende Spitze der Lyssa auf abgerichteten Gebirgspferden, die man zu mieten bekommt, reiten, während man auf jenem nur bis zur letzten, nach Krasna gehörigen Sennhütte zu Pferde gelangen kann, der übrige Theil des steilen Pfades aber zu Fuss zurückgelegt werden muss. Unser Weg führt uns von Raschkowitz aus eine Strecke entlang der forellenreichen Morawka, dann aber wendet sich der Weg west-südlich in das üppiggrüne Thal der rauschenden Mohelnica. Das Thal wird endlich von den Bergen Trawny und Lyssahora gegen Süden immer mehr begrenzt. Der schlängelnde Pfad

leitet steigend empor. Die Gegend nimmt eine wilde, rauhe, oft schauerliche Öde an. Nur der Widerhall der blöckenden Schafe, das Geläute der weidenden Herden auf den Salaschen und der melancholische Gesang der Goralenhirten unterbrechen der Gebirge heilige Stille. Nach einem mühsamen dreistündigen Emporsteigen langt man bei der letzten Sennhütte an. Auf die höchste Spitze des Berges führt ein steiler, romantischer Weg. Heidelbeersträucher, die oft eine Stunde weit die ganze Gegend bedecken, erschweren das Emporsteigen. Je höher man steigt, desto zwergartiger wird die Vegetation. Während die immergrünenden Fichten auf der rechten Hälfte der Lyssa nicht selten eine Höhe von über 30 *m* erreichen, stehen sie oben verkrüppelt kaum 3—5 *m* hoch über dem Boden. Mühsam ist des Berges Rücken erklommen, aber gewiss in jeder Hinsicht lohnend ist die Aussicht, die sich unseren Blicken bietet. Die ganze nördliche Fläche liegt wie ein offenes Meer vor dem Blicke. Überraschend ist der Contrast im Süden, Südosten und Südwesten, wo das spähende Auge unzählige Berge in mehreren, durch tiefe Thäler getrennten Ketten und im Hintergrunde die Centralkarpaten mit dem zackigen Tatra-Gebirge erblickt. Es ist, als wenn die Natur diesen bedeutenden Berg an die Grenze der Gebirgswelt hingestellt hätte, um dem Beobachter in einem und demselben Momente den Gegensatz zwischen Flachland und Gebirgswelt recht lebhaft vor die Augen zu führen. Von diesem Riesen der Beskiden zieht der Hauptrücken nach Norden mit den Höhenpunkten Malchor (1217 *m*), Kikulka (992 *m*) und Kiczera (892 *m*), von welch letzterem sich eine schöne Rundsicht in das Teschner Ländchen darbietet.

Wir erblicken, die Flussläufe der Morawka und der Ostrawitza nach Norden verfolgend, breite Thalgründe, besetzt mit ausgedehnten Ortschaften, die von der Ostrau-Friedländer Bahn und gut gebahnten Straßen durchzogen sind. Zahlreiche rauchende Schlote verrathen die Industriestätten von Friedland, Baschka, Friedek, Karlshütte, Kunzendorf und die mächtigen Eisen- und Kohlenwerke von Witkowitz und Ostrau. Von der Ostrawitza ostwärts ziehen sich anmuthige, gut bebaute Hügelreihen bis zu dem Gebirgsrücken der Praszywa, welche den Horizont im Nordosten begrenzt. Um das Ostrawitzathal ganz zu durchstreichen, setzen wir unsere Wanderung über die Höhe des Čubel (941 *m*), im Süden der Lyssa, und den westlichen Bergabhang fort. Auf dem Bergsattel, den wir hier passieren, zeigt man den steinernen Tisch, auf welchem Ondraš und Juraš, die bekannten Räuberanführer, mit ihrer berüchtigten Bande getafelt haben sollen.

Im Ostrawitzathale, oberhalb Althammer, angelangt, sprechen wir dann in Baschka vor und besuchen die erzherzogliche Eisenschmelzhütte, welche Öfen, Potterie-, Commerz-, Bau- und Maschinengusswaren produciert. Der Weg führt uns von da in die malerisch auf einem Hügel, der gegen Süden und Südwesten steil zur Ostrawitza abfällt, gelegene schmucke Stadt



Friedek.

Friedek. Die Stadt hängt durch die Gemeinde Kolloredow mit Mistek in Mähren zusammen, gleichwie Bielitz mit Biala, wie Johannesberg mit Jauernig. Friedek ist der Hauptsitz der Baumwollindustrie im östlichen Schlesien. Die Baumwollgespinnste werden aus Spinnfabriken bezogen und theils in Friedeker mechanischen Webereien, theils durch Handweber zu Stücken gewebt, die dann in Friedeker Fabriken zu Wollstoffen von bekannt guter Qualität appretiert werden.

Die Baumwollweber bewohnen zumeist die um Friedek gelegenen Dörfer, während in den Gebirgsdörfern die Hausindustrie mehr Flachsbau treibt und Leinwand erzeugt, welche theils auf sixen Bleichen, wie in Raschkowitz, theils mit Luftbleichen appretiert wird. Hart ist der Winter in diesen Gegenden, schwer und lange liegt der Schnee auf den Dächern der zerstreutliegenden Hütten und droht diese förmlich zu begraben. Durch die Fenster sieht man noch spät am Abende bei der Petroleumlampe das Schiffchen des armen Webers emsig hin- und herschießen, letzterem das wenn auch kärgliche, so doch zur Erhaltung nöthige Brot bringend.

In jüngster Zeit wurde in Friedek eine große Spinnfabrik mit 40.000 Spindeln gebaut, welche nunmehr auch die nöthigen Baumwollgespinnste für die Weber liefern wird. Die Friedeker Fabricate finden ihren Absatz theils im Lande selbst, theils auf galizischen und ungarischen Märkten.

Im Westen der Stadt liegt das erzherzogliche Schloss auf dem aus Bakulitenmergel aufgeschichteten Hügel, der gegen den Fluss steil abfällt und gegen Norden sanfter gegen Hügelgruppen verläuft. Schloss Friedek ist ein uraltes, etwas weitläufiges, ein- bis zweistöckiges Bauwerk von mehr modernem Aussehen, mit der östlichen Fronte gegen den Friedeker Hauptplatz gerichtet, an den übrigen Seiten von schattigen Parkanlagen umgeben.

Es ist ein kräftiger Massenbau mit klafterdicken Mauern und tiefen Fensternischen und zeichnet sich namentlich durch einen Erkerthurm aus, welcher die Gegend beherrscht. Dicht am Fuße des Hügels, nur wenig über dem nahen Spiegel der oft wilden Ostrawitza und dem Laufe des Flusses folgend, zieht gegen Süden das Geleise der Ostrau-Friedländer Bahn.

Von dem, durch eine Gallerie mit den Gemächern des Schlosses in Verbindung stehenden Gloriette genießt man die reizendste Fernsicht. Der Blick schweift über einen großen Theil des Ostrawitzathales und der südlich gelegenen Gebirgskette. Links ragt wie ein König der Berge die Lyssahora auf breiter Basis mit ihrem kahlen Scheitel empor, dicht dabei der Trawny, und gerade vor dem Beschauer liegt der Mohelnicer Grund. Rechts zieht sich die Gebirgsreihe weiter gegen Westen im Prerauer Kreise fort, aus welcher die Bergkuppen Knehina, Radhošt und Jawornik sich im Hintergrunde der Stadt Friedek kenntlich darstellen.

Wir besuchen noch die außer der Stadt auf einer Anhöhe gelegene Wallfahrtskirche mit ihren zwei hohen, stattlichen Thürmen. Jährlich wallen tausende von Pilgern zu dem Gnadenbilde dieses malerisch gelegenen Wallfahrtsortes. Das Schiff der Kirche ist geräumig, reich geschmückt und mit lichten Oratorien versehen. Die Statue der Jungfrau Maria, mit dem Jesukinde auf den Armen wurde im Jahre 1665 an ihrem jetzigen Standorte, ursprünglich unter freiem Himmel errichtet. Die Opfergaben der zahlreich herbeiwallenden Pilger ermöglichten es, dass im Jahre 1705 über der Statue eine hölzerne Kapelle gebaut und zu ihr ein Altar gesetzt wurde. Hierauf nahmen die Wallfahrten immer mehr zu, und die Gaben flossen so reichlich ein, dass der Grundstein zu dem jetzigen schönen Gotteshause im Jahre 1740 gelegt und die vollendete Kirche im Frühlinge 1759 eingeweiht werden konnte.

Die Stadtpfarrkirche zum heil. Johannes dem Täufer liegt im Innern der Stadt und ist mit schönen Altären, religiösen Ornamenten &c. würdig ausgestattet. Über die Gründung fehlen historische Angaben. Der Bau des massiven, unten viereckigen, im oberen Theile aber ein Achteck bildenden Pfarrthurmes fällt in die Zeit von 1604 bis 1640. Der Brand vom Jahre 1848 beraubte ihn seiner Kuppel. In jüngster Zeit wurde der Thurm in seinem achteckigen Theile erhöht und mit einem von Erkern flankierten spitzen Helme in prachtvollem Stile versehen.

Trotzdem die Friedeker Landschaft so nahe der altberühmten Völkerstraße, der mährischen Pforte, gelegen ist, hat der rauhe Ton der Kriegsdrommete nur selten die Einwohner in Schrecken gejagt. Dagegen machte Ende des vorigen Jahrhundertes eine berüchtigte Räuberbande unsere Gegend zum Schauplatze ihrer unrühmlichen Thaten. Der Hauptmann derselben, der schon erwähnte Ondraš (Andreas Schebesta) aus Janowitz, war eine Art schlesischer Rinaldo, um den das Volk den ganzen Mythus der Romantik gewoben. Als das Treiben der Bande zu arg wurde, erhielt der damalige Herr von Friedek, Franz Graf Praschma, als Oberamtsrath von Ober- und Niederschlesien, den Befehl, die furchtbar gewordenen Räuber, deren Schlupfwinkel und Verstecke in dem ausgedehnten Friedeker Forste lagen, aufzusuchen und der Strafe zuzuführen. Praschma traf umfassende Maßregeln. Er schickte Streifcommanden aus und verordnete, dass jede Gemeinde die Annäherung der Räuber durch Sturmläuten verkündigen und dass dieses Signal von Ort zu Ort bis zum Amtssitze fortgepflanzt werden solle. Aber alles war längere Zeit hindurch umsonst. Der Räuberhauptmann entzog sich durch die kühnsten und abenteuerlichsten Listen dem strafenden Arme der Gerechtigkeit. Endlich bot Praschma das Althan'sche Dragoner-Regiment zur Verfolgung des Ondraš und seiner überaus zahlreichen, weitverzweigten und wohlorganisierten Räubergenossenschaft auf und setzte einen Preis von hundert Gulden auf die Einlieferung des Führers,

Nun ward die Bande alsbald zersprengt und theils aufgehoben, theils getödtet. Ein Angeber, des Ondraš Spießgeselle Juraš aus Morawka, führte eine kaiserliche Streifpatrouille zu Ondraš' Versteck; dieser wurde gefangen und erlitt einen qualvollen Tod auf dem Rade. Nach dem Volksmunde wurde er von Juraš mit seiner eigenen Hacke (Obušek) zu Swiadnow am 1. April 1715 niedergeschmettert; aber auch Juraš sei später gerädert worden, weil er sein Einverständnis mit den Räubern nicht aufgab.

Der Sohn des Grafen Franz, Graf Johann von Praschma, verkaufte Friedek im Jahre 1797 an den Herzog Albert von Sachsen-Teschen und dessen durchlauchtigste Gemahlin, die Erzherzogin Marie Christine. Von diesem hochsinnigen und menschenfreundlichen Fürstenpaare vererbte sich die Teschner Kammer, mit Einschluss des Friedeker Gebietes, an die Familie des glorreichen Heerführers Erzherzog Karl von Österreich und sonach auf dessen Sohn und Nachfolger Erzherzog Albrecht, den heutigen Besitzer. Beiläufig eine Viertelstunde nördlich von Friedek am rechten Thalrande der Ostrawitza, der mit schattigen Baumgruppen bewachsen ist, finden wir das malerisch gelegene Karlshütte mit einer großen Pudlings-Walzhütte, Stahlhämmern, mechanischen Werkstätten, einer Brückenbauanstalt und Feilenfabrik. Dieses Eisenwerk produciert jährlich bis 300.000 Zollcentner diverse gewalzte Eisenwaren und 40.000 Zollcentner Maschinentheile und Brücken. Eine Walzenzugs-Dampfmaschine von 1400 Pferdekräften, die größte auf dem Continente, erzeugt Bauträger bis 35 Centner schwer und Bleche bis 50 Centner schwer.

Von Friedek ab wird der Lauf der anfangs wilden Ostrawitza ruhiger, und da sie hier nur mehr eine Seehöhe von 260 *m* und flache Ufer hat, so schlängelt sie ihren Lauf in den verschiedensten Krümmungen und nimmt den schlammigen Lučinabach bei Polnisch-Ostrau auf. Wir befinden uns hier im Mittelpunkte der schlesischen Kohlenfelder.

Bevor wir dahin gelangten, haben wir bei Kunzendorf eine Zuckerfabrik und bei Ratimau ein den Fortschritt der Neuzeit veranschaulichendes Etablissement passiert; es ist dies die neue, große Cellulose-Fabrik, welche aus Fichtenholz Papierstoff für die feinsten Papiersorten erzeugt.

Das Steinkohlenbecken von Ostrau-Karwin hat zahlreiche Flötze, von denen man mehr als 60 kennt, aufzuweisen, deren Mächtigkeit von 0·26 *m* bis zu 9 *m* variiert. Mehr als 20 Flötze werden abgebaut. An jenen Stellen, wo vulcanische Durchbrüche durch die Kohlenflötze stattfanden, sind dieselben in Coaks umgewandelt.

An die 110 Jahre ist es her, dass die „schwarzen Diamanten" in Polnisch-Ostrau von einem gewissen Kulticzka entdeckt wurden; aber mehr als zwei Menschenalter giengen ins Land, bis man zur Erkenntnis der Bedeutung der Sache gelangte und ein eigentlicher Bergbau ins Leben trat. Erst als die Dampfmaschine ins Land kam und hier wie überall auf allen Gebieten durchgreifende Änderungen verursachte, als die erste Locomotive bei uns sich blicken ließ, die Physiognomie des Ländchens völlig veränderte, kam die Kohle zu Ehren.

Das war zu Ende der Dreißiger und bei Beginn der Vierziger Jahre der Fall; aus dieser Zeit stammt die Mehrzahl der Bergbaue im Ostrau-Karwiner Reviere. Rasch fanden sich die nöthigen Capitalskräfte, und ein Bergbau erstand nach dem andern. Graf Franz Josef Wilczek ist der erste Bergmann in unserem Reviere; schon um 1784 begann er zu graben. Als nächster schürfte Graf Larisch in Karwin, dann Baron Rothschild in Dombrau, Orlau und am Zaklowez-Berge in Polnisch-Ostrau. Hierauf entstand der Graf Larisch'sche Steinkohlenbergbau in Peterswald, dann jener der Gewerkschaft Zwierina in Polnisch-Ostrau; dann kam das k. k. Montan-Ärar und schürfte in Ostrau, hierauf die Gebrüder Klein und Baron Rothschild in Hruschau. Zu den jüngsten Bergbauen in Polnisch-Ostrau zählt jener des Fürsten Salm.

In der nächsten Nähe des Ortes liegt, von einem Wallgraben und einer bis vier Meter hohen, an mehreren Stellen bis zwei Meter dicken Mauer umgeben, ein alterthümliches Schloss. An der nordöstlichen Seite führt ein befestigtes Thor, über dem ein Thurm aufgebaut ist, in einen weiten Hofraum, in dessen Hintergrunde das jetzt dem Grafen Johann Wilczek gehörige Schloss sich erhebt. Der Grundriss des sehr einfach erbauten Schlosses bildet ein längliches Rechteck. Außer mehreren kleineren Zimmern befand sich in demselben nördlich die Schlosskapelle, nordwestlich der „Rittersaal," welcher in dem Jahre 1848 niedergerissen wurde. Hinter dem alten Schlossgebäude befindet sich ein Hof mit kleineren Gebäulichkeiten, welche zu Stallungen verwendet werden. Im Laufe der Zeit wurden auf der nördlichen und südöstlichen Seite Neubauten für die Beamtenwohnungen, für die Ökonomie-Verwaltung &c. eingerichtet.

Von dem alten Schlosse aus ziehen sich unterirdische Gänge nach allen Richtungen hin, selbst unter den Flüssen Lučina und Ostrawitza. Von zweien derselben, von denen der eine in ein Wäldchen bei Zabrzeg seitwärts von Mährisch-Ostrau, der andere in die entgegengesetzt liegenden Graf Wilczek'schen Waldungen mündet, weiß das Volk viel zu erzählen.

Bei Nachgrabungen in der Nähe des alten Schlosses stieß man einst, wie mitgetheilt wird, auf eine starke Mauer, in welcher mit Eisengittern gesicherte Fenster waren. Ein andermal fand man bei Abtragung eines baufälligen Schlosstheiles eine große Wölbung, in der ein Tisch und ringsum Bankreihen sich fanden.

Vor etwa hundert Jahren begaben sich, wie das Volk berichtet, zwei Schreiber aus Polnisch-Ostrau, welche von den Schätzen in den Kellerräumen gehört hatten, dahin; mit dem festen Entschlusse, sich durch nichts, was auch kommen möge, wankend machen zu lassen, betraten sie die geheim-

nisvollen Gänge und drangen eine ziemliche Strecke vorwärts. Plötzlich standen sie vor mehreren Seitenwegen. Der eine Schreiber verlor trotz aller guten Vorsätze den Muth und kehrte zurück. Der zweite dachte, der gerade Weg ist der beste, und ließ sich durch die Nebengänge nicht beirren. Geradeaus durchschritt er kühn die dichte Finsternis. Seine Fackel flatterte immer matter, ihm selbst ward schaurig zumuthe. Plötzlich steht er vor einer eisernen Thür. Auch sie öffnet er und betritt ein geräumiges Gewölbe. Große Fässer waren reihenweise aufgestellt. Auf einem derselben saß eine goldene Ente, die ihre Flügel über ihre Jungen breitete. Schon will er weiterschreiten, als ihn ein großer Hund mit weitaufgerissenem Rachen und glühenden Augen anstiert in einer Weise, dass er in Furcht und Schrecken das Weite sucht. Zum Unglück löschte ihm noch das Licht aus, und zitternd und verzweifelnd stand er da. Auf einmal rief ihm durch die kalten, düstern Mauern eine Stimme die Worte zu: „Erzähle nicht weiter, was du hier gesehen. Handelst du gegen meine Mahnung, so bist du dem Tode verfallen.“ Erschöpft schleppte er sich weiter, bis er nach langem Herumtappen endlich den Ausweg fand. Bleich und blass gelangte er an die Oberwelt. Für lange Zeit war seine Heiterkeit dahin. Jahrelang verschwieg er, was er verschweigen sollte. Einstens aber vergaß er der Mahnung, und sein Leben war verfallen. Er wurde krank und verschied, wie es ihm verkündet worden war.

Sind schon die mitgetheilten Sagen für das Schloss ohne historische Anhaltspunkte, so finden wir auch in den Angaben über die Zeit der Entstehung desselben nur wenig glaubwürdige Wahrheit. Auch hier haben wir es nur mit Sagen, wenn auch in geschichtlichem Kleide zu thun. Nach der Volksüberlieferung stand vor alten Zeiten auf der Landecke eine Burg, erbaut zur Bekämpfung der Feste Polnisch-Ostrau. Der ehemalige Bestand der Burg Landeck ist sichergestellt, wenn es auch mehr als zweifelhaft ist, ob die Herren Nekeš von Landeck einstige Besitzer der Burg gewesen und nach ihr den Namen führten. Burg Landeck stand an der böhmischen Grenze, sowie Polnisch-Ostrau an der polnischen Grenze, und so ist es in der That nicht unwahrscheinlich, dass Landeck zur Zeit Břetislaws gegen die Grenzfeste Polnisch-Ostrau aufgerichtet wurde. Einer anderen Sage zufolge stand auch in dem Haine über dem sogenannten „Mundloch“ bei Polnisch-Ostrau in alter Zeit eine befestigte Burg. An eben der Stelle, wo sie gestanden sein soll, fand am 5. April 1877 der Bergmann Johann Maier in Polnisch-Ostrau ein urnenförmiges Gefäß 80 *mm* hoch, oben 55, in der Mitte 90, unten 40 *mm* breit. Es schloss 160 Silbermünzen, Prager Groschen ein, welche auf dem Avers die Inschrift: „Joannes Primus Dei Gratia Rex Boemiae,“ auf dem Revers die Worte „Grossi Pragenses“ zeigen. Was die Gründung des Schlosses betrifft, so lässt die landläufige Erzählung dasselbe durch Herzog Mesko I. von Teschen

(1290—1316) erstehen. Sie meldet auch, dass der Herzog eine Zeit daselbst residierte. In späterer Zeit war Ostrau thatsächlich ein Eigenthum der Teschner Herzoge, die dort ihre Burggrafen hielten. Einen solchen nennt uns unter den Zeugen die Urkunde des Herzogs Mesko von Teschen, datiert Ostrau, 2. August 1297, über die Schlichtung von Grenzstreitigkeiten zwischen dem Olmützer Bischof Dietrich, dessen Güter bis zur Ostrawitza sich ausbreiteten, und dem Teschner Herzog Mesko. Es ist Graf Hermann, genannt „Speher“, Castellan von Ostrau. Zum Jahre 1313 schreibt sich ein „Dirslaw von Polnisch-Ostrau“. Zwischen ihm und den Troppauern war 1312 eine bittere Fehde ausgebrochen, an welcher auch der einheimische Adel sich betheiligte. Dirslaw hatte die Warenzüge der Städter überfallen, Gefangene gemacht und einige derselben sogar getödtet. Nach mehreren erlittenen Niederlagen söhnte er sich mit den Troppauern aus. Der friedliche Vergleich kam den 25. Jänner 1313 zustande. Wahrscheinlich ist es, dass Dirslaw die Burg als Pfandinhaber besessen. Denn im Jahre 1327 wird die Feste Ostrau als zu den herzoglichen Gütern gehörig aufgezählt. Sie wird nämlich in einer Urkunde dieses Jahres unter jenen Städten, Dörfern und Schlössern, welche Herzog Kasimir I. vom böhmischen König Johann als Lehen empfangen, aufgezählt. Im Jahre 1380 jedoch gieng Ostrau in andere Hände über. Herzog Přemko von Teschen nämlich tauschte in diesem Jahre die Vogtei Teschen für Polnisch-Ostrau und Kunzendorf ein. Gegenwärtig ist das alte Schloss beinahe ganz wüst und nur noch in einem Seitenflügel bewohnbar. An die eine Seite stößt das erst vor wenig Jahren erbaute neue Schloss. Eine vier Meter hohe Mauer schließt die noch übrigen Baureste nach der westlichen Seite ab. In dieser Burg hielten die Stände des Teschner Herzogthums 1590 einen Landtag, auf welchem die vom Herzoge Wenzel Adam gegebene Landesordnung (1573) noch durch neue Artikel und Erklärungen vermehrt, unter der Herzogin-Witwe, Katharina Sidonia, die für ihren minderjährigen Sohn Adam Wenzel die Regierung führte, angenommen wurde.

Graf Hans Wilczek, der gegenwärtige Besitzer von Polnisch-Ostrau, ist wegen seiner begeisterten Unterstützung aller Unternehmungen, welche imstande sind, die eisbedeckten, gefürchteten Gefilde des hohen Nordens menschlicher Einsicht und Kenntnis zu erschließen, überhaupt als opferbereiter, verständnisvoller Förderer von Kunst und Wissenschaft weit über Österreichs Gaue hinaus rühmlichst bekannt.

An der Lučina liegen in südöstlicher Richtung Schönhof mit einem ziemlich bedeutenden Schlosse und Parke und weiter südlich Bludowitz, der Geburtsort des um die Geschichte des Herzogthums Teschen verdienten Matthias Kasperlik, Edlen von Teschenfeld (geb. 1801, gest. 1865). Bei Hruschau mündet die Ostrawitza in die Oder, die hier bereits mit Kähnen befahren wird. Die hier bestehende Thonwarenfabrik erzeugt feuerfeste

Ziegel, alle Arten Steinzeug- und Terracottawaren für Bauten, Haus-, Garten- und Landwirtschaft, Öfen, Kochgeschirre &c. Die ausgedehnte Fabrik für Soda und Chemikalien ist von eminenter Wichtigkeit. Von hier ab bildet die Oder die Landesgrenze, an der wir noch einen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt berühren. Es ist Oderberg. In einiger Entfernung von der Stadt befindet sich der Bahnhof. Die Kaschau-Oderberger Bahn nimmt hier ihren Ausgangspunkt und führt über Teschen ins Thal der Waag. Außerdem verkehren hier die Nordbahn einerseits über Dziedzitz nach Krakau und Bielitz, anderseits über Schönbrunn im Norden nach Troppau, südlich der Oder entlang durch Mähren nach Wien. Endlich mündet die preußische Bahn von Kosel via Ratibor ebenfalls in Oderberg. Die elegant ausgestatteten Restaurationslocalitäten und Wartsäle vereinigen hier zu den verschiedenen Tageszeiten Reisende aller Sprachen, aller Länder. Da ist man nahe dem Weltverkehr. Ein immerwährendes Kommen und Gehen nimmt unser volles Interesse in Anspruch und erinnert uns, dass das Teschner Ländchen an der Grenze dreier mächtiger Reiche und mehrerer Völkersprachen liegt.

---

9. Teschen und das Olsaland.

(Die Jablunkauer Schanze. — Das Lomnathal. — Das Rzekathal. — Beskidenpartien. — Das Eisenwerk Trzynietz. — Teschen. — Das alte Piastenschloss. — Jodbad Darkau. — Freistadt. — Schlesische Kohlenfelder. — Die Benedictiner in Orlau.)

Fest gebaute Häuser schmücken
Jetzt den stolzen Bergesrücken,
Der ins Thal herniedersieht,
Das die Olsa rasch durchzieht;
Regsam durch die breiten Straßen
Treibet sich der Menschen Schar
In gedrängten bunten Massen
Vielgeschäftig immerdar.
Lamatsch von Warnemünde.

In dem Thalschlunde zwischen der Girowa und dem Wielki Stoszek fließen zahlreiche Quellen aus dem Hauptrücken der Beskiden zwischen dem Ochozdito und dem Ganczarka zusammen und bilden die Olsa.

Im stürmischen Laufe eilt der Fluss westwärts und setzt schon im Oberlaufe eine Anzahl Mühlen in Bewegung. Die reißenden Wasser der Olsa werden durch bedeutende Klausen zum Zwecke der Holzflöße reguliert. Nach einem Laufe von 18 *km* nimmt die Olsa die Lomna und den mit ihr ver-

einigten Oszetnicabach auf, welcher, von Süden kommend, seinen Ursprung an einer denkwürdigen Stätte, der Jablunkauer Schanze, hat. Hier, wo sich Schlesiens Höhen an Ungarns Berge reihen, flossen vor Jahrhunderten Ströme Blutes. Die isolierte Bergkuppe, auf der das Fort in einer Seehöhe von 605 *m* erbaut ist, fällt gegen Osten, Süden und Norden steil ab; gegen Westen zu ist dagegen die Einsattelung, über welche die Straße führt, minder bedeutend. Die umliegenden Berge überragen zwar die Schanze, sind aber doch zu weit entfernt, um sie zu beherrschen. Die erhaltenen Reste zeugen von der Großartigkeit, die das Fort einst gehabt. Sternförmig umzieht ein tiefer, aus mächtigen Sandsteinquadern erbauter Wall das Terrain, auf dem die übrigen, ziemlich umfangreichen Befestigungswerke erbaut waren. Diese sind heute zum größten Theile verfallen. Tiefe, unterirdische Gänge nehmen hier ihren Anfang; doch kann man in dieselben nicht mehr weit eindringen, da angehäufte Trümmermassen das Vorwärtsschreiten in den feuchten Räumen unmöglich machen.

Wenn die Behauptung eines neuen Forschers berechtigt ist, so war hier schon zur Römerzeit eine Durchgangsstraße, und zwar für den Handel mit Bernstein, der in alter Zeit so beliebt war und von der Küste der Ostsee nach dem adriatischen Meere seinen Weg die Oder aufwärts durch den Pass von Jablunkau nach Pannonien genommen haben soll. Zur vollen Bedeutung als Handelsstraße, welche den Norden mit dem Süden Europas verbindet, gelangte diese Straße jedoch erst in unserer Zeit, und zwar durch die Anlage der Kaschau-Oderberger Bahn, welche die nördlichen und südlichen Eisenbahnsysteme verbindet.

Sowohl die Straße, als auch die Schanze, welche im Jahre 1578 angelegt wurde, spielten eine große Rolle in der Kriegsgeschichte. Zur Zeit der Erbauung der Schanze galt es, die Vereinigung der ungarischen, siebenbürgischen und schlesischen Protestanten zu verhindern. Die wichtigsten Momente der Geschichte unserer Schanze fallen in die Kriege mit Ungarn und mit den Türken, in den für Schlesien so furchtbaren dreißigjährigen Krieg, ferner in die schlesischen Kriege.

Viel kriegerisches Leben sah der Pass gegen Ende des 16. Jahrhundertes zur Zeit des Teschner Herzogs Adam Wenzel, der, selbst an der Spitze seiner Reiter, mit Türken und Ungarn sich gern herumschlug, — in den langen und blutigen Kämpfen mit den Osmanen und den mit ihnen verbündeten Magyaren, da beständig Truppen auf dieser Heeresstraße von Schlesien nach Ungarn marschierten. Nicht lange darauf, als in Teschen der letzte männliche Sprosse der Piasten, Friedrich Wilhelm, regierte, brach der dreißigjährige Krieg aus und ergoss seine Schrecken über unser Fürstenthum. Im Jahre 1626 droht ein Einfall von Ungarn. Daher trägt der Oberhauptmann Herzog Franz Rudolf von Liegnitz dem Hans von Sunegh, Herrn auf Bielitz, auf, „wegen des von Bethlen nur allzugewiss zu besor-

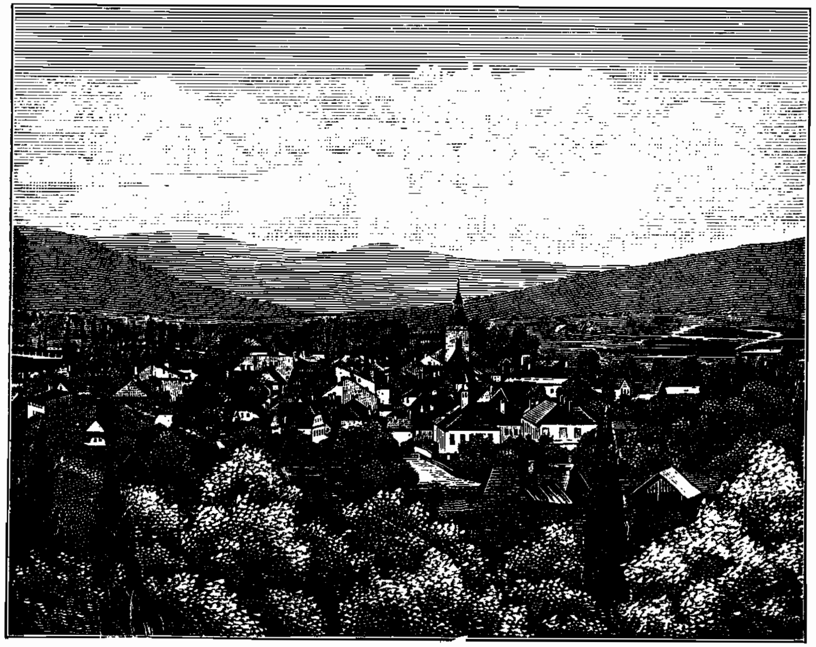
genden Durchbruchs für die Pässe bei Jablunkau Sorge zu tragen." Die Ungarn kamen nicht, dagegen warf sich in demselben Jahre der von Wallenstein geschlagene Graf Mansfeld nach Schlesien. Die Schanzen bei Jablunkau kommen in seine Gewalt, und er bleibt vom 12. August 1626 bis zum 6. Juni 1627 im Lande. Als er aber ohne Schwertstreich vor der Macht des heranrückenden Wallensteiners flieht, erhalten die Schanzen eine kaiserliche Besatzung.

Als 1642 auch das Teschnische von den Schweden, und zwar von einem fliegenden Corps der Armee Torstensons heimgesucht wurde, rückte der kaiserliche Oberst Rochow zur Verstärkung der Besatzung unserer Schanze in Teschen ein und zog sich, außerstande, diese Stadt zu halten, nach Jablunkau zurück, wohin auch die Herzogin Lucretia mit ihrer Hofhaltung sich geflüchtet hatte. Während des schwedisch-polnischen Krieges (1665) eilte König Johann Kasimir von Polen, der Gegner Karls X. von Schweden, welcher mit Georg Rakóczy, Fürsten von Siebenbürgen, verbündet war, mit einem zahlreichen Gefolge von Oppeln durch Teschen über unseren Pass nach Ungarn, um von hier aus in die östlichen Theile seines Reiches zu gelangen. Zur Zeit der türkischen Kriege unter Leopold I. (1663) war Schlesien von einem türkischen Einfall vom Jablunkauer Passe her bedroht; ein Streifcorps drang bis in die Nähe desselben vor, daher wurde die schwache Besatzung daselbst durch Bürger aus Teschen und aus den übrigen Städten, sowie durch Herren und Ritter des Fürstenthums verstärkt.

Im Jahre 1689 zog ein 6269 Mann starkes brandenburgisches Heer über den Jablunkauer Pass nach Ofen, nach dessen Eintreffen Karl von Lothringen die Belagerung der Feste begann; am 2. September 1689 musste sich dieselbe ergeben. In den folgenden Jahren, die durch die glorreichen Siege Karls von Lothringen bei Mohacs, Ludwigs von Baden bei Salankemen und Prinz Eugens von Savoyen bei Zenta ein glänzendes Blatt in der österreichischen Geschichte bilden, zog ein Theil der deutschen Hilfstruppen, sowie Schweden und Dänen, diese Straße. Heute ist die Schanze gebrochen und verfallen, die Straße an ihrer Seite nur noch eine Straße des Friedens, des freundlichen und segenbringenden Verkehres zwischen zwei in gleich begeisterter Liebe zu demselben Monarchen geeinigten Völkern. Die steil absteigende Straße führt nördlich über die langgedehnte Ortschaft Mosty nach dem Städtchen J a b l u n k a u. Die hohen Berge nähern sich den Thalwänden und verengen das reizende Olsathal. Die bergumschlossene Stadt gewährt mit ihrer Umgebung das Bild einer höchst romantischen Landschaft. Im Südwesten erheben sich die Berge Kozubowa (976 *m*), und Uplas (950 *m*); im Osten der langgestreckte Stoszek (975 *m*), im Süden die Girowa (Hexenberg 839 *m*). Von der Höhe der Girowa genießt man eine reizende Fernsicht. Im Süden hat man dunkle Wald- und Felsenpartien, gegen Norden bebaute Felder. Die zu beiden Seiten des Ufers

der Olsa gelegenen Berge, die allmählich in Hügel und dann in eine endlose Fläche übergehen, sind meistens mit Fichten und mit Laubholz gruppenweise bestanden. Abgesonderte Hütten, kleine Gärten, zerstreute Dörfer, Schlösser und Städte und schimmernde Streifen länderverknüpfender Straßen bilden eine angenehme Abwechslung. Hier auf dieser Anhöhe stand im Jahre 1773 auch Josef II.

Die Bewohner der südlichen Vorstadt von Jablunkau und des nächstliegenden Dorfes Schygla sollen theilweise Nachkommen der ungarischen Jazygen sein, welche die polnische Sprache angenommen haben. Sie werden



Jablunkau.

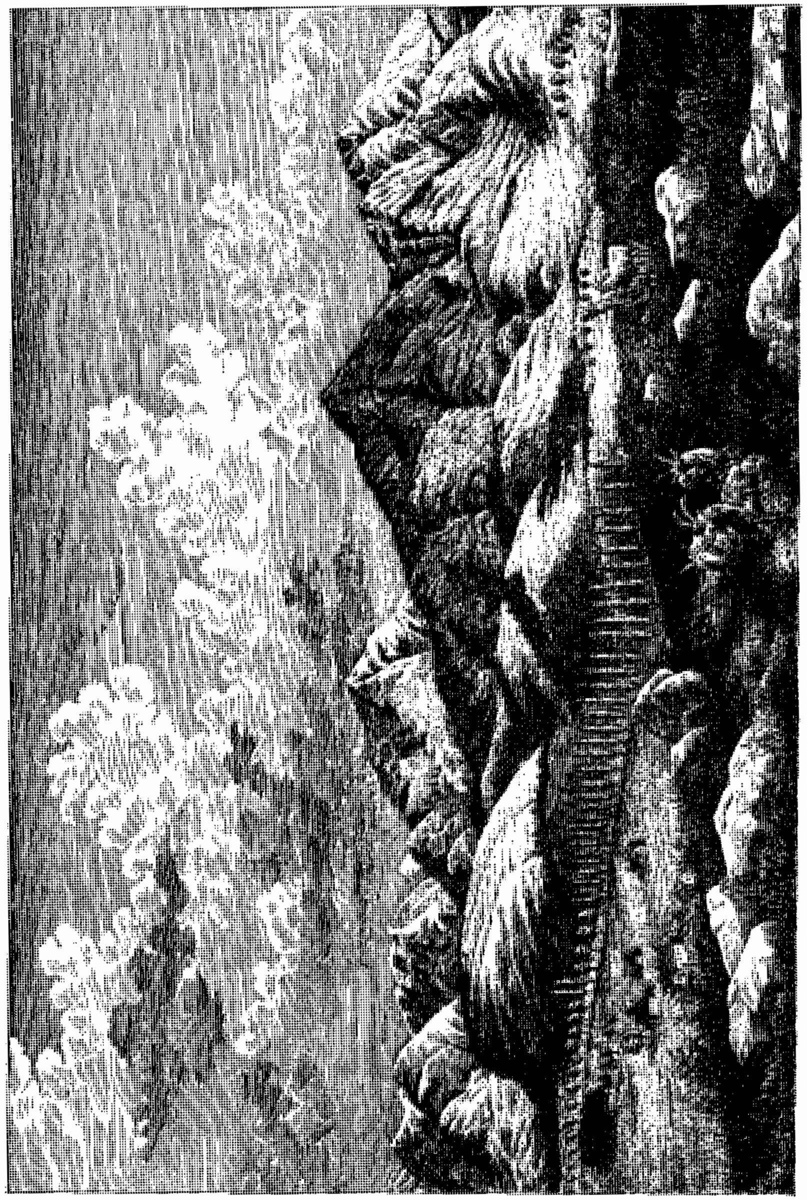
noch heute „Jaczkowie" genannt, und tragen noch als Sonntagsanzug eine rein ungarische Tracht, bestehend aus einem pelzverbrämten Dolman mit großen silbernen Knöpfen und engen, verschnürten Beinkleidern in hohen Kniestiefeln.

Der früher erwähnte Lomnabach, welcher sich bei Jablunkau in die Olsa ergießt, bildet ein reizendes enges Thal mit den Ortschaften Unter-, Mittel- und Ober-Lomna. Um von Lomna aus auf die Beskiden zu kommen, muss man den mit schattigen Buchen, hohen Fichten und Tannen

bewachsenen, sehr steilen Berg Gelitow erklimmen. Gegen Osten erhebt sich der Berg Mionszy und durch die tiefe Schlucht, die beide Berge trennt, bricht sich der tobende Wildbach rauschend seine Bahn. Gegen Süden liegt der Berg Czeladz mit der Colonie gleichen Namens. Wir verfolgen die Lomna bis zu ihren Quellen. Hier thürmt sich der kleine Pohlom bis zu einer Höhe von 1058 *m* auf. Von diesem Berge zieht sich ein langer, schmaler Bergesrücken nach Nordnordost bis zum Ropicaberge (1082 *m*), dem höchsten dieser Gruppe, nachdem er vorher drei kurze Arme, den Slawicz gegen Westen und die Kozubowa und den Ostry gegen Osten ausgesendet. Von dem Ropicaberge zieht sich der Hauptrücken westlich, die nördlichen Gehänge des reizenden Morawkathales bildend und mit der Praszywa (843 *m*), auf der sich eine hölzerne Wallfahrtskirche befindet, endend, im nördlichen Rücken bis zum Jaworowyberge.

Der Jaworowy ist ein gern und oft aufgesuchter Punkt unserer Beskiden. Der Aufstieg ist leicht und bequem. Ein vielfach gewundener Pfad leitet den fast baumlosen, breiten Rücken hinan. Doch welch ein herrliches, bezauberndes Bild, das sich uns oben bietet! Die Landschaften, die hier vor dem Auge des Beschauers liegen, können sich mit den romantischesten Gegenden Deutschlands messen. Rechts und links steigen die Berge in abwechselnder Höhe bald weiter gerückt, bald in unmittelbarer Nähe auf; neben ihnen tost der schäumende, brausende Fluss. Vor uns führt die breite, wohlgepflegte Straße, und schnaubend jagt das Dampfross daneben in das Thal hinein. Gegen Norden dacht sich die Landschaft ab, und auf dem welligen Terrain der Vorgebirges sind die vielen Dörfer, zerstreuten Höfe und Schlösser hingesäet, dazwischen dehnen sich weite Waldungen aus. Noch erreicht das Auge die Stadt Teschen, deren stattliche Häuserreihen wie ein Regiment Soldaten bei der Parade sich präsentieren. Gegen Süden steigen amphitheatralisch die Bergkuppen immer höher und höher. Mann an Mann gereiht stehen die herrlichen, oft dicht bis an die Spitze mit kräftigem Baumwuchse bedeckten Kegel unserer Berge da, bis endlich die Gebirgsmauer im Süden des Teschner Ländchens, die den Rückgrat unserer Gebirgswelt bildet, die Landschaft schließt. Den Reiz der Idylle, die uns umgibt, erhöhen die in unserer Nähe weidenden Herden der Goralen, und wenn hier im einsamen Tempel der Natur der Gorale seiner einfachen, aus Baumbast geschnitzten Flöte schwermüthige Weisen entlockt oder eines der herrlichen Volkslieder anstimmt, dann fühlt man, dass auch der Schlesier von seinen Bergen und seinem Lande sagen kann: „. . . Er hat ein Vaterland und liebt's und hat auch Ursach', es zu lieben.“

Zwischen dem Jaworowy und der Praszywa liegt das enge Rzekathal, aus dem der Rzekabach, später Ropiczanka genannt, der Olsa zueilt. Das westliche Gehänge schließt nördlich mit dem Godulaberge (573 *m*), der die



Partie aus den Beskiden.

Plattensteine für das Teschner Trottoir liefert und an dessen Fuß im reizenden Stonawkathal der bekannte klimatische Curort und die Wasserheilanstalt Cameral-Ellgoth liegt. Durch den Tyrrabach getrennt, erhebt sich südöstlich von dem genannten Rücken der früher erwähnte Ostry bis zu seiner kegelförmig geformten Spitze von 1043 *m* dicht mit Nadelholzwaldungen bedeckt; diesem vorgelagert sind die drei kleinen Kegel Skalka (650 *m*), Kikula (811 *m*) und Zdiar (753 *m*). Dichte Waldungen bedecken den Fuß der Berge. Über welliges Terrain führt der Weg, die Olsa übersetzend nach dem Dorfe Bystrzytz, interessant durch eine auf einer Anhöhe gelegene alte Holzkirche, in der ein Flügelaltarbild aus dem Jahre 1588 erwähnenswert ist. Dasselbe, die Kreuzigung Christi darstellend, ist auf Holz gemalt. Bei Bystrzytz ergießt sich die Gluchowa in die Olsa, welch letztere, von Jablunkau kommend, beinahe parallel zur Ostrawitza und unter sehr ähnlichen orographischen Verhältnissen in einem anmuthigen, 570—1000 *m* breiten Thale zwischen den steilen Abhängen der Kozubowa und der Czantory, welche in zwei Stufen terrassenförmig von der Thalsohle sich erheben, dahinzieht. Bei Trzynietz nimmt die Olsa links den Tyrrabach auf. In dem schönen, breiten Thale liegt einer der bedeutendsten Industrieorte Schlesiens. Schon von weitem erblickt man eine Unzahl bis zu 80 *m* hoch in die Luft ragender Schlote, aus denen der Qualm in den verschiedensten Nuancierungen ununterbrochen dampft. Dazwischen wirft es Feuer und Flammen aus den drei großen Hochöfen und den vielen kleinen kohlenberußten Coaksöfen; in den großartigen Etablissements rasseln die kolossalen Maschinen; schrill pfeift dazwischen die Locomotive der Montanbahn, Wagen rollen auf und nieder, und geschäftig und emsig versehen die Massen kohlenbestaubter Arbeiter ihr schweres Tagwerk. Wir erwähnen vor allem der Hochöfen und der Bessemerhütte, Kaiser Franz-Josefshütte, (gegründet 1876) mit dem Walzwerke „Kronprinz Rudolfshütte“ (gegründet 1877). Es ist ein imposanter Anblick, wenn das geschmolzene Eisen, wie ein glühender Strom zischend und prasselnd aus dem Hochofen in die vorbereiteten Formen rauscht und dort allmählich erkaltet, um festgeworden abermals hunderte von Händen durchzuwandern, bis es mit Hilfe großartiger Maschinen und Werke eine ihm bestimmte Form erhält. Und wie hochinteressant sind die vielen Maschinen, die des Menschen reger Geist erdacht, um sich das unentbehrliche Eisen für seine verschiedenen tausenderlei Bedürfnisse und Zwecke dienstbar zu machen! So sehen wir allmählich erstehen: Roheisen, Bahnschienen, Wellen und Gusswaren aus Bessemerstahl, Wagenachsen &c. Die verschiedensten Luxusartikel (Brochen, Leuchter, Ketten &c.) aus Eisen werden durch einen chemischen Process mit einem Überzuge von Nickel, Kupfer und Messing versehen und in den Handel gebracht. In dem 1877 erbauten Eisenwalzwerke der Hildegardhütte werden Walzdraht und Feineisen erzeugt; Bau- und Maschinenguss, Ofenguss, Potterie- und Feinguss, Metallguss, einfach und doppelt emaillierte Gusswaren, Blechgeschirre, fördern der Hochofen, die Gießerei Walcherhütte (gegründet 1836) und die Emailfabrik Albrechtshütte (gegründet 1845.) Der Productionswert der erzeugten Ware geht in die Millionen. Bei 2000 Arbeiter sind beschäftigt. Das ganze Werk zählt drei Hochöfen, drei Cupolöfen, vier Flammenöfen, zehn Pudlings- und vier Schweißöfen und sieben Stahlglühöfen; ferner brennen 109 Coaksöfen.

Viele Dampfmaschinen mit einer summarischen Leistungsfähigkeit von mehr als 1500 Pferdekräften, sowie Wasserräder sind in Anspruch genommen, um die Kohlenwäschen, Hochöfen, 4 Walzenstraßen, Dampfhämmer bis zu 300 Zollcentner Fallgewicht und viele andere Arbeitsmaschinen in Gang zu setzen; aus diesen Zahlen erhellt zur Genüge, dass Trzynietz den vielgerühmten deutschen und englischen Eisenetablissements sich ungescheut an die Seite stellen darf. Der waldumrahmte Ort selbst verlor, seitdem die Eisenwerke in den letzten Decennien einen solchen Umfang gewonnen, seinen ruhigen idyllischen Charakter. Aus dem friedlichen Dörfchen ist eben ein Fabriksort ersten Ranges entstanden. Die Landschaft ist hier höchst anmuthig, und nur niedrige Hügel umsäumen noch die Ränder des Flusses. Auf dem breiten Plateau eines solchen Hügels wird nach den Plänen des erzherzoglich Albrecht'schen Bauverwalters, Albin Prokop, eine schöne, gothisch gehaltene katholische Kirche erbaut, deren Kosten mit 200.000 fl. präliminiert sind. Die Kirche dürfte, fertig gestellt, zu den schönsten in Schlesien zählen. Der Gegend, in der wir uns befinden, fehlt es nicht an landschaftlichen Scenerien und Schönheiten. Dennoch zog der Strom der Touristen bisher an unserem Ländchen, dessen Berge so wenig bekannt, wohl auch verkannt und wegen der Ungastlichkeit ihrer Bewohner verschrien sind, vorüber.

Während in den Sudeten und im Riesengebirge jeder bedeutende Punkt, jeder Felsblock bereits durch Bild und Schrift in weiteren Kreisen bekannt ist, wurden die Teschner reizenden Karpatenlandschaften, die jenen in nichts nachstehen, bisher nicht genug gewürdigt und sind leider selbst den Bewohnern des Landes oft ganz unbekannt. Für gastliche Aufnahme auf den Bergen ist hinreichend gesorgt. Auf einigen Bergen sind Schutzhütten errichtet, auf den übrigen muss allerdings mit der gastlichen Aufnahme in den Salaschen vorlieb genommen werden.

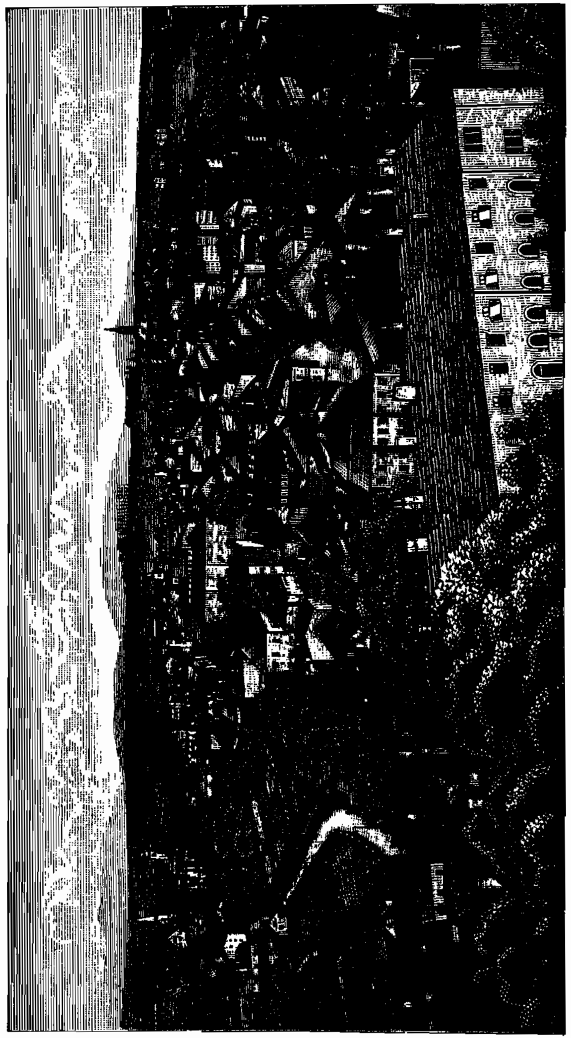
Dem Laufe der bei Trzynietz rechts in die Olsa einfließenden Lyschnica folgend, berühren wir die Ortschaft Lyschna und kommen auf den nordöstlich gelegenen Berg Tul (621 *m*), einen der pflanzenreichsten Punkte des Gebirges, der von Botanikern oft und gern besucht wird. Am Puncowkabache liegt inmitten großer ausgedehnter Waldungen Dzingelau, über das hinaus man bald Blogotzitz mit der bekannten erzherzoglichen Liqueurfabrik erreicht.

Ein kurzer Weg führt längs des breitgewordenen Bettes der Olsa

nach der historischen Hauptstadt des alten Piastenherzogthums, nach Teschen. In mehr oder weniger hervortretenden Anschwellungen unduliert das Terrain zwischen der Olsa und ihrem Nebenflusse, der Bober, theils flache Rücken, theils sanfte Mulden bildend. Wie sich meistens dort Ansätze zur Thalbildung finden, wo mehrere Gewässer sich treffen, so ist dies auch hier der Fall. Während da die Thalniederung zu ungefähr 250 *m* aufsteigt, wird sie in dem erwähnten, von der Bober und Olsa eingeschlossenen, ziemlich spitzen Winkel, bald mit dem Teschner Schlossberge ansetzend und gegen die Stadt unter einem Winkel von schätzungsweise 20—30 Graden gegen Südosten sich erhebend, um viele Meter überragt. Weiter ist für die Physiognomie der Örtlichkeiten, die zur Gemeinde Teschen gehören, der Umstand entscheidend, dass die Abdachung gegen Westen und Nordwesten, also gegen die Olsa hin, eine sehr scharfe, fast in das Flussbett abstürzende, zu nennen ist. Auch läuft der Hauptkamm der Hügelreihe, welche an ein Cap erinnert und dem Olsathale nahe gerückt ist, zu dem letzteren parallel, während er gegen Norden und Nordosten, gegen die Bober hin, sanfter und breiter abböscht.

Im Südost hat die Stadt Teschen keine von der Natur markierte Grenzlinie, indem sie hier mit einzelnen, die Stadt zum Theil überragenden Häusergruppen unter Feldern und Gärten endet. Bei diesem Versuche, die Situation der Stadt mit Worten zu zeichnen, leitet uns zunächst die Rücksicht auf die ursprüngliche Stadtanlage im Gegensatze zur jetzigen, weiteren Ausdehnung derselben. Wir wollen einzelnes Charakteristische erwähnen, besonders die Eindrücke, welche das Bild der Stadt in uns zurücklässt. Wie schon erwähnt, ist das heutige Teschen durch den Olsafluss in zwei ungleiche Hälften getheilt. Der ungleich größere und bedeutendere Theil der Stadt liegt noch immer rechts. Wenn wir die ganze Längsachse berücksichtigen, so liegt in der Mitte des rechtsseitigen Stadtgebietes der große Ring, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, der Hauptplatz, ein geräumiges Viereck. Weiter zählt die Stadt noch folgende Plätze, die, in den verschiedenen Theilen des Stadtgebietes liegend, für die Verkehrs-Verhältnisse günstig situiert sind: der alte Markt, der Kasernenplatz, der nach der Mittagsseite gegen die tiefe Gasse sanft verläuft, nach Westen und Norden aber gegen die Münzgasse steiler abfällt, ferner der Pfarrplatz, der Oberring und der evangelische Kirchplatz. An die eigentlichen Stadtgebiete schließen sich eine Reihe von Vorstädten an, die in nicht geringer Entwickelung begriffen sind. Vor allen ist der sogenannte Sachsenberg zu erwähnen, der weithin in der Runde sichtbar ist und seinen Namen zur Erinnerung an den Herzog Albert von Sachsen-Teschen erhielt. Jenseits der großen Olsabrücke breitet sich am linken Ufer der belebte, ganz ebene Stadttheil aus, den die Kaschau-Oderberger Bahn quer durchschneidet. An dem äußersten Ende dieses Stadttheils verzweigt sich die Hauptstraße in drei nach Mährisch-Ostrau, Friedek und Jablunkau

führende Kaiserstraßen, welche zum Aufschwunge der alten Herzogsstadt nicht wenig beitrugen. Für Anlagen und Belustigungsorte ist hinreichend gesorgt.



Teschen.

Vor allem zu erwähnen ist der Schlossberg, der sich bis zu 43 *m* über dem Wasserspiegel der Olsa erhebt. Es ist der schönste und besuchteste Promenadeplatz der Teschner. Auf dem reizenden Hügel wechseln englische Anlagen mit steil abfallenden Bastionen und grasreichen Terrassen, von denen aus man eine reizende Fernsicht in das liebliche, weitumrahmte Olsathal genießt.

Nicht minder lieblich wie der Ausblick von diesem schönen Punkte ist der Anblick der Stadt, von Süd und West betrachtet. Das nicht sehr weitläufig ausgedehnte Teschen bietet, von hier aus gesehen, ein stolzes, malerisches, fast ans Großartige grenzendes Bild. Während in der Mitte die langgestreckte Häuserreihe der Hauptstraße mit kleinen terrassierten Gärten ziemlich steil gegen das Olsaufer abfällt, sind in weiten Abständen ihre Flügel zuerst gegen Osten geschlossen von der weithin sichtbaren, evangelischen Jesuskirche; eine Reihe von Kirchthürmen in den verschiedensten Stilarten führt wieder das

Auge zurück gegen Westen. Ebenso besucht, wie der Schlossberg, ist die wohlgepflegte Albrechtsallee am linken Olsaufer, angelegt unter dem schon erwähnten Herzog Albert von Sachsen-Teschen im Jahre 1813. Es ist ein vornehmer Baumgang von kräftigen Kastanien, Linden, Akazienbäumen &c. mit schönen, wenn auch schmalen englischen Anlagen.

Teschen hat auch seinen Prater, nämlich die vom Diarunkabache durchschnittene Grabina, auch Rudolfshain genannt, mit ihren vielbesuchten, von Natur und Menschenhand wohl ausgestatteten und gepflegten Laubhallen und Gängen und duftreichen Wiesen.

Zu den bedeutendsten Bauten der Stadt zählt das Schloss Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Albrecht, welches sich auf dem zum Theile in steilen Wänden abfallenden, zum Theile gegen die Stadt sanfter hinabsteigenden Plateau des Teschner Schlossberges erhebt. Die lang ausgedehnten Bauten des Schlosses, welche den Berg nach der Stadt hin abschließen, sind zum größeren Theile jüngeren und jüngsten Ursprungs. Die Front nach dieser Seite bildet ein langgestrecktes Gebäude, dessen mittlerer Tract zweistöckig ist. Der Flügel gegen die Olsa endet mit einer Terrasse und einem tempelartigen Pavillon. An das Schlossgebäude schließen sich die schon erwähnten kunstvoll angelegten englischen Anlagen des Schlossberges. Doch etwas anderes ist es, was diesem Platze besondere Anziehungskraft verleiht, ihn zu einem der interessantesten, sehenswürdigsten Punkte Schlesiens macht, es ist das historische Interesse, das an jenem Berge haftet. Auf dem schiefrigen Hügel nämlich, der gerade Raum genug bot für einen ausgedehnten Herrensitz in der Blüte mittelalterlichen Lebens, stand die thurm- und hofreiche Residenz der Teschner Herzoge aus dem weit verzweigten Piastenstamme. Auf die ehemalige Weitläufigkeit dieses würdigen Herzogssitzes deuten zahlreiche bloßgelegte Mauerreste, welche erkennen lassen, dass das eigentliche Schloss durch einen dreifachen Ring geschützt und gesichert war. Dasselbe erhob sich auf der westlichsten Partie des Hügel-Plateaus, umgeben von zwei Umfangsmauern, die durch einen Wallgraben getrennt wurden. Von dem erwähnten Piastenschlosse ist längst nichts mehr übrig als der alte Piastenthurm, dessen solide Mächtigkeit ihm das ehrwürdige, trotzige Äußere, kaum berührt von modernisierender Restauration, bewahrte. Weit hinausblickend in das herrliche Panorama der anmuthigen Landschaften, die im Westen im weiten Bogen von Hügelketten, im Süden von den zum Theil zurücktretenden Beskiden umrahmt sind, erhebt sich der altersgraue Thurm in einem Kranze von düsteren Fichten; 29 *m* hoch sind dessen Mauern, unten 2·2 *m*, zuoberst 1·3 *m* dick, und bilden 7 Etagen. Das Zurücktreten der Mauern ist äußerlich nur einmal sichtbar und durch eine Art Sockel gegliedert. Die Plattform wird durch eine in neuerer Zeit erhöhte Brustwehr geschützt.

Unter den sechs katholischen Kirchen Teschens ist insbesondere die

Pfarrkirche hervorzuheben, die bis zum Jahre 1789 den Dominicanern gehörte. Sie besitzt ein künstlerisch schönes Altarblatt. Sie wurde von dem Herzoge Mesko I. 1210 als Gruftkirche der Herzoge von Teschen nebst dem Dominicanerkloster gegründet, dessen Platz jetzt die Pfarrwohnung einnimmt, die auch dem Weihbischof und Generalvicar als Wohnsitz dient. Jeder sachkundige Blick zeigt, dass die ursprüngliche Anlage der jetzigen Pfarrkirche, der ehemaligen Dominicanerkirche, gothisch gewesen. Durch den Umbau erfuhr die Kirche wesentliche Veränderungen und verlor namentlich den ganzen Schmuck altdeutschen Baustils. Spuren des alten Stils sind nur noch im Kreuz des alten Schiffes, desgleichen an den Fenstern vorhanden. Im Südosten der Stadt erhebt sich der Bau der weithin in das Auge fallenden evangelischen Jesuskirche. Den Namen „Gnadenkirche" führt sie, weil sie auf Verwendung des Königs Karl XII. von Schweden 1709 vom römisch-deutschen Kaiser Josef I. als Landesherrn in Gnaden bewilligt wurde. In unmittelbarer Nähe der Kirche befindet sich das Gebäude der mährisch-schlesischen Superintendentur. An Bildungsanstalten hat Teschen ein Gymnasium, eine Realschule, eine Lehrerbildungsanstalt und drei Volksschulen. Das Gebäude der Communal-Knaben- und Mädchenschule ist ein Prachtbau, der der Stadt zur Ehre gereicht.



Der Piastenthurm.

Besonders zu erwähnen ist das Scherschnik'sche Museum, das der um seine Vaterstadt hochverdiente Propst Leopold Scherschnik stiftete. Scherschnik ist einer der besten Söhne der Stadt. Er war daselbst am 3. März 1747 geboren, trat in den Jesuitenorden und lebte nach Aufhebung desselben der Erziehung der Jugend. Schon 1787 war er Präfect des Teschner kath.

Gymnasiums. Er wirkte hier bis zu seinem Tode am 21. Jänner 1814. Sein christlich demüthiger Sinn, sein von wahrer Religiosität durchglühtes Herz, seine leidenschaftliche Neigung zu reger Thätigkeit und zu stillem Wirken und sein besonderer Hang für Jugendbildung haben ihm in den Herzen aller Schlesier eine nie erlöschende Dankbarkeit begründet. Eine seiner vielen Schöpfungen ist das nach ihm benannte Museum mit einer reichhaltigen Bibliothek. Die von ihm hinterlassenen Schriften zeugen von dem großen Fleiße, der in diesem Manne wohnte. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, den Teschner Kreis nach allen Richtungen gründlich zu durchforschen. So manchen wissenschaftlichen Schatz rettete er bei diesem edlen Streben für die Landesgeschichte.

Was Scherschnik begonnen, hat Albin Heinrich ausgebaut und ergänzt. Er war am 1. März 1785 zu Friedland geboren, kam nach beendigten Studien 1813 als Lehrer an das katholische Gymnasium, wo er auch die Custosstelle am Scherschnik-Museum versah. In dieser Zeit war das in historischer Beziehung ganz vernachlässigte Oberschlesien das Feld seiner rastlosen Thätigkeit. Er durchreiste und durchforschte das ganze Land, spähend nach wissenschaftlicher Beute. Wir heben von den Früchten seines Fleißes auf historischem Gebiete seinen „Versuch über die Geschichte des Herzogthums Teschen“ hervor. Auch auf dem naturwissenschaftlichen Felde leistete er Bedeutendes. Große Verdienste erwarb er sich durch Sammlung und Verzeichnung von Mineralien im Teschnischen. Heinrich war es, der zuerst im Jahre 1821 den Teschenit und Pikrit entdeckte. Auch die Fauna des Teschner Kreises fand an ihm einen eifrigen Forscher. Heinrich war 1830 ans Brünner Gymnasium versetzt worden. Als Custos des Franzens-Museums brachte er dessen Sammlungen in beste Ordnung. Als er 1850 vom Lehramte schied, konnte er, der Unermüdliche, nicht von der Arbeit lassen. Er übernahm als Director die Leitung des Werner-Vereines zur geologischen Durchforschung Mährens und Schlesiens. Achtzig Jahre alt, starb der thätige Mann am 5. April 1864. Die reiche Bibliothek des Scherschnik-Museums (über 13.000 Bände) enthält aus allen wissenschaftlichen Fächern wichtige und kostbare Werke, 215 Incunabeln, einen Codex aus dem 13. Jahrhundert auf Pergament mit schönen Initialien, ein Gebetbuch mit 6 Gemälden aus dem 12. Jahrhunderte. Die archäologischen und ethnologischen Sammlungen sind ebenfalls recht sehenswert.

Für den gewerblichen und industriellen Aufschwung in der Stadt und Umgebung zeugen die großen Etablissements des Erzherzogs Albrecht, die Holzverkleinerungsmaschine und die Brettsäge, verbunden mit Bautischlerei und der Erzeugung roher Holzmöbel, die Flachs- und Spinnfabrik, die renommierte stets wachsende Bierbrauerei, die neu eingerichtete Brantweinbrennerei und Spiritusraffinerie und die Ölerzeugung aus Raps in Mosty, die ihre Producte bis über den Continent hinausschickt, ferner die Fabrik für massivgebogene Möbel der Gebrüder Jakob und Josef Kohn, dann der Firma Jaworek, J. Rosners Holzindustrie für Zündwaren, die k. k. Hofbuchdruckerei und Hofbuchhandlung Karl Prochaska, die Geschäftsbücherfabrik von H. Feitzinger.

Und nun noch einen Blick in die Chronik der Stadt. Einer alten Sage zufolge soll Teschen von drei fürstlichen Brüdern gegründet sein, welche sich nach langen Abenteuerfahrten unverhofft wiederfanden und als Denkmal ihres freudigen Wiedersehens einen Wohnort anlegten. Als der Polenkönig Lesko, so erzählt der Volksmund, eines Abends in die westliche Gegend seines Reiches blickte, sah er drei helle Sterne dahinziehen und erinnerte sich dabei unwillkürlich der Dreizahl seiner Söhne. Er ließ sie vor sich rufen und befahl ihnen, vereinzelt die Fahrt nach dieser Gegend anzutreten, um sie zu erforschen und sie mehr an das Reich zu knüpfen. Dem Willen des Vaters folgend, verließen die drei Brüder mit einem kleinen Gefolge das väterliche Schloss und zogen auf getrennten Wegen der Abendgegend zu. Nur selten zeigten sich auf ihren Wegen Spuren menschlichen Wirkens. An einem schwülen Tage fand sich Cieszymir, der eine der drei Brüder, ermattet und vor Durst fast verschmachtend, in einer besonders romantischen Gegend. Da hörte er von den dicht bewaldeten Höhen her den Schall eines Jagdhornes. Er war nicht mehr weit umhergestreift, als er Bolko, einen seiner Brüder, inmitten seines Gefolges wiederfand.

Als der erste Rausch der Freude vorüber war, erzählte derselbe dem Cieszymir, dass er Lesko, den dritten Bruder, hier im Walde gefunden, der aber eine Quelle suche, um bei der drückenden Hitze auf einer erquickenden Lagerstätte zu rasten. Wenn er eine solche gefunden, werde er es durch Hörnerschall verkünden. In doppelter Freude beeilten sich die Brüder, Lesko selbst aufzusuchen. Bald widerhallte Leskos Waldruf und in wenigen Minuten feierten sie ihr unverhofftes Wiedersehen. Dann stillten sie ihren Durst an der klaren, lieblichen Quelle und erneuerten ihre erschöpften Kräfte, um darauf des denkwürdigen Wiederfindens umsomehr sich zu erfreuen. In dankbarer Erinnerung an dieses glückliche Zusammentreffen gründeten sie in der Nähe der Quelle ein Lustschloss und nannten es, weil sie sich hier so gefreut, nach dem Polnischen „cieszyc“ (böhmisch „těšiti,“ deutsch „freuen“), Cieszyn, was man so mit „Ort der Freude“ (Freudenstadt) erklärt. Bald ließen sich um das Lustschloss eine größere Anzahl von Menschen nieder, welche die Wildnis lichteten, Häuser bauten und so einen Wohnort schufen, der nach dem Schlosse ebenfalls Cieszyn genannt wurde. Am südöstlichen Abhange der Stadt, in der abseits gelegenen schmalen Brüderbrunnengasse, befindet sich dieser sagenhafte Brunnen.

In die beglaubigte Geschichte tritt Teschen erst 1155 (23. April), in welchem Jahre wir dasselbe mit anderen Castellancien des polnischen Schlesiens als Bezirk des Breslauer Bisthumes angeführt finden. Das

Teschner Land bildete eine Castellatur des polnischen Reiches, der großen lechischen Monarchie, in deren Bereich seit dem tapferen Boleslaus Chrobry (992—1024) auch die Gaue der Slezane oder das eigentliche Schlesien und das im 9. Jahrhunderte unter der Herrschaft Großmährens, im 10. unter der Böhmens gestandene Weiß-Chorwatien gerathen waren, zu welch letzterem das heutige Teschnische, vielleicht ganz Ober-Schlesien gehörte.

Unter einer Castellatur verstand man die Vereinigung mehrerer Orte oder Dorfgenossenschaften mit einem Mittelpunkte, dem Castelle, das unter einem Castellan stand, der die richterliche, administrative und militärische Gewalt in seinem Bezirke im Namen seines Herrn ausübte. Der Mittelpunkt des Teschner Districtes war die Teschner Burg, die sich schon damals auf dem heutigen Schlossberge erhob. Ihre Erbauung scheint in die Zeit um das Jahr 1000 zu fallen, da Boleslaus Chrobry die weiten Grenzen seines Reiches mit solchen Castellen zu decken suchte. Hier haben wir wohl auch den Anfang des jetzigen Teschen zu suchen, der freilich recht unansehnlich gewesen sein mochte. Meistens waren nämlich solche Ortschaften nichts anderes, als mit Planken und Gräben umgebene größere Ansiedelungen um die Landesburgen. Schon seit dem Jahre 1290 ist Teschen, wie wir im Abrisse der Landesgeschichte erzählt, die Residenz de Herzoge von Teschen aus dem Stamme der Piasten bis zu deren Aussterben. Bewegte Tage sah die Stadt während der Reformation und des 30jährigen Krieges. Herzog Wenzel war (nach dem Jahre 1555) selbst zur neuen Lehre übergetreten, die denn auch sich weithin über das flache Land verbreitete. Anders aber gestalteten sich die Verhältnisse unter Wenzels Sohn, Adam Wenzel. Er war bei seines Vaters Tode erst 5 Jahre alt.

Die Regierung führte für ihn seine Mutter, die Herzogin Sidonia, die sich bald nach dem Tode ihres erlauchten Gemahls mit Emmerich Forgatsch, Grafen von Trentschin, verehelichte. Dem Volke ist dieselbe noch heute unter dem Namen „die schwarze Fürstin“ bekannt.

„Schwarz war ihr Kleid, schwarz all' es war,
Schwarz war ihr Auge, schwarz ihr Haar,
Doch schwarz nicht ihre Seele.“

Sie verweilte häufig auf ihrem Jagdschlosse zu Marklowitz, nicht weit von Teschen, dort wo die Olsa brausend ihren Weg durch ausgedehnte Felsmassen hindurchwäscht.

In der Nähe des Jagdschlosses lebte, so berichtet die Sage, ein Landmann, der vom Ertrage seines Ackers seine Familie zwar dürftig, doch redlich ernährte. Der Segen Gottes ruhte auf ihm, und stets sah man ihn fröhlich seinem Tagewerke nachgehen. Wie erschrak der arme Mann, als er eines Tages seine Saaten zertreten und verwüstet fand.

Er beschloss, dem Unholde, der das gethan, nachzuspähen. Ehe noch die Sonne hinter den blauen Bergen verschwunden war, lag er bereits

im nahen Dickicht verborgen, bis ein Geräusch sich hören ließ und ein gewaltiger Eber durch das Getreide jagte. Schnell war der Hahn der Flinte gespannt, und die wohlgezielte Kugel streckte das Thier zu Boden. Der Knall lockte die fürstlichen Jäger herbei, sie ergriffen den vermeintlichen Wildschützen und führten ihn nach dem Schlosse Marklowitz. Bald erhielt die bedauernswerte Gattin des Landmannes Kunde von dem Vorfalle; sie eilte in das Schloss und langte dort eben an, als Sidonia über das Vergehen zu Gericht saß. Das rührende Flehen seines Weibes, welche zu der Fürstin Füßen um Gnade bat, bewogen diese, eine milde Strafe auszusprechen. Vorerst ließ sie berechnen, wie viel ein Eber wert sei und welchen Schaden er in einem Jahre anzurichten vermöge. Als man antwortete, dass ein Eber drei Thaler wert, jährlich aber an tausend Gulden Schaden verursachen könne, befahl sie ihrem Schatzmeister, dem Landmanne eine Entschädigung für 10 Jahre, zehntausend Gulden also, auszuzahlen, für die Erlegung des Ebers aber ihn mit drei Thalern zu strafen. Auch hob sie das grausame Gesetz, demzufolge jeder Wildschütz durch gehetzte Hunde zerrissen werden sollte, auf. Dankerfüllt verließen die beiden Landleute das Schloss und priesen laut den Gerechtigkeitssinn der Fürstin.

Noch manche andere Sage wird über dieselbe berichtet. Kurz vor ihrem Tode, so erzählt man, hatte sie ihrem Castellan den Befehl gegeben, ihren Leichnam auf schlichtem Wagen von einem Viergespann schwarzer Stiere in freiem, ungehemmtem Laufe aus dem Schlosse führen zu lassen. Wo das Gespann anhielte, dort sollte ihre Ruhestätte sein und über dieser ein Gotteshaus errichtet werden. Genau vollzog der Castellan der Herrin letzten Wunsch:

„Er zieht durch's Thal vorbei am Hain —
Der stumme Leichenzug;
Doch von des ersten Berges Rain
Geht's ab im Sturmesflug,
Vom Zügel und vom Lenker frei —
Braust er in nicht gezähmter Scheu
Vom Scheitel bis zum Fuße nieder.“ (Monczka.)

Doch plötzlich steht der Zug wie festgebannt, bis die zurückgebliebene Dienerschaft keuchend zur Stelle kam. Dem letzten Willen gemäß ward die Fürstin an jener Stelle in das Grab gesenkt; bald auch erstand, wie sie es geboten, ein Kirchlein daselbst. Die Ortschaft, die sich um die Kirche allmählich ausbreitete, heißt zur Erinnerung an die Begebenheit noch heute Kosteletz, d. h. Kirchenplatz. Öfters zeigte sich, der Sage nach, in späterer Zeit um Mitternacht die Fürstin dort am Altar der Kirche in priesterlichem Gewande, öfters auch im Schlosse zu Teschen mit einem Schlüsselbunde in der Hand.

Anfänglich war Adam Wenzel ein eifriger Anhänger und Bekenner der neuen Lehre, kehrte jedoch später zum Glauben seiner Ahnen zurück

und ward Katholik (1610). Anfangs besetzte er zwar nur eine Kirche mit etlichen katholischen Mönchen und ließ den Protestanten durch den Landmarschall und auch sonst andeuten, dass auch die übrigen Kirchen ihnen belassen werden sollten.

Nicht lange darauf jedoch besetzte er alle in und vor der Stadt gelegenen Kirchen mit katholischen Priestern. Übrigens war in Teschen die Rekatholisierung nicht leicht durchzuführen. Naturgemäß leistete die evangelische Bürgerschaft derselben Widerstand. Sie berief sich auf das Privilegium, welches sie im Jahre 1598 vom Herzoge erlangt hatte und worin derselbe bestimmte, dass nur Anhänger des Augsburger Religionsbekenntnisses als Schul- oder Kirchendiener angestellt werden dürften. Als Antwort darauf forderte der Herzog das Privilegium vom Stadtrathe zurück, und schickte dasselbe, in kleine Stücklein zerschnitten, das nachhängende Siegel ausgekratzt und verderbt durch einen Edelknaben wiederum zurück. Den letzten Sprossen aus dem piastischen Herzogshause, die Herzogin Elisabeth Lucretia, ereilte der Tod im Jahre 1653. Das erledigte Lehen fiel an die Krone zurück. Kaiser Karl VI. hatte das Herzogthum 1722 an den Herzog von Lothringen-Bar als Lehen übertragen, nach dessen Tode es an Herzog Franz von Lothringen, den späteren Gemahl der großen Kaiserin Maria Theresia, übergieng. Nach dem Tode Franz I. folgte als Lehensträger des Herzogthums sein Sohn Josef II.

Maria Theresia aber brachte dasselbe 1765 käuflich an sich und übergab es als ein wahres und untheilbares Manneslehen ihrer Lieblingstochter, der Erzherzogin Maria Christine von Sachsen-Teschen. In dieser Zeit wurde Teschen noch mehr mit der allgemeinen Geschichte verknüpft. Hier wurde nämlich der „Friede zu Teschen“ unterzeichnet, welcher einen blutigen Krieg, den bayerischen Erbfolgekrieg, verhinderte. Am 9. Mai 1779 kam der Friede zustande.

Nach Abschluss des Friedens wurde der Magistrat von den Gesandten aufgefordert, für die Stadt eine Begünstigung zu verlangen, deren Gewährung sie zu erwirken versprachen. Der Magistrat enthielt sich jeder weitergehenden Forderung und bat nur um die Bildnisse der Gesandten zum Andenken für die Stadt. Dieser Bitte wurde auf das bereitwilligste entsprochen; die wohlgetroffenen Bildnisse des Malers Lampe langten bald in Teschen an und wurden im Sitzungssaale des herzoglichen Landrechtes, später in den Amtslocalitäten des Gemeindevorstandes aufbewahrt, wo sie sich noch heute befinden.

Herzog Albert hatte im Sinne, das Teschner Schloss, welches schon im Jahre 1659 demoliert worden war, wieder aufzubauen. Bereits lag der Bauriss fertig, da wurde das Bauproject wieder fallen gelassen, als plötzlich 1789 des Prinzen hohe, treffliche Gemahlin starb. Herzog Albert ließ ihr — dem Vorbilde edelster Weiblichkeit, „uxori optimae“, in der

Augustiner-Kirche in Wien durch Canovas Künstlerhand das würdigste Denkmal setzen. Der Herzog selbst hatte sich seit 1795 nach Wien ins Privatleben zurückgezogen, schrieb dort seine Memoiren, lebte nur der Wissenschaft und legte mit reichen Mitteln eine große Bibliothek und eine auserlesene Kunstsammlung in der „Albertina“ an. Er starb 1822 im 84. Jahre seines Lebens. Sein Erbe war der erste Besieger des bisher unwiderstehlichen Napoleon I., der Held von Aspern, der Erzherzog Karl. Er ließ



Erzherzog Albrecht.

1837 die alten Gebäude des Schlosses abtragen, von denen nur noch der alte Piastenthurm übrig ist. Das Schloss in seiner jetzigen Gestalt steht seit damals. Auch das erzherzogliche Bräuhaus wurde von ihm 1846 in einem weiteren, stets wachsenden Umfange begründet. Am 30. April 1847 starb der Erzherzog, dessen Namen die Geschichte immerdar unter den ausgezeichnetsten Feldherren aller Völker und Jahrhunderte nennen wird.

Möge sie nicht vergessen, ihn zugleich als wahren Menschenfreund und als den Beglücker der Angehörigen seiner weiten Besitzungen zu nennen. Nach ihm übernahm die Herrschaft sein Sohn, der Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza. Beseelt von demselben großen Geiste, beglückt mit demselben Kriegstalente, wie sein großer Vater, möge derselbe noch lange bleiben die festeste Stütze des Kaisers und des Reiches!

Für die Herrschaft Teschen bildet sein und seines Vorgängers Regierung die Ära eines allgemeinen Aufschwunges auf allen Gebieten der Industrie.

Unter der Zahl jener Männer, die damals ihre besten Kräfte dem allgemeinen Volkswohle weihten, ist vor allem Karl Ritter von Kleyle zu nennen, dessen genialem Feuergeist es gelang, die ostschlesische Landwirtschaft und Industrie zu einem Muster für das ganze Reich zu gestalten. Schon mit 23 Jahren Director der erzherzoglichen Teschner Kammer, kam er mit dem ganzen Arbeitsmuth und der ganzen Arbeitslust der Jugend an die Erfüllung seines Berufes, organisierte die Verwaltung, richtete die eigenen Ökonomien zweckmäßiger ein und steigerte so nach allen Seiten die Ertragsfähigkeit der erzherzoglichen Güter. Er erwarb sich dadurch die Zufriedenheit des Erzherzogs Karl in einem solchen Grade, dass ihm schon nach zwei Jahren seiner selbständigen Leitung auch die Verwaltung der angrenzenden galizischen Güter übertragen wurde. Im Jahre 1846 wurde Kleyle als Administrator sämmtlicher erzherzoglichen Güter an die Seite seines Vaters nach Wien berufen. Um sich aber in dieser Stellung der praktischen Landwirtschaft nicht zu entfremden, übernahm er zugleich die Localdirection der erzherzogl. Herrschaft Seelowitz in Mähren, die ihren Ruf in Bezug auf rationellen Betrieb der Wirtschaft, insbesondere des ausgedehnten Rübenbaues, vornehmlich seiner Thätigkeit verdankt.

Als aber im Jahre 1848 eine neue Zeit über Österreich hereinbrach, gab er seine bisherige Stellung auf und trat in den Staatsdienst. Als praktischer und rationeller Landwirt erkannte er das Bedürfnis nach richtig und solid gearbeiteten Ackerwerkzeugen und veranlasste zur Herstellung derselben den Bau einer eigenen Werkstätte für landwirtschaftliche Werkzeuge und Geräthschaften auf den erzherzogl. Besitzungen in Schlesien.

Das reiche Arbeitsfeld, auf dem er so emsig thätig war, absorbierte frühzeitig seine Kräfte, und so sank er wie die Kerze, die sich selbst verzehrt, indem sie leuchtet, mit dreiundvierzig Jahren ins Grab.

Rings um die Stadt Teschen gruppieren sich eine große Anzahl von Dörfern, die alle herrlich, theilweise inmitten reizender Waldungen gelegen, wegen der vielen Musterwirtschaften und Schweizereien daselbst für den Landwirt von großem Interesse sind. Die Landes-Ackerbauschule Kotzobendz soll für einen rationell und praktisch herangebildeten Nachwuchs unter den ostschlesischen Landwirten sorgen.

Nordöstlich von Teschen liegt eine Meile entfernt Ogrodzon, dessen Kirche einen für den Kunstfreund interessanten Flügelaltar zeigt. Er ist bei weitem kleiner als jener zu Alt-Bielitz, die Gemälde sind nicht von jener vorzüglichen Hand, doch für die Kunst immerhin von hohem Interesse. Leider hat dieser Altar sehr gelitten, und namentlich wurde das auf dem Hauptbilde in eigener Tafel noch stehende Gemälde, den gegen den Himmel auffahrenden Erlöser darstellend, wahrscheinlich, weil die Kirche die Aufstellung wegen der geringen Höhe nicht zuließ, entzweigesägt. Sämmtliche Gemälde sind der Passion entnommen; die langgestreckten schmalen Körper, sowie die mangelhafte Perspective deuten auf ein hohes Alter.

Bei Hochzeiten geht es, namentlich auf dem platten Lande, in der Regel lustig her. Der Bräutigam steckt einen grün-weißen, der Brautführer einen roth-goldenen Buschen von künstlichen Blumen, Flitterwerk und Bandschleifen auf den Hut. Die Braut schmückt ihr Haupt mit einer goldenen, die Brautjungfer mit einer silbernen Krone. Es werden Auffahrten bei Verwandten und Bekannten unter Musik und Gesang gehalten, wobei die Pferde mit Federbüschen und Bandflechten herausgeputzt sind. Die Teschner sind überhaupt ein fröhliches, gutmüthiges Volk, hängen an den Sitten und Traditionen der Voreltern und zeichnen sich durch eine ganz eigenthümliche Mannigfaltigkeit von Mundarten und von Nationaltrachten aus, bei welch letzteren Blau als Lieblingsfarbe vorherrscht. Besonders originell ist die Tracht der Bauernweiber um Teschen. Ihr kurzer Rock besteht aus einem eigens dazu gewirkten braunen halbwollenen Stoffe. Unten umsäumt denselben ein blaugefärbtes Band. Er wird von sammtnen, gold- und silbergestickten Achselbändern, an denen sich der Grad des Reichthums zeigt, getragen. Über die Brust geht ein weißes Hemdchen. Die Mädchen tragen einen langen Zopf, die Weiber einen Haarknoten, und eine weiße, anliegende Haube, mit an der Stirn liegendem glatten Spitzenrand.

Das Olsathal erweitert sich oberhalb Teschen immer mehr zu flachem Hügellande. Das Geleise der Kaschau-Oderberger Bahn führt in der Richtung des Flusses nach dem Jodbad Darkau, dessen Anlagen unmittelbar am rechten Ufer der vorbeirauschenden Olsa erbaut sind. Das Jodsalz wird in Darkau selbst durch Verdampfen der Sole erzeugt und in Kisten und Flaschen exportiert. Selten hat ein Curort in so kurzer Zeit eine derartige Berühmtheit erlangt, als das erst seit 16 Jahren bestehende Jodbad Darkau. Es ist dies hauptsächlich der seltenen Kraft seiner Jodquelle zuzuschreiben, welche im Jahre 1863 bei einem von Georg Baron Bees vorgenommenen Bohrversuche auf Steinkohlen zu Tage trat und als eine der heilkräftigsten Jodbromquellen Europas erklärt wurde. Vor zwei Jahren wurde auch eine Eisenquelle entdeckt. Aus nah und fern suchen und finden Leidende im Bad Darkau Rettung. Eine Allee führt von Darkau in den Park des Schlosses Roy hinüber. Von hier gelangen wir durch einen Kastaniengang nach

Freistadt. Dieses freundliche Landstädtchen liegt in der Thalerweiterung der Olsa in einer Höhe von 293 *m* zwischen weit ausgedehnten Culturen in schattigen Bäumen halb versteckt. Auf dem geräumigen Ringplatze von Freistadt fällt uns vor allem der alterthümliche Rathhausthurm auf, in dessen oberster Etage in Stein das Wappen der Teschner Piasten sichtbar ist. An der linken Seite des Platzes erhebt sich das gräflich Larisch'sche, weitläufige Schloss, in modernem Stile erbaut. Eine sorgfältig gepflegte Parkanlage, mit reichen Gruppen von Blumenbosquets mannigfach durchwirkt, lässt einen prunkenden Herrensitz erkennen. Breite und schmale, offene und belaubte Gänge schlängeln sich nach verschiedenen Richtungen fort. Aber auch heimliche, buschige Ruheplätzchen gibt es da in den belaubten Gängen, wo der ermüdete Spaziergänger, vor den sengenden Strahlen des leuchtenden Gestirns geschützt, seinen Gedanken Raum zu geben vermag. Der gegen die Bonkauer Straße gelegene Theil des Parkes enthält eine Abtheilung für den Gemüsegarten; von den Gewächshäusern sind die Orangerie, das Ananas-Treibhaus und das Feigenhaus hervorzuheben. In der Nähe derselben liegt der herrschaftliche Obstgarten.

Wir wollen auch der Geschichte dieser Stadt in kurzen Zügen gedenken. Der Volksmund spricht für eine frühe Existenz der Ortschaft. Er berichtet, dass schon im 10. Jahrhunderte eine durch Ausdehnung und Bedeutsamkeit hervorragende Stadt unmittelbar bei dem jetzigen Freistadt bestanden habe. Hier habe in der Ortskirche eine Glocke gehangen, deren starker und heller Klang stundenweit gehört wurde. Einst verwandelte eine große Feuersbrunst die Stadt in einen Trümmerhaufen; auch die Glocke war in den Schutt hinab gestürzt. Die schwer heimgesuchten Einwohner mieden fortan diese Unglücksstätte; ihre neuen Behausungen bauten sie auf dem Grunde des heutigen Freistadt. Vergessen war bald der frühere Ort, vergessen die Glocke, und wo vordem bessere Bauten die Wohlhabenheit ihrer Bewohner verkündeten, dort spross kümmerliches Gras, so dass dieser wüste Plan schließlich zum Tummelplatz für das Borstenvieh der Einwohner wurde. Einmal nun bemerkte ein Hirt, wie eines seiner grunzenden Hausthiere im Boden wühlend einen großen, metallisch glänzenden Körper mit dem Rüssel bloßlegte. An der Form des aufgewühlten Körpers erkannte man eine Glocke. Sie wurde ausgegraben und auf den Glockenthurm der Freistädter Kirche gebracht. Wieder erscholl ihr herrlicher Klang, an stillen Tagen vernehmbar bis zu vier Meilen im Umkreise. Damals residierte zu Teschen eine Fürstin, welche, ergriffen von dem wunderbaren Schalle der Glocke, diese für ihr Schloss zu erwerben beschloss. Nur gegen eine große Geldsumme erklärten sich die Freistädter Bürger zur Überlassung derselben bereit, und zwar sollten für dieselbe soviel Thaler bezahlt werden, als ihrer zur Pflasterung der Straße von Freistadt nach Teschen nöthig wären. Selbst darauf gieng die Fürstin ein, und so kam die Glocke nach Teschen. Doch

immer wieder fand man sie in ihrem alten Glockenstuhle zu Freistadt, so oft sie auch nach Teschen zurückgebracht worden sein mochte. Schließlich gab die Fürstin dieser dunklen, unbekannten Gewalt nach und überließ den Freistädtern die wunderbare Glocke, ja sie erließ ihnen großmüthig die Rückzahlung der Kaufsumme, nur das eine wollte sie sich ausbedingen, dass die gegen Teschen gerichteten Fenster des Glockenthurmes vermauert würden. Einer anderen Volksüberlieferung zufolge war nicht ein Brand die Ursache des Unterganges der „Altstadt," sondern ein erbitterter Kampf zwischen dem Besitzer des Ortes, der dort eine stark befestigte Burg bewohnte und dem Könige eines fernen Landes, welcher seine Gemahlin, die in der Burg Schutz gesucht und gefunden hatte, mit einem großen Heere zurückzufordern gekommen war. Ein Erdhügel in der Nähe von Freistadt soll die Überreste der in dem vernichtenden Kampfe gefallenen Krieger, der Platz aber, auf dem die jetzige Altstädter Schule erbaut ist, die Gebeine des erschlagenen Besitzers bergen. Soweit die Sage!

Historische Daten darüber, wann Freistadt zu einer Stadt erhoben wurde, fehlen gänzlich. In keiner der bisher bekannten Urkunden wird der Stadt vor dem Jahre 1327 Erwähnung gethan. Erst unter dem 18. Februar dieses Jahres finden wir Freistadt als Eigenthum der Herzoge von Teschen genannt und auch in der Folge verblieb Freistadt im Besitze der Teschner Fürsten. Einer derselben, Herzog Bolko II. von Teschen, wohnte in der Freistädter Burg und unterhielt daselbst einen prächtigen Hofstaat (1447). Die fürstlich eingerichtete Feste beherbergte nicht selten die Teschner Herzoge. Auch die Witwe Bolkos II. hatte daselbst bis zum J. 1490 ihren Sitz aufgeschlagen. Kasimir II. (1477—1528) verweilte oft in Freistadt, wo ihm auch wohl die großartigen Anlagen der Teiche mit ihren Jagden und Fischereien Vergnügungen in Fülle und Hülle bieten mochten. An jene Zeit erinnern auch die kolossalen Dämme nördlich von Freistadt, mit vielhundertjährigen, knorrigen Eichen bewachsen. Kasimir führt den Namen „Kaczek von Freistadt," auch „Kaczko Teschenienfis in Freistadt princeps," ein Beweis auch, dass die Stadt zu jener Zeit von größerer Bedeutung war. Herzog Friedrich Kasimir schlug hier seine Residenz auf und vermählte sich am 28. December 1564 mit Katharina von Liegnitz. Die großartigen Hochzeitsfeierlichkeiten, bei denen zu erscheinen selbst der Kaiser Maximilian II. nicht verschmähte, waren mit allem fürstlichen Prunke ausgestattet. Der Herzog starb 1571. Freistadt wurde verkauft und seither wechselten verschiedene Familien in dessen Besitz, bis 1772 Lord Viscount Rudolf Taaffe dasselbe an Johann Grafen Larisch-Mönich verkaufte. Das Haus Larisch ist altadelig und sehr ausgebreitet. In Österreich, in Preußen, in der Niederlausitz, in Sachsen-Altenburg gibt es Adelsfamilien dieses Namens. Auch zählt das Haus eine stattliche Reihe ausgezeichneter Staatsmänner und Kriegshelden.

Südwestlich von Freistadt liegt Karwin in dem geöffneten Thale

der Olsa. Zahlreiche Schlote, welche den Maschinenhäusern der Förderschachte angehören, ragen in die Luft. In verschiedenen Größen steigen Feuerzungen aus den vielen Coaksöfen auf; schwarz und berußt sind die Häuser, mit Kohlenstaub geschwängert ist die Luft. Hoch aufgeschichtet liegen auf allen Orten bedeutende Kohlenmassen. Karwin befindet sich inmitten eines bedeutenden Kohlenbeckens, welches unterirdisch durch einen Rücken von dem Ostrauer Becken getrennt, doch geologisch mit diesem zusammenhängt. Im Jahre 1785 wurde der Bergbau auf Kohle von Johann Grafen Larisch begonnen. Die Grafen Larisch sind auch heute noch die Inhaber eines bedeutenden Kohlenrevieres, das administrativ in ein östliches und westliches getheilt ist. Im östlichen wird die Kohle aus vier, im westlichen aus sechs Schachten zutage gefördert, darunter ist der mächtigste der Tiefbauschacht. Außer sechzig Coaksöfen befindet sich hier auch die Kohlenwäsche. Ein zweites Kohlenbergwerk daselbst, die Gabrielenzeche, gehört dem Erzherzog Albrecht. Die gesammten Gruben beschäftigen über 3000 Arbeiter und gehen, da in jüngster Zeit mächtige Kohlenflötze erschürft wurden, einer großen Zukunft entgegen. Um ein Bild von der gefahrvollen Arbeit des Bergmannes zu gewinnen und dabei den Förderungsprocess unserer Kohle zu sehen, fahren wir in einen der Schachte ein. Die Wände desselben sind, wenn nicht gemauert, mit Holz ausgezimmert und in dem zum Hinabsteigen bestimmten Theile, dem sogenannten Fahrschachte, sind in bestimmten Höhen horizontale Bühnen angebracht, welche mit senkrechten Leitern untereinander verbunden sind.

Im unterirdischen Baue angelangt, sehen wir vielfache und zahlreiche Gänge und Wendungen in der Erde ausgehauen. Einen dieser Gänge betretend, begegnen uns einige Bergleute, die einen beräderten Kohlenkasten, den sogenannten „Förderhund“, auf Eisenschienen schieben. „Vor Ort“ angelangt, sehen wir die Arbeiter mit ihren Hauen die Kohle aus ihrem harten Lager herausarbeiten. Genügen die Hauen nicht, so muss Sprengstoff nachhelfen, so dass es dann mit donnerähnlichem Getöse in den zahlreichen Gängen vielfach widerhallt. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, wenn man da unten im Schoße der Erde unter den schwarzen Gesellen herumwandelt, die mit ihren Grubenlichtern gleich unterirdischen Gnomen geschäftig ihre beschwerliche Arbeit verrichten. Welch ein Contrast, wenn in der ausgestorbenen Welt plötzlich ein frohes Bergmannslied ertönt und ein helles „Glück auf“ an unser Ohr schlägt. Der Besucher fühlt sich wahrhaft erleichtert, wenn er, aus der unterirdischen Welt zurückgekehrt, wieder das Tageslicht erblickt.

Das industriell so bewegte Leben in Karwin wird umso interessanter, als man mit wenigen Schritten stille, malerisch gelegene Waldpartien erreichen kann. In unmittelbarer Nähe von Karwin liegt auf einer Anhöhe das Solzaer Schloss, das Graf Larisch im Jahre 1873 erbaute. Der moderne Prachtbau ist weithin sichtbar. Die Aussicht in das weitumrahmte Olsathal ist herrlich. Früher setzte man große Hoffnungen auf die Salzquellen zu Solza und Orlau, deren Ausbeute schon von den Benedictinern in Orlau begonnen wurde. Herzog Wenzel und sein Sohn dachten wieder an die Verwendung der Sole; sie suchten den Herzog von Liegnitz dafür zu gewinnen, welcher sich jedoch früher bei dem Landeshauptmanne in Neisse Raths erholte. Dieser berichtete, dass er früher Theilnehmer an dem Salzsudwerke in Solza gewesen wäre, 1400 Thaler verbaut, jedoch nur wenig Salz zu sehen bekommen hätte, weshalb er auch jeden ferneren Antheil an dem Sudwerke ablehnte. Später wurde allerdings etwas Salz gewonnen, jedoch waren die Kosten im Verhältnisse zu dem Ertrage zu groß, da die Sole einen zu geringen Salzgehalt hatte. Kaiser Leopold setzte 1678 die Salzsiedereien noch einmal in Gang; sie wurden aber bald für immer aufgelassen. Thatsächlich befindet sich heute unterhalb des Schlosses Solza eine, wie es scheint, nicht unbedeutende Jodquelle.

Über den bedeutenden Kohlendistrict Dombrau führt der Weg über sanft aufsteigende Berge im Westen nach der einst bestandenen Benedictiner-Abtei Orlau, zu der 29 Ortschaften gehörten. Veranlassung zur Gründung der Abtei gab, wie die Sage erzählt, eine Jagd, die Herzog Mesco (1196) in Begleitung seiner Gemahlin in den dichten Wäldern, dort, wo heute Orlau steht, unternommen hätte. Auf einem Felsen, wo jetzt noch die Orlauer Pfarrkirche steht, lagerte sich der Herzog mit seinem Gefolge. Alle sahen, wie ein Adler von seltener Größe, auf einem hohen Baume sitzend, im Schnabel sein erbeutetes Opfer hielt, das er aber unversehens zu Boden fallen ließ. Darüber, sowie über den mächtigen Vogel erschreckt, wurde die Herzogin krank. Nach ihrer Genesung bekam sie einen Sohn, der in der Taufe den Namen Kasimir erhielt.

Zum Andenken an die Erscheinung und an die glückliche Genesung der Herzogin bauten an derselben Stelle die Eltern eine Kapelle und legten nach theilweiser Ausrodung des Waldes eine Ortschaft an, die sie nach dem ihnen erschienenen Adler (polnisch orzeł) Orlau nannten. Nachdem Herzog Casimir zur Regierung gelangt war, berief er Mönche aus dem Stifte des heiligen Benedict zu Tyniec. Urkundlich sichergestellt ist es, dass Orlau 1227 bereits den Benedictinern gehörte, die sich den Besitz des Dorfes vom Papst Gregor IX. in dem genannten Jahre bestätigen ließen. Auf Wunsch des Herzogs Wladislaus von Oppeln wurde 1268 in Orlau eine eigene Abtei errichtet. Bis zum Jahre 1560 blieb die Abtei ruhig im Besitze ihrer Güter, bis auch sie den Stürmen der Reformation zum Opfer fiel. Im Jahre 1631 wurde die Kirche den Benedictinern wieder übergeben, aber aller Bemühung ungeachtet, gelang es ihnen nicht, die säcularisierten Stiftsdörfer zurückzugewinnen.

Auf einer Anhöhe in Orlau befindet sich das Schloss der Freiherren

von Mattencloit, von einem Parke umgeben. In dessen Nähe steht die katholische Kirche, die um 1466 erbaut wurde. Die in Orlau befindlichen Kohlenbergwerke wurden 1817 eröffnet und stehen gegenwärtig im lebhaftesten Betriebe. Nördlich von Orlau liegt die Graf Larisch'sche Thonwarenfabrik in Polnisch-Leuten und südlich die Zinkfarbenfabrik in Peterswald; in Petrowitz, das unmittelbar an Preußens Grenze liegt, besteht eine großartige Sodafabrik des Grafen Larisch.

Die Landschaft ist hier meist eben und nur hie und da von Hügeln eingerahmt.

Indem wir so das Olsaland durchstreift, beschließen wir, an der Landes- und zugleich Reichsgrenze angelangt, diese unsere Wanderung.

---

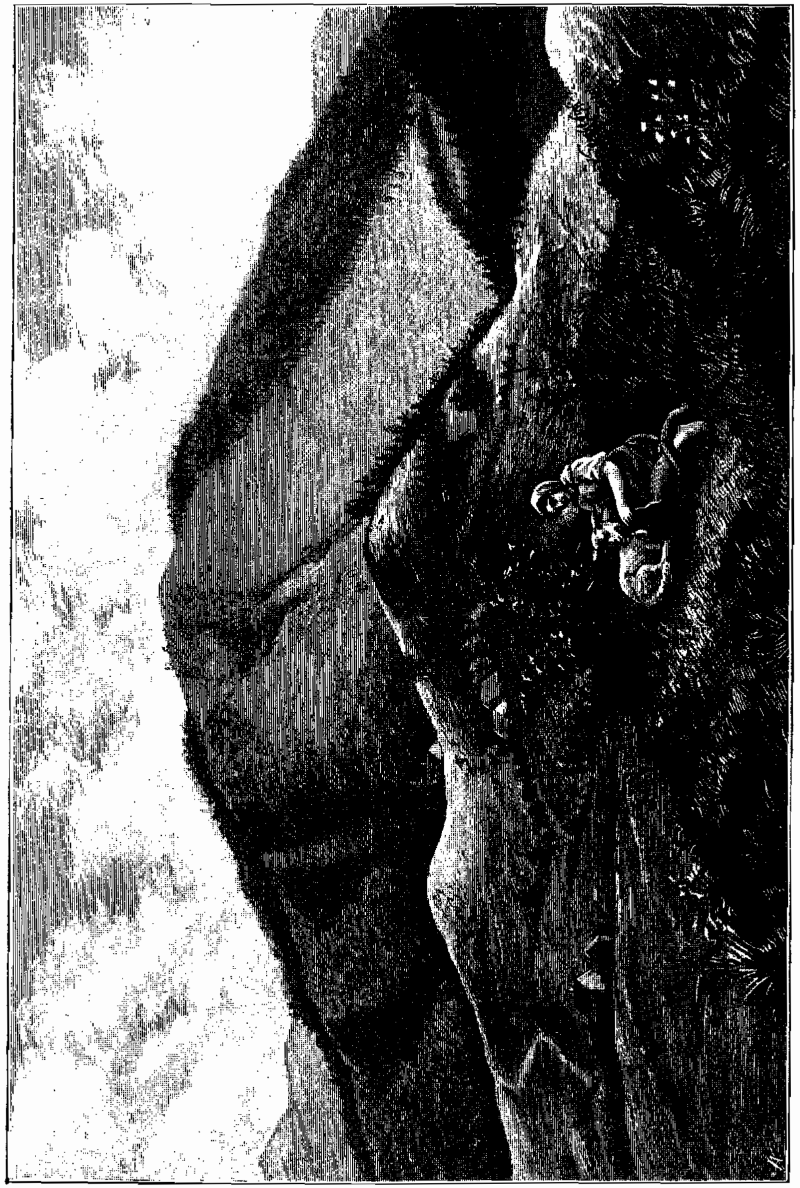
10. Das Weichselthal und Bielitz.

(Die Weichselquellen. — Weichsel. — Ustroń. — Landschaftsbilder aus den Beskiden. — Die Goralen, ihre Tracht und Lebensweise. — Skotschau. — Schwarzwasser. — Bielitz. — Der deutsche Colonist in Bielitz. — Ernsdorf.)

Wenn man hinuntersteigt von unseren Höhen
Und immer tiefer steigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein großes, eb'nes Land,
Wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
Die Flüsse ruhig und gemächlich ziehen;
Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen,
Das Korn wächst dort in langen, schönen Auen,
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.

Schiller.

Das Weichselthal mit seinen wolkenumschleierten Bergeshöhen und den originellen Trachten seiner Bewohner, den rauschenden Quellen, den ausgedehnten düstern Wäldern, dem prächtigen Blumenflor seiner Berge, mit seinen gewerbfleißigen Städten, bietet ein herrliches Bild. Aus einem ziemlich ausgedehnten Moor, fast unmittelbar unter der Kuppe des Baraniaberges (1214 *m*) an seinem westlichen Abhange und unfern des für Auerhahnjagden erbauten Jagdschlosses Przyslup, entspringt die schwarze Weichsel. Das schwarze Bächlein wird bald durch eine Klause für die Holzflößung gestaut, zieht in enger, felsiger Bergschlucht anfangs nach West, dann nach Nordwest, wo es sich mit der weißen Weichsel vereinigt, die von den Höhen der Magórka (1129 *m*) herabkommt, einige schöne Wasserfälle bis zu 15 Meter Fallhöhe bildet und eine Schlucht durchbraust, deren senkrechte Wände bis auf 10 Meter aneinander rücken. Am Fuße



Czantory.

des Berges Czinkow (720 *m.*) fließt die auf dem Malinow entspringende Malinka in die Weichsel ein, welch' letztere das langgedehnte Dorf Weichsel, das größte Dorf Schlesiens, von Süden nach Norden brausend durchströmt. Das Dorf Weichsel hat mit der Ortschaft Tokarnia über 4000 Einwohner und 485 Häuser; es wird in 29 Colonien eingetheilt. Die Häuser stehen meist gruppenweise und sind wie in anderen gebirgigen Gegenden unseres Heimatlandes fast durchgehends von Holz gebaut. Während der Religionskriege sollen einige reformierte Familien aus Böhmen in dem abseits gelegenen Orte Zuflucht gesucht und sich daselbst sesshaft gemacht haben, was nicht unwahrscheinlich ist, da die Bevölkerung von Weichsel fast ausschließlich der evangelischen Confession angehört.

Die Bewohner des Weichselthales befassten sich, wie die Bewohner der Karpaten überhaupt in älteren Zeiten, hauptsächlich mit Schafzucht. Sie besaßen ausgedehnte Gebirgsweiden, Salaschen genannt, und standen unter besonderen Häuptlingen oder Wojewoden, deren es in der Umgebung von Teschen drei gab, und zwar in Weichsel, Jablunkau und Ellgoth. Durch Ausbreitung des Ackerbaues verminderte sich die Schafzucht, und die Würde der Wojewoden hörte ganz auf. Diese Würde war erblich. Ein Wirtschaftshof im Thale Jawornik heißt bis jetzt „do Wojewodów“ (Zum Wojewoden).

Die Landschaft um Weichsel zeigt ein reizendes Bild. Im Hintergrunde donnert, besonders nach langanhaltendem Regen zu mächtigen Massen geschwellt, der Wasserfall der Malinka von der Felsenhöhe in die tiefe Schlucht 10 *m* hinab. Von hier aus wird der Berg Malinow bestiegen, in welchem die Höhle „Dziura wietrzna“ (Windloch) für den Geognosten von vielem Interesse ist. Fast auf dem höchsten Rücken des Berges vom südlichen Abhange, hart an der Grenze Galiziens, ist die $4^1/_2$ *m* lange und $^1/_2$ *m* breite Einfahrt in die von Albin Heinrich entdeckte Höhle, deren Hauptgang bei 76 *m* lang ist, während die andern zwei Nebengänge eine Ausdehnung von nur 19—30 *m* besitzen. Die Einfahrt ist mühsam und an manchen Orten nicht ohne Gefahr.

Das Quellengebiet der Weichsel wird im Süden halbkreisförmig von einem Höhenzuge begrenzt, der im Osten von dem Malinow-Berge (1140 *m.*) beginnend, über die Magórka (1129 *m*), Barania (1214 *m*), Karolówka (930 *m*), den Glebiez (829 *m*) und den Kiczory (989 *m*) sich bis zum großen Stoszek (975 *m*) zieht, und die tiefste Einsattlung, Kabalonka genannt (761 *m*), westlich des Glebiez hat. Über diese Einsattelung führt eine gutgebahnte Straße vom Weichselthale, das Olsathal übersetzend, durch Istebna, das höchst gelegene Kirchdorf (600 *m*), und Jaworzinka nach Ungarn. Zahlreiche Spuren von Erdschanzen in der Nähe dieser Straße deuten darauf hin, dass dieser Weg schon früher benützt und vertheidigt wurde. Vom großen Stoszek setzt sich die Bergkette nach Norden über den Cieślar (919 *m*) und eingeschnitten von dem Sattel bei Niedek (684 *m*)



Goralen.

bis an die Czantory (995 *m*) fort und bildet als Wasserscheide zwischen der Olsa und der Weichsel die westliche Thalwand des Weichselthales. Der Rücken des Czantoryberges bildet einen fast in sich geschlossenen Kreis, in dessen Innern die reizende Kesselschlucht Poniawetz liegt, und der nach außen nördlich sehr steil in die Niederungen bei Ustroń abfällt. Eine prachtvolle Fernsicht bis an die Tatraberge lohnt den auf gebahnten Wegen ausführbaren Aufstieg auf diesen auf den Hängen von herrlichen Fichten und Buchenhainen, oben mit saftigen blumenreichen Wiesenmatten bedeckten Berg. Zahlreiche Schafherden beleben diese Wiesen und liefern die beste Molke für den Curort Ustroń, der sich malerisch am Fuße des Berges ausbreitet.

Ein Besuch in der Koliba, der Wohnstätte des Beskidenschäfers, ist nicht uninteressant. Von hier treibt der Gorale seine Herden auf die Bergweiden, die Salaschen. Die Koliba ist aus ungezimmerten Balken oder rohen Brettern dürftig zusammengeschlagen. In der Mitte ist der Feuerplatz; die fingerbreiten Ritzen und Spalten dienen zur Ableitung des oft lästigen Rauches. Der Auftrieb des Viehes beginnt im Mai, und etwa 20 Wochen bleibt der Gorale hoch oben auf den Bergen. Ebenso einfach wie seine Behausung ist auch der Bewohner und dessen Lebensweise. Der Gebirgsbewohner präsentiert sich in höchst einfacher Kleidung. Sie besteht in einem auffallend breitkrämpigen, braunen Filzhut, einer enganliegenden weißen Tuchhose unten zum Schnüren und in Bundschuhen (kyrpce), mit Riemen kreuzweise um die Fußgelenke befestigt. Über ein weißes Hemd mit weiten Ärmeln hat er einen einfachen, braunen, weitärmeligen Mantel, aus filzartigem Tuche ohne Kragen, gunia genannt, geschlagen. Um den Rand des Mantels läuft eine orangefarbige Schnur. Die Hose hält ein breiter Ledergürtel fest. Die Goralin trägt als Mädchen einen kurzen, faltenreichen, kaum bis über die Knie hinabreichenden braunen Rock, mit einem ziemlich breiten Besatz von blauer Farbe, vorn ein weißes, rothgeblümtes, schmales Schürzchen, welches die Länge des Rockes nicht erreicht; die Brust umhüllt ein enganliegendes, mit Goldtressen besetztes, dunkelfarbiges Schnürmieder, mit einem kurzen, weißen Busenhemdchen, welches über das eigentliche Hemd gezogen wird. Das Hemdchen selbst hat Puffärmel. Die zinnoberrothen Strümpfe sind von den Knöcheln an bis an die Knie hinauf in zierliche dichte Falten gelegt. Die Füße selbst sitzen in schwarzledernen Überschuhen. Vom Hinterhaupte hängt ein langer Zopf herab, durchflochten mit Bändern, mit einer Masche am Ende. Junge Mädchen nehmen sich in dieser Kleidung, wenn ihnen körperliche Grazie und etwas von angeborenem Geschmack zu Hilfe kommt, recht nett und sauber aus. Ähnlich ist die ältere, verheiratete Goralin gekleidet, nur hat sie statt der Niederschuhe Bundschuhe. Einen weiteren Unterschied bildet die Kopftracht, ein weißes Leinentuch, welches an den Schläfen mit den

Haaren zugleich nach hinten herabläuft. In der heißen Sommersonne wird ein Tuch auch von den Mädchen, doch nur lose unter das Kinn gebunden, getragen. Über den Rücken wallt ein vorn an der Brust in einen Knoten gebundener Leinenmantel wie ein umgehängtes Leintuch herab. Mieder, Puffärmel, rothe Strümpfe trägt auch sie.

Der Gorale ist eine kräftige, elastische, naturfrische Gestalt, heiteren Sinnes und fröhlichen Wesens, gutmüthig, treuherzig, auch sehr religiös. Denn, umringt von den Wundern der Natur erkennt er leicht Gottes Allmacht. Die himmelanstrebenden Berge mit ihren wundervollen Naturerscheinungen — die Gewitter und Orkane — in den Gebirgen sprechen lauter zu seinem Herzen, als die Felder des Bewohners der Ebene. Die Abgeschlossenheit macht ihn genügsam. Er kennt kein Bett. Im Sommer größtentheils im Freien übernachtend, schläft er im Winter auf der Ofenbank oder auf dem Fußboden seiner Hütte. Seine Nahrung besteht aus Molke, Milch, Käse, Kartoffeln, Butter und etwas Gemüse. Rindfleisch und Brot entbehrt er oft monatelang. — Während des Sommers verfertigt er Holzgeräthe, flicht Körbe und baut auf den harten, kalten Höhen der Karpaten etwas Hafer und Kartoffeln. Nicht selten treffen wir in der Ebene einen Goralen, der Holzschleißen feil hat. Auf das mühsamste schafft er oft durch den tiefsten Schnee watend eine Menge solcher Kienspäne auf den Markt. Er selbst benützt sie auch zur Beleuchtung seiner in Glanzruß schimmernden Stube. Früh, mittags und abends werden die Schafe und die Ziegen gemolken. Die frische Milch wird in einem eisernen Kessel, der an einer drehbaren Stange über dem Feuer hängt, gekocht. Sobald sie siedet, gibt der Käsemacher etwas Lab, welches die heiße Milch gerinnen macht, hinein und läßst sie noch ungefähr $^1/_2$ Stunde kochen. Dann wird sie in ein hölzernes Schaff, das mit einem weißen Linnentuche überdeckt ist, gegossen und das Tuch, in welchem die zu Käse geronnenen Bestandtheile zurückbleiben, mit den Händen stark zusammengewunden und die Molke so ausgepresst. Die heiße Molke wird aus einem Geschirr in das andere solange gegossen, bis sie lauwarm geworden ist. Nun ist der heilende Trank bereitet. Der Schafmeister bläst jetzt in sein langes Rohr, in die sogenannte „Fujará,“ das Alpenhorn der Beskiden, mit aller Anstrengung und verkündet, dass das Getränk bereit sei, für die Gäste geholt zu werden.

Der Curort Ustroń ist schon früher als solcher bekannt gewesen und eine Inschrift an dem Curhause aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts zeigte, dass das Gebäude zu Heilzwecken errichtet wurde. Ein Douche- und Wellenbad in dem krystallhellen Weichselwasser, sowie Schlackenbäder bilden nebst Molke die Curmittel.

Vor allem aber nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch die im Jahre 1865 aus dem im Jahre 1780 gegründeten Adamhammer entstandene erzherzogliche Maschinenbauanstalt. Hier werden Dampfkessel und Dampf-

maschinen, Dampfpflüge, Sägen- und Mühlenanlagen, Berg- und Hüttenwerksmaschinen, Transmissionen ꝛc. hergestellt.

Ein Hochofen und zwei Cupolöfen liefern das nöthige, flüssige Roheisen für die Maschinengießerei, mehrere mit Wasserrädern betriebene Hammerwerke erzeugen Wagenachsen, die zu den renommiertesten gehören. Ustroń ist eine Marktgemeinde mit 5000 Einwohnern und zwei Pfarrkirchen, einer katholischen und einer evangelischen. Hier lebte der bekannte Orientreisende Theodor Kotschy (gestorben 1866), der große Reisen tief in die Wüsten von Afrika und Asien machte, von wo er über 300.000 Exemplare getrockneter Pflanzen mitbrachte, welche bald die Runde durch ganz Europa machten und seinen Namen in zahlreichen nach ihm benannten Arten der Nachwelt überliefert haben.

Die östliche Thalwand des schönen Weichselthales wird von dem Höhenzuge gebildet, der von dem oben genannten Malinowberge anfänglich westlich, dann nördlich von dem Hauptrücken abzweigt, die Höhen Malinka (809 *m*), Orlowa (766 *m*), Rownitza (883 *m*) enthält und mit dem kegelförmigen Lipowetzer Berge (743 *m*) steil in die Niederungen abfällt. Der Hauptrücken zieht sich vom Malinowberge nordnordöstlich, die Grenze zwischen Schlesien und Galizien, sowie die Wasserscheide zwischen der Weichsel und der Sola bildend, über die Grabowa (905 *m*), den Kotarz (965 *m*), Klimczok (1119 *m*) zur Kamitzer Platte (954 *m*), welche ihre Ausläufer bis südlich der Stadt Bielitz aussendet. Längere Rücken ziehen sich nordwestlich von der Grabowa zum Stary Grón (797 *m*) und vom Klimczok über den Stolów (1035 *m*), zur Rzibrzitka bei Gurek und zum Spitzberge bei Ernsdorf. Zwischen Rownitza, Stary Grón und den westlichen Abhängen des Klimczok verzweigen sich die Thäler des Lesnitza- und des Polczany-Baches, welche Bäche nach ihrer Vereinigung den forellenreichen Brennitzafluss bilden, der sich oberhalb der Stadt Skotschau in die Weichsel ergießt. Ganz nahe an dieser Stadt, am südlichen Ende derselben, ergießt sich auch die Blatnitza in die Weichsel, ein Bach, der sich von der Hügelkette her, die das Weichselthal westlich abschließt, in mannigfachen Windungen schlängelt. Verfolgt man nun den Lauf derselben eine Viertelstunde aufwärts, so gelangt man in die wilde Umgebung der sogenannten Teufelsmühle. Die hier bis nahe an den Bach antretenden Hügel bilden in theils mehr, theils weniger steilen, mit Wald bedeckten Abhängen das linke Ufer derselben, wobei das dunkle, trübe Wasser der ganzen Landschaft einen unheimlichen Charakter verleiht. Hier stand nach der Tradition die frühere Stadt. Andere behaupten, dass sie auf dem halb mit Wald bedeckten Plateau einer nördlich gelegenen Anhöhe lag, die als Fortsetzung dieser Kette erscheint und an deren Fuße die jetzige Stadt erbaut ist.

Einstmals kam, wie das Volk erzählt, im strengen Winter eine alte Frau in die Stadt, um Eier zu verkaufen, und sich für das gelöste

Geld Nahrungsmittel zu schaffen. Sie gieng von Haus zu Haus, aber es wollte sich niemand finden, der ihr die Eier abgekauft hätte. So wurde es Abend. Unwillig darüber, wollte sie sich endlich nach Hause begeben; doch gieng sie noch zum Stadtbrunnen, der mitten in der Stadt stand, um Wasser zu trinken. Da war das ausgeflossene Wasser gefroren und bildete rings um den Brunnen eine Eisschichte. Als die Frau darauf kam, glitt sie aus und zerschlug die Eier. Hierüber aufgebracht, verfluchte sie die ganze Stadt und rief: „Möge die Stadt, deren Bewohner kein Herz für die Armen haben, versinken in die Tiefe der Erde.“ Und in der That stürzte die Stadt zusammen und versank unter die Erde. Nur einige Einwohner, die zufällig abwesend waren, oder die sich noch zur rechten Zeit gerettet hatten, blieben am Leben und flüchteten sich dahin, wo die jetzige Stadt steht. Da die neue Stadt nun gleichsam einen Sprung von dem früheren Platze in das Thal gemacht hatte, und Springen auf polnisch „skoczyč“ heißt, so bekam die Stadt den Namen Skoczów (Skotschau). Einer anderen Sage zufolge heißt es: Der Ort gehört bekanntlich zum Herzogthum Teschen. Von der langen Brücke nun, die bei diesem Orte über die Weichsel zieht, stürzte sich einst eine herzogliche Prinzessin, namens Wanda, hinab, um auf diese Art der Vermählung mit einem ihr aufgedungenen polnischen Fürsten zu entgehen. Von daher nennt man die Stadt Skoczów (Skotschau).

Skotschau ist der Geburtsort des seligen Johann Sarkander (* 1576), Weltpriesters und Pfarrers in Holleschau (Mähren), der von den mährischen Ständen zur Zeit des Aufruhrs in Olmütz gefoltert wurde und im Rufe der Heiligkeit (1620) gestorben ist.

Recht freundlich präsentieren sich die von der Kaiserstraße von Skotschau nach Bielitz rechts und links gelegenen Schlösser Pogorz und Grodziec. Von Skotschau fließt die Weichsel ruhig dem Norden zu, nimmt den Knayka-bach auf, während die steilen Thalabhänge sich verflachen und endlich ganz zurücktreten. Bei Schwarzwasser biegt der Fluss in einem großen Bogen gänzlich nach Osten um und fließt in zahlreichen Serpentinen und Nebenarmen in weiter Ebene der Grenze zu. Auf dieser Strecke nimmt die Weichsel den Bajorkabach auf. Hier dehnt sich die breite Fläche des Schwarzwaldes und der Ellgother Heide aus. Das Thal hat sich erweitert, wir befinden uns in einer anmuthigen Niederung. Schwarzwasser selbst ist die Vaterstadt des Hofrathes im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht, Alois Ritter von Hermann, welcher für das Schulwesen Österreichs, speciell für die Schulen seines engeren Heimatlandes Schlesien in vollem Verständnisse der oft so schwierigen Verhältnisse segensreich wirkte, und reich an Erfahrungen heute noch segensreich wirkt. Von Schwarzwasser gegen Süden liegen Drahomischl, Ochab, Baumgarten mit herrschaftlichen Schlössern. Die ganze Gegend ist mit herrlichen Alleen, Baumanlagen, welche Fluren und Wiesen in mannigfaltigen Richtungen meilenlang durchschneiden, geziert.

Die hier bestehenden Schweizereien und Käsemachereien liefern einen ausgezeichneten Käse, der weit über die Grenzen des Landes verschickt wird.

Der Schienenstrang der Nordbahn biegt dort im äußersten Nordost nach dem Süden ab und führt in der Richtung der Biala, die der Weichsel zuströmt, nach Bielitz. Diese gewerbfleißige Stadt liegt an den östlichen Hügeln und Ausläufern des erwähnten Flügels der Beskiden, der, an der galizisch-ungarisch-schlesischen Grenze die westöstliche Richtung des Hauptkammes verlassend, im Osten der Quellen der Weichsel und der Olsa plötzlich gegen Norden abzweigt und bis zum Klimczok, dem Ursprunge des Bialkaflusses, die Grenze Schlesiens bildet, von wo aus letztere dem Flusse entlang bis zu seiner Einmündung in die Weichsel läuft.

Die Thalfurche, noch südlich von Bielitz, links zum Theile von steilen Hügelwänden begrenzt, erweitert sich erst nördlich von der Stadt, so dass also Bielitz selbst noch auf einem ziemlich durchschnittenen Terrain liegt. Durch einen kleinen Graben, welcher von Westen her gegen die Biala sich zieht, ist jener Hügelzug, wie oben angedeutet, ziemlich tief eingeschnitten. Südlich von diesem Einschnitte, im Osten steil gegen die Biala abfallend, im Südwesten aber kaum durch muldenartige Verflachungen von den ältesten Theilen der Stadt getrennt, erhebt sich mitten zwischen den dampfenden Schloten und kohlenstaubigen Straßen aus dem Getümmel der belebtesten Stadttheile das Schloss des Fürsten Sulkowsky.

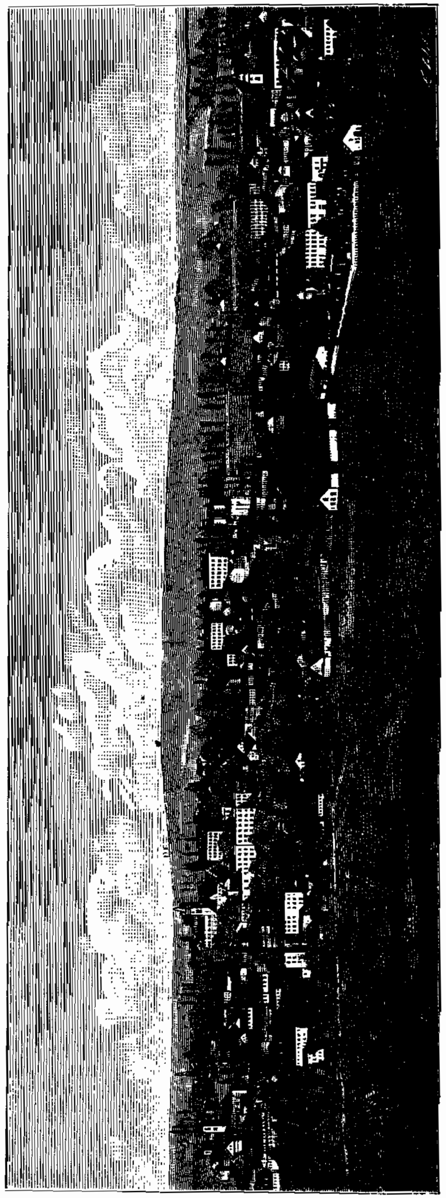
Über die Gründung des Schlosses hat sich nachfolgende Sage erhalten: Als dort, wo jetzt die Stadt Bielitz sich ausbreitet, noch dichte und undurchdringliche Wälder lagen, hauste in jener Gegend eine Räuberbande, die sich auf dem Schlossberge eine Burg erbaute, deren feste Mauern vor Verfolgungen ein sicheres Versteck gewähren sollten. Ihr Treiben wurde mit der Zeit immer toller, bis die Ansiedler der nächsten Orte, der Belästigungen müde, sich entschlossen, die Bande in ihrer Burg selbst anzugreifen und sie womöglich unschädlich zu machen. Der Plan gelang. Die Räuber wurden gefangen und gerichtet, das Räubernest wurde zerstört. Die Ruinen blieben verlassen und verödet, bis ein Teschner Herzog bei einer Jagd die Trümmer entdeckte. Die passende Lage bewog ihn, auf den Ruinen der alten Burg ein neues Schloss zu errichten, das ihm und seinem Gefolge ein schützendes Obdach vor Wind und Wetter gewähren sollte. Der Entschluss ward bald ausgeführt, und von neuem erhob sich stolz die Burg, deren Räume durch eine Reihe von Jahren Jagdschloss, auch Sommeraufenthalt der Teschner Herzoge blieben.

Zur Erinnerung an die ursprüngliche Gründung wurde an einer der Schlossmauern das Bildnis eines Räubers gemalt, das sich bis 1788 erhielt.

In einem der Mauersteine des Schlossgewölbes soll noch im Jahre 1835 die Zahl 1006 zu lesen gewesen sein.

Wie die Sage weiter berichtet, ließ Herzog Kasimir bei seinem Jagd-

schlosse einige Hütten für sein Dienstpersonale errichten. Auch Teschner Professionisten zogen dem herzoglichen Sommeraufenthalte nach und siedelten sich, vom Herzog vielfach begünstigt, in der Nähe des Schlosses an. Und die Bewohner von Alt-Bielitz, welche Leinwandbleichen an der Bialka und bei diesen Hütten angelegt hatten, machten dieselben bei der Ansiedlung der Teschner Eingewanderten auch für den Winter bewohnbar. Diese Ansiedlungen hätten den Anfang der späteren Stadt Bielitz gebildet. Der Grundriss des Schlossgebäudes ist ein Viereck, welches einen ziemlich hellen Hof einschließt. Die östliche Längsseite kann nur in schmalen Terrassen tief hinabsteigen und fällt dann plötzlich mit einer über 4 *m* hohen senkrechten Mauer gegen den sogenannten Mühlgraben, eine westliche Abzweigung der Biala, ab. Gegen Norden verdecken eine Reihe niedrigerer Neubauten von der Hauptstraße her zum Theil den Ausblick. Von der Westseite des Rechteckes zieht sich in einem Bogen die Hauptverkehrsader der Stadt, welche Böschung hier Stadtberg heißt, gegen Biala hinab.



Bielitz.

Wo nur ein Plätzchen um das Schloss irgendeine kleine Anlage ermöglicht, dort haben verschönernde Hände das Mögliche geleistet, was in einem Orte, der wie Bielitz oft nur für die dringenden Geschäfte des Lebens Zeit gewinnen muss, einen umso wohlthuenderen Eindruck gewährt. Die verschönernden Hände der Naturfreunde haben

aber auch in dem etwa ½ Stunde entfernten Zigeunerwalde ausgedehnte Anlagen geschaffen, die eine wahre Zierde der Stadt sind und den Bewohnern derselben reiche Naturgenüsse bieten.

Ferner liegt auch in der einige hundert Meter breiten Flussebene zwischen dem Schloss und der Biala der zum Theile parkartig angelegte Schlossgarten, jetzt freilich durch die Bahn zerschnitten. Wir wollen es uns nicht versagen, das Bild, das die Aussicht vom Schlosse bietet, kurz zu skizzieren. Gegen Westen zieht sich das Häusermeer der älteren Stadttheile von Bielitz: wenig charakteristische, oft höchst eintönige Zweckbauten, zumeist der früheren Webeindustrie im kleinen angepasst. Gegen Osten hin übersehen wir den größeren Theil der industriellen Anlagen, Schlot an Schlot, bald dicht gedrängt, bald mehr zerstreut ober- und unterhalb der Stadt im Thale der Biala weit über das Weichbild der Schwesterstädte hinaus. Dicke qualmige Rauchwolken wälzen sich eilig über die etwas düster gefärbten Häuserreihen, zerfließen dann mehr in fernen Dunst, um am Horizonte als braunschwarze Schichten sich förmlich zu stauen. Während der Blick auf die Stadt das Bild einer lebhaften Fabriksgegend bietet, bildet die weite Umgebung eine anmuthige, ja sogar romantische Landschaft. Im Norden senken und theilen sich die Hügel, sich verflachend und vereinigend mit den wellenförmigen Höhen des uralkarpatischen Landrückens. Wohlbebaute Gelände, zerstreute Dörfer, Weiler und Hütten, hin und wieder Haine und Wäldchen.

Fesselnder und ungewöhnlicher ziehen uns die nahen Berge im Süden und Osten an. Nirgends treten von Friedek an die Berge so nah und plötzlich aufsteigend an die nach Osten führende Kaiserstraße, wie hier.

Bei heiterem Himmel könnte man nach den dunklen Nadelwäldern die Arme ausstrecken, so nahe scheinen sie gerückt, und in der That braucht ein guter Fußgänger nicht zwei Stunden, um durch ganz deutsche Ortschaften in des Waldes Dunkel zu gelangen, um am Fuße der harzduftenden Berge hinanzusteigen. Im rechten Winkel umfangen die Berge die Städte; von Westen streichend biegen sie plötzlich gegen Norden im Osten unseres Standpunktes und überflügeln ihn förmlich.

An der Spitze des rechten Winkels im Südosten öffnet sich wie ein breites Scheideck, sanft und unmerklich steigend, ein tief eingesenkter Übergang gegen Saybusch hin. Hier zieht auch die Bahn. Weit sieht man durch dieses Thor nach Ungarn hin, bis gegen die Gruppe der Babiagóra. Es erinnert uns dieses Bild an die ganz ähnlichen Flussthäler der Olsa und der Ostrawitza.

Was die geschichtliche Zugehörigkeit von Bielitz anbelangt, so ist es sicher, dass diese Stadt seit den ältesten Zeiten einen Bestandtheil des Teschner Landes bildete, dessen Gebieter zugleich Herren von Bielitz waren. Da einige Urkunden der Herzoge in Bielitz gegeben sind, so können

wir annehmen, dass dieselben öfter auf dem Schlosse in Bielitz residierten. Die erwähnten Besitzverhältnisse blieben bis auf Herzog Friedrich Kasimir bestehen, welcher bei seiner Verehelichung mit der Herzogin Katharina von Liegnitz im Jahre 1563 von seinem Vater, Herzog Wenzel, die Herrschaften Bielitz, Friedek, Freistadt, Skotschau und Schwarzwasser erhielt. Wie sein Vater, so hatte auch er ungemessenen Glanz und Pomp bei Krönungen, Feierlichkeiten am Hofe &c. entwickelt, sein Vermögen und Einkommen verschwendet und die natürliche Folge von solcher Misswirtschaft war, dass die Besitzstände desselben in einer Weise belastet wurden, dass sie für die herzogliche Familie verloren gehen mussten. Da starb Friedrich Kasimir plötzlich auf einer Reise an das kaiserliche Hoflager nach Prag im Jahre 1571 in Přelouč in Böhmen, eine Belastung von 244.000 Thalern auf seinen Gütern zurücklassend. Die Gläubiger führten bei Maximilian II. Klage, worauf die Herrschaften Bielitz, Friedek und Freistadt verkauft wurden. Bielitz wurde vom Fürstenthume Teschen losgelöst und eine Minderstandesherrschaft. In deren Besitz wechseln die Familien Promnitz, Schafgotsch, Sunnegk und Solms. Heinrich Wilhelm Graf von Solms veräußerte die Herrschaft im Jahre 1746 an den um Österreich hochverdienten Friedrich Ludwig Grafen von Haugwitz. Schon durch Jahrhunderte hatte sich sein Geschlecht besondere Verdienste um das Erzhaus Österreich erworben, er selbst war es vor allen, der dem Staate unerschütterlich treu sich erwies.

Maria Theresia anerkannte auch dessen edles Denken und Wirken und erhob die mindere Standesherrschaft Bielitz zu einer freien Standesherrschaft. Zu dieser Zeit suchte der Graf Alexander Josef von Sulkowsky, chursächsischer Cabinetsminister, mit den polnischen Verhältnissen unzufrieden, Schutz in den österreichischen Staaten. Er bezeigte Lust, die Herrschaft Bielitz an sich zu bringen und sich daselbst niederzulassen, wenn sie zu einem Fürstenthume erhoben würde. Graf Haugwitz sah es gerne, für die von Wien weit entfernte und an der äußersten Grenze der kaiserlichen Staaten gelegene Herrschaft einen Käufer zu finden, und bewirkte durch die Gnade der Kaiserin die Erhebung der freien Standesherrschaft zu einem Fürstenthume mit allen Prärogativen, Vorrechten und Privilegien der anderen schlesischen Fürstenthümer. Andererseits erhob Maria Theresia am 18. März 1752 ihn nebst seinen Descendenten in der Primogenitur in den deutschen Reichsfürstenstand. Zwei Jahre später erhob die hochherzige Kaiserin das Fürstenthum zu einem Herzogthum und seine Besitzer nach dem Rechte der Erstgeburt und der Linealsuccession zu Herzogen von Bielitz.

In der Zeit der Sulkowsky ist Bielitz zur bedeutenden Fabriks- und Schulstadt herangewachsen. Was das Fabrikswesen anbelangt, so steht in erster Linie die Tuchindustrie. Wohl wird die Erzeugung von Tuch noch immer auch durch kleinere Fabrikanten und Tuchmacher betrieben; allein das Übergewicht der Production neigt sich immer auf die Seite der eigent-

lichen größeren Fabrikanten, welche die rohe Wolle bis zur fertigen, verkäuflichen Ware in ihren eigenen Fabriken verarbeiten und ihre Fabricate direct von ihren Niederlagen in Wien und Brünn absetzen.

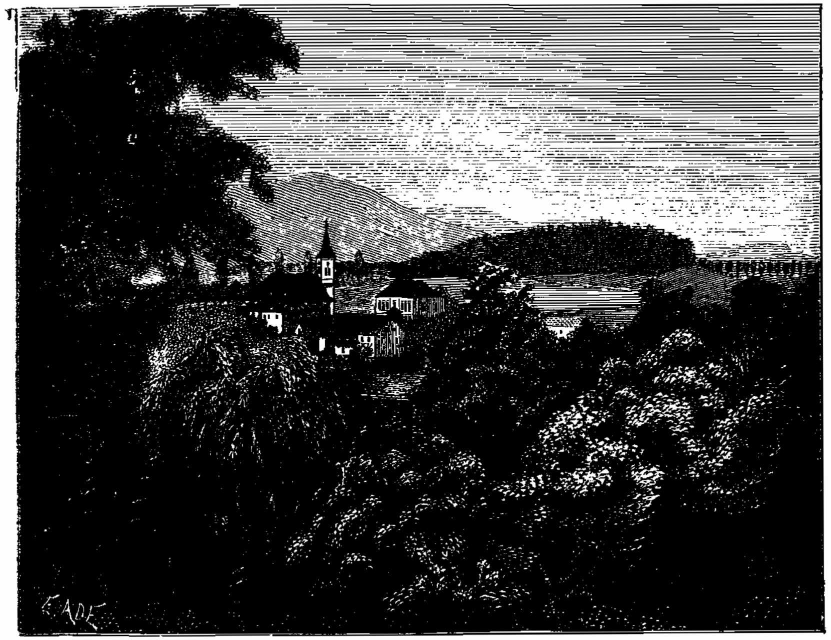
Auch gibt es daselbst einige Spinnfabriken, die lediglich Garn für die Tuchfabrication bereiten und Shoddy-Fabriken, welche aus wollenen Hadern eine zu neuer Verarbeitung geeignete Wolle herstellt. Erwähnenswert sind unter andern auch eine Kratzenfabrik, Maschinenfabriken, eine Drahtstiftenfabrik, eine Schrotfabrik. Die günstigen industriellen und commerciellen Verhältnisse der Stadt haben dieselbe auch den Wert guter Schulen würdigen und schätzen gelehrt. Sie besitzt außer gut eingerichteten Volksschulen und einer Bürgerschule für Knaben und Mädchen, ein Ober-Gymnasium, eine Ober-Realschule, eine evangelische Lehrerbildungsanstalt und eine höhere Staats-Gewerbeschule.

In nordwestlicher Richtung schließt sich an die Stadt das Dorf Alt-Bielitz. Hier erregt die uralte gothische Filialkirche des heiligen Stanislaus mit alter Frescomalerei und einem sehenswerten Flügelaltar das Interesse des Alterthums- und Kunstfreundes.

Das Kirchlein ist nach der Sage eines der ältesten Gotteshäuser Schlesiens. Das Volk erzählt, dass an deren Stelle einst inmitten eines dunklen Eichenhaines ein Tempel unserer heidnischen Altvordern gestanden und behauptet weiter, dass unter dem Altar der Kirche noch jetzt die knorrigen Wurzeln einer uralten Eiche liegen, die letzten Reste des heiligen heidnischen Haines. Aber auch abgesehen von diesen Sagen, bleibt die Kirche beachtenswert, weil wir in ihr sehen, dass das Christenthum, bekanntlich um das Jahr 1000 in Schlesien eingeführt, hier frühzeitig seinen Ausdruck gefunden.

Nordwestlich von Alt-Bielitz liegt Nieder-Kurzwald, in dessen Kirche sich ebenfalls ein Altarschrein von Kunstwert befindet. Das Mittelbild stellt die Mutter Gottes mit dem Kinde, den Erzengel Michael und den hl. Martin dar und ist vortrefflich gemalt. Die Flügelschreine stehen unbeachtet, vom Mittelbilde getrennt, theilweise verdorben in der Kirche umher. Man glaubt, die Gemälde wären aus Krakau gekommen und gibt an, dass sie im Jahre 1422 gemalt seien. Alt-Bielitz, wie die umliegenden Dörfer Alexanderfeld, Batzdorf, Lobnitz, Kanitz, Bistray sind uns deshalb von Interesse, weil sie eine ziemlich große dichtbewohnte deutsche Colonisten-Insel bilden, welche auch nach Galizien hinübergreift und die Stadt Biala, sowie die angrenzenden Gemeinden Lipnik und Alzen umfasst. Der deutsche Colonist um Bielitz ist nach der Tracht sofort zu erkennen. Ein rechter Bauer trägt hohe schwere Kniestiefel, eine kurze dunkle Jacke, um die er nöthigenfalls einen langen, schweren, dunklen Tuchmantel wirft. Den Kopf deckt ein hoher spitziger Hut, der spottweise zubenannte „Zuckerhut.“ Die Bäuerin trägt einen langen, schwarzen Tuchrock und eine kurze, mit Borten

benähte Tuch- oder Sammtjacke. Auf dem Kopfe sitzt der verheirateten Frau ein schneeweißer „Drach“. Dieses Kopfgebinde ist aus einem großen, weißen, oft sorgfältig gestickten Tuche kunstvoll zusammengeknüpft, sitzt sorgsam gefaltet und schachtelartig auf dem Kopfe und hat unterhalb der Ohren zwei horizontal abstehende Flügel und einen dreieckigen Schweif. Eigenthümlich ist der Dialect, der hier gesprochen wird. Es ist eine hochdeutsche Mundart mit Beibehaltung mancher mittelhochdeutscher Ausdrücke und niederdeutscher Anklänge in starker Verdumpfung und Zerdehnung der Vocale.



Curort Ernsdorf.

An der östlichen Sprachgrenze in Galizien findet man die deutsche Sprache bereits mit polnischen Ausdrücken gemengt.

Südwestlich in einiger Entfernung von Bielitz an der Straße, welche den letzteren Ort mit Teschen verbindet, liegt der klimatische Curort Ernsdorf; er breitet sich in einer Seehöhe von 260 *m* malerisch am Fuße der Beskiden aus. Ehemals ein herzogliches Kammergut, gehörte Ernsdorf zu Bielitz, wurde später getheilt und kam im Jahre 1793 durch Kauf an die Familie des gegenwärtigen Besitzers Grafen Saint-Genois d'Aneaucourt. Eine organisierte Curanstalt besteht in Ernsdorf erst seit dem Jahr 1862 und erfreut sich dieselbe eines stets wachsenden Besuches.

Die erste Veranlassung zu dem Wunsche, eine Molkencuranstalt zu errichten, entstand im Grafen Moriz von Saint-Genois, dem Vater des jetzigen Gutsbesitzers, Grafen Wilhelm von Saint-Genois, aus der Wahrnehmung, dass Ernsdorf alljährlich von einer Anzahl Personen besucht wurde, welche sich in den Hütten der Dorfbewohner einmieteten, die Molke von den nahe gelegenen Gebirgspolanen mit ziemlicher Umständlichkeit besorgen und den Mangel an jedem Comfort, sowie mannigfache Schwierigkeiten sich gefallen ließen, um in der vorzüglichen Molke und in der heilsamen Gebirgsluft Kräftigung ihrer Gesundheit zu suchen und zu finden.

Er öffnete ihnen den alten Park, errichtete eine Restauration, berief während der Sommermonate einen Arzt und stellte zur Sicherung genügender und richtig behandelter Molke eine hinreichende Anzahl von Gebirgsmelkschafen ein. Bald darauf wurde ein neues großes Curhaus nebst einem geräumigen luftigen Cursalon gebaut. Es wurden Wohngebäude adaptiert und neuerbaut, es entstand das Warmbad, das Kaltbad und endlich die Kaltwasserheilanstalt.

Ernsdorf bietet seinen Gästen nebst einer guten und verhältnismäßig billigen Unterkunft, mannigfache Curmittel, die unter den günstigsten Verhältnissen zur Anwendung kommen können, da die reizende Gegend alles in sich vereint, was man von einem angenehmen und gesunden Sommeraufenthalte und kräftigenden Erholungsorte verlangen kann.

Die Luft ist frisch, mild und belebend, fast schon Gebirgsluft, jedoch nicht so scharf wie diese und zufolge der balsamischen Ausdünstungen aus den die Curgebäude umschließenden Nadelholzanlagen und Waldungen auch heilkräftig. Die Witterungsverhältnisse sind günstig, grelle Temperaturwechsel kommen nicht vor, da der Curort von Hügeln umgeben ist. Alle Gebäude, welche den Curort bilden, liegen theils in dem hübschen, weiten Parke, theils begrenzen sie denselben.

Der Park ist den Curzwecken gewidmet, hat viele mit Ruhebänken ausgestattete sonnige und schattige Plätze. Die Wege sind so opportun angelegt, dass man die mit dem Parke zusammenhängenden und die lohnendsten Aussichten bietenden Anhöhen bequem und ohne Ermüdung ersteigen kann. Dadurch ist eine seltene Abwechslung von in nächster Umgebung der Wohnungen gelegenen Promenaden geboten, welche es dem Curgast ermöglichen, in der frischen aromatischen Luft dieses Curortes seine Gesundheit zu kräftigen. Die Umgebung des Badeortes ist reich an Naturschönheiten und bietet zahlreiche Gelegenheit zu weiteren lohnenden Ausflügen. Der gefeierte polnische Dichter Vincenz Pol war ein warmer Freund des Curortes und nahm großes Interesse an dem Aufschwunge desselben. Seine Absicht, sich in Ernsdorf, wo er wiederholt sich aufhielt, eine Villa zu bauen und ständig sich dort niederzulassen, vereitelte dessen Tod.

Register.

Auf der mit * bezeichneten Seitenzahl befindet sich die bezügliche Illustration.

Aberglauben 132.
Albert, Herzog 162.
Albrecht von Sachsen-Teschen, Herzog 142.
Alexanderfeld 182.
Alterberg 85.
Althammer 138.
Alttitschein 67.
Altvater 31, 91, 94.
Annaberg 102.

Bacquehem Marquis de, Olivier 57.
Barania 32, 172.
Barzdorf 37, 116.
Baschka 138.
Batzdorf 182.
Baumgarten 177.
Bärenfangkoppe 85.
Bennisch 103.
Bergbau 36.
Berg, rother (Bründelheide) 91.
Berg, der schwarze 85.
Bergmännlein 88.
Beskiden 32, 67, 133.
Beskiden, Partie aus den 151.*
Bevölkerung 39.
Biala 33.
Biele 33.
Bielitz 37, 38, 39, 178, 179.*
Bielitz, Alt- 182.
Binder Hieronymus 107.
Bischofskoppe 31, 81.
Bistray 182.
Blaseberg 89.
Blogotitz 153.
Bludowitz 145.
Bober 154.
Boleslaus Chrobry 9.
Bolko II. von Teschen, Herzog 167.
Brandberg 98.
Brandurlich 89.
Branka 37.
Bransdorf 104.
Brennitza 33.
Brenitza-Fluss 176.
Broda, Theodorich Herbort von 108.
Bründlheid 31.
Buchelsdorf 92.
Buday de Bator, Gabriel, Freiherr 55.
Burgberg 31, 75.
Bystrzytz 152.

Cameral-Ellgoth 152.
Casimir II., Herzog 19.
Centralbahn, mährisch-schlesische 77.
Cieslar 172.
Colonisten, deutsche 10.
Cubel 138.
Czantory 152, 171,* 174.
Czantory, großer 32.
Czeladz 150.
Czinkow 172.

Damasko 107.
Darkau, Jodbad 63,* 165.
Dirschkowitz 19.
Dirslaw von Polnisch-Ostrau 145.
Ditters von Dittersdorf, Karl 122.
Dombrau 143, 169.
Drahomischl 177.
Dzingelau 153.
Dziura wietrzna 172.

Edelstein, Burg 82.
Eisenindustrie 37.
Ellgother Heide 177.
Emerich Franz 55.
Endersdorf 37, 85.
Engelsberg 38, 102.
Ens Faustin 55.
Erbersdorf 103.
Ernsdorf, Curort 183.*

Falkenberg 30, 124.
Fall, der hohe 93,* 94.
Fichtlich 30, 124.
Fichtlichkamm 124.
Fichtenstein 124.

Flößenberg 124.
Franz I., Kaiser 24.
Franz Josef I., Kaiser 26, 29.*
Freistadt 166.
Freiwaldau 38, 126, 129.*
Freudenthal 37, 39, 103.
Friedeberg 112.
Friedek 139,* 140.
Fuhrmannsteine 91.
Füllstein 107.
Fürstenwalde 102.
Fürstin, die schwarze 160.

Gebirgler 40.
Geiersberg 85.
Gelitow 150.
Georg von Anspach-Brandenburg, Markgraf 71.
Gilschwitz 57.
Girova (Hexenberg) 148.
Girowa 32.
Glasberg 98.
Glasburg 75.
Glaserberg-Köpernik 89.
Glebicz 172.
Gluchowa 152.
Godulaberg 150.
Goldoppa 33, 77.
Goralen 40, 173,* 174.
Gräfenberg 124, 125.*
Grätz, Burg 64, 65*.
Grätz 39.
Grabowa 176.
Graumännlein 88.
Grodziec 177.
Grudek 37.

Hedwig, Landespatronin von Schlesien 11.
Heide, Hohe 89, 97.
Heinrich Albin 158.
Heinzendorf 38.
Helm 32.
Hemmberg 124.
Hermann Ritter von, Alois 177.
Hermsdorf, Ober- 117.
Hexenprocesse 97.
Hillersdorf 38.
Hinewieder 100.
Hinewiederstein oder Hin- und wiederstein 98, 100.
Hirschbadkamm 30.
Hirschbadkuppe 124.
Hirschwiesen 85.
Hochschar 31, 89.
Hochwald 67.
Hodic, Graf Albert 109.
Hohenegger Ludw. 135*, 136.
Hohnberg 31.
Holzindustrie 92.
Holzrücker 92.
Hotzenplotz 107.
Hrabin 57.
Hruschau 37, 143, 145.
Hungerberg 94.
Hunstadt 86.
Hunyadi Matthias 79.
Hunzaches 72.
Hurkaberg 31.
Hurkyberg 31.
Hussitenkriege 16.
Hutberg 124.

Jablunkau 148, 149.*
Jablunkauer Pass 32.
Jablunkauer Schanze 147.
Jaczkowic 149.
Jägerndorf 7, 37, 39, 71, 75,* 76.
Jaktar 37, 57.
Jassnik 66.
Jauernig 38, 117.
Jaworowy 32, 150.
Jaworzinka 172.
Ilownitza 33.
Johann, König 16.
Johannesberg 117.
Johannesberg, Schloss 119.*
Johannesbrunn 64.
Johannesthal 38.
Josef I. 22, 25.*
Josef II., Kaiser 123.*
Istebna 172.

Kabalonka 172.
Kaltenstein, Ruine 114.
Kamm, langer 98.
Kamnitzer Platte 176.
Kanitz 182.
Karl, Erzherzog 163,* 164.
Karl IV. 15,* 16.
Karlsau 57.
Karlsbrunn 98, 99.*
Karlshütte 142.
Karlsthal 38.
Karolówka 172.
Karpaten 30, 31.
Karwin 143, 167.
Kaschau-Oderberger Bahn 146.
Kasimir Friedrich, Herzog 167.
Kasimir II. 167.
Kasperlik Matthias —
Katharein 37.
Keilberg 124.
Keilich 91.
Kiczera 138.
Kiczory 172.
Kikulka 138, 152.
Kleyle Ritter von, Karl 164.
Klima 34.
Klimczok 32, 176.
Koberstein 85.
Köhlerberg 102.
Kolenati, Prof. Dr. 97.
Koliba 174.
Komorau 57.

Königsberg 39, 66.
Köpernik 31.
Kostelez 161.
Kotarz 176.
Kotouč 67.
Kotschy Theodor 176.
Kotzobendz 164.
Kozubowa 32, 148, 150, 152.
Krasna 137.
Krautenwalde 122.
Krautenwalder Berg 124.
Kreuzendorf 7, 64.
Kudlich Hans 70.
Kuenburg, Grafen 104.
Kuhländchen 66.
Kunzendorf 142.
Kunzendorf, Groß- 112.
Kuttelberg 38.

Landeck, Burg 144.
Landwirtschaft 34.
Latzdorf 85.
Latzel Josef 115*, 116.
Leierberg 98.
Leiterberge 85, 96.
Leuthen, Polnisch- 37.
Lichnowsky, Fürst 65.
Lichten, Burg 104.
Lichtensteiner 47.
Lichtewerden 38.
Liebenthal 106.
Liechtenstein, Karl von 20.
Lindenwiese, Nieder- 63*, 128.
Lipowetzer Berge 176.
Lobenstein 7, 70.
Lobnitz 33, 182.
Lochberg 85.
Lomna 146.
Lomna, Unter-, Mittel- und Ober- 149.
Löwenkuppe 30, 124.
Löwennesselkuppe 124.
Ludwigsthal 101.
Lysahora 32, 67, 137.
Lyschna 153.
Lyschnica 153.

Magorka 170, 172.
Magurkaberge 32.
Malchor 138.
Malinka 33, 172, 176.
Malinow 32, 172.
Maria Christine von Sachsen-Teschen 142, 162.
Maria Theresia, Kaiserin 24, 27.*
Matthias 20.
Matthias Corvinus 17*, 18.
Matthias von Ungarn, König 71.
Marmorindustrie 112.
Meltsch 63*, 64.
Messendorf 37.
Mionszy 150.
Mohelnica 137.
Mohra 33, 58.
Mohrau 39.
Mohrau, Klein- 37.
Morawka 137.
Moosebruch 85, 86.
Mooslehnberg 97.
Mosty 37, 148, 158.

Nesselkuppe 30, 124.
Nessel-Urlich 91.
Nieder-Kurzwald 182.
Niklasdorf 112.

Obergrund 83.
Oberhermannstadt 77.
Ochab 177.
Oder 32.
Oderberg 146.
Odrau 39, 66, 112.
Ogrodzon 165.
Olbersdorf 37, 38, 77, 78.
Olsa 33, 146.
Ölberg 102.
Ondraš (Andreas Schebesta) 141.
Oppa 33, 98.
Orlau 143, 169.
Orlowa 176.
Ostrau, Polnisch- 37, 142.
Ostrawitza 33, 133, 137, 142, 145.
Ossa (Hotzenplotz) 33.
Ostry 150, 152.
Ottendorf 57.
Ottokar II. 13.*

Pass von Jablunkau 147.
Passionsspiele 84.
Peterstein 91, 96.
Peterswald 37, 143, 170.
Petrowitz 37, 170.
Pflanzenwelt 35.
Piastenthurm in Teschen 156, 157.*
Pochmühle 38, 69.
Podiebrad, Georg von 79.
Pogorz 177.
Pohlom 150.
Pohlom, großer 32.
Pohlom, kleiner 32.
Polnisch-Leuten 170.
Poruba 32.
Praszywa 138, 150.
Prießnitz Vincenz 126, 127.*
Protestantismus 19.
Przyslup 170.

Querberg 31.

Raase 37, 38.
Radun 57.
Ramsauer-Sattel 30, 89.
Raschkowitz 137, 140.

Ratimau 142.
Rauberstein 85.
Reichenstein, Burgruine 122.
Reichensteiner Gebirge 30, 124.
Reihwiesen 85.
Reinhügel 85.
Ropicaberg 150.
Rosswald 108.
Rosswald, Schloss 109.
Rothenberg 31.
Rösselberg 124.
Römersdorf 38, 106.
Rownitza 32, 176.
Rudolf II., Kaiser 20, 21.*

Salaschen 174.
Sandhübel 112.
Sarkander Johann 177.
Sattel bei Riedek 172.
Saubsdorf 112.
Schafberg 98.
Schafgotsch Graf, Fürstbischof von Breslau 122.
Schaumburg, Bruno von, Bischof 106.
Schellenberg, Johann von 71.
Scherschnik Leopold, Propst 157.
Schibitz 39.
Schlakau 57.
Schlakauerberg 31.
Schlossberg 85.
Schneeberg 89.
Schneeberg, Glatzer 91.
Schneeurlich 89.
Schön Eduard 102.
Schönhof 145.
Schubert, Componist 81.
Schwarzberg 124.
Schwarze Hügelsteine 85.
Schwarzwasser 177.
Schygla 149.
Sedlnitzky 108.
Seifersdorf 104.
Setinabach 32.
Setzdorf 112.
Skalka 152.
Skotschau 176.
Skrochowitz 69.
Slawicz 150.
Solza 169.
Spitzberg 176.
Stary Grön 176.
Stibrowitz 37, 57.
Stolow 32, 176.
Stożek 148, 172.
Stramberg 67.
Strepus Martin 55.
Sudeten 30.
Sulow 32, 137.

Tata 13.
Teschen 38, 39, 154, 155.*
Teschenfeld, Edler von 145.
Teufelsberg 102.
Teufelssteine 54.
Thess 91.
Thierwelt 35.
Thomasdorf, Nieder- 92.
Thomasdorf, Ober- 92.
Tiller, Franz 55.
Timlings-Sage 120.
Tokarnia 172.
Trawny 32, 137.
Troppau 37, 45.
Tropplowitz 77.
Tschirmberg 31.
Trzynietz 37, 152.
Tul 32, 153.

Uplas 148.
Urlich 31.
Urlichberg 85.
Urlichkuppe 85.
Ustron 37, 174, 175.

Vaterberg 96.
Vennfrauen 108.
Vennsberg 102, 124.
Volksleben 40.

Waag 32.
Wagstadt 38, 39, 66, 67.
Walachen 40.
Waldstein, Hans Christoph von 79.
Waldstein, Dorf 80.
Waldenburg 94.
Wartenau 69.
Wawrowitz 69.
Weichsel (Dorf) 172.
Weichsel (Fluss) 32, 33, 37, 170.
Weide 33.
Weidenau 112.
Weisswasser 122.
Wenzel Adam 161.
Wiegstein 58.
Wiegstein, Burgruine 59.*
Wielki Stożek 32.
Wigstadtl 39.
Wilczek, Graf Hans 145.
Wildgrub, Ober- 37.
Wladislaw II. 9.
Wok von Krawař 67.
Würbenthal 37, 38, 101.

Zator, Burgruine 104.
Zdiar 152.
Zedlitz, Josef Christian Frh. von 118.
Ziegenberg 102.
Zuckmantel 63,* 81.